Zu Bismarcks Gedächtnis.

Von

Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks.

Erste und zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1899.

Inhaltsverzeichnis.

Professor Dr. Gustav Schmoller in Berlin:

Professor Dr. Max Lenz in Berlin:

Professor Dr. Erich Marcks in Leipzig:

I.

Vier Briefe

über

Bismarcks socialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung.

II.

Über die

„Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck.

Von

Gustav Schmoller.

Vorbemerkung.

Die folgenden vier Briefe über Bismarcks socialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung wurden vom 27. August bis 16. September in St. Blasien im Schwarzwald von mir für die „Sociale Praxis“ geschrieben und erschienen in dem siebenten Jahrgang derselben Nr. 48, 49, 50 und 52. Die Abhandlung über die „Gedanken und Erinnerungen“ habe ich unter dem ersten frischen Eindruck des unvergleichlichen Werkes in zwei Tagen hingeworfen, ebenfalls für die „Sociale Praxis“, welche in ihrer neunten Nummer des achten Jahrganges so die erste eingehendere Würdigung desselben brachte.

Ich hatte weder bei der einen noch bei der anderen rasch entstandenen Arbeit die Absicht, sie bald anderweit abdrucken zu lassen. Von den vier Briefen war ohnedies ihr wesentlicher Inhalt in die Zeitungen aller Parteien übergegangen. Ich dachte, es werde genügen, sie später einmal in einer Sammlung von Abhandlungen zur preußischen Geschichte von mir aufzunehmen. Da trat neben mancherlei sonstigen Aufforderungen zur besonderen Herausgabe der Wunsch Dr. O. Hintzes, des Herausgebers der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, an mich heran, ihm die beiden Abhandlungen für dieses Organ zu überlassen. Da ich dasselbe mit herausgebe und ein besonderes naturgemäßes Interesse an dieser wissenschaftlichen Zeitschrift für preußische Geschichte nehme, so wollte ich mich dieser Bitte nicht entziehen. Es entstand nun aber die Frage, ob nicht der Verleger, mein Freund Herr Carl Geibel (Duncker & Humblot), die beiden Arbeiten auch für sich denjenigen zugänglich machen solle, welche die Forschungen nicht halten. Herr Carl Geibel war dazu bereit und regte seinerseits den Gedanken an, die separate Ausgabe in Verbindung mit einigen Reden und Abhandlungen von Prof. M. Lenz (Berlin) und Prof. E. Marcks (Leipzig), welche ebenfalls in den ersten Monaten nach Bismarcks Tode entstanden und seinem Gedächtnis gewidmet sind, erscheinen zu lassen. Ich ging hierauf sehr gerne ein; unsere Arbeiten ergänzen sich gegenseitig und sind

1*

doch nicht von so verschiedenem Standpunkt und Geist erfüllt, daß sie nicht sehr gut in einem Bändchen zusammen auftreten könnten. Daß durch die Vereinigung einige Wiederholungen sich ergeben, erschien uns kein Hindernis.

Der Abdruck meiner Abhandlungen in den Forschungen war ein fast unveränderter. Für diese besondere Ausgabe habe ich einige Anmerkungen beigefügt und den Text an denjenigen Stellen revidiert, wo ich seither auf Grund mündlicher Nachrichten oder weiterer Studien eine Ergänzung oder Änderung für nötig hielt. Der Gesamtcharakter der Arbeiten ist dadurch in keiner Weise geändert. Beide behalten den Stempel, den ihnen das Organ des ersten Erscheinens und die rasche Arbeit für eine Wochenschrift aufdrückte. Beiden aber wird, wie ich hoffe, der Leser anspüren, daß ihr wesentlicher Inhalt ein erlebter, auf lange Beobachtung, Sammlung und Abwägung zurückgehender ist. Ich hätte in der Sommerfrische des Schwarzwaldes die vier Briefe nicht in drei Wochen ohne Bibliothek niederschreiben können, wenn ich nicht seit Jahren in Vorlesungen über Volkswirtschafts- und Socialpolitik, sowie über preußische Verfassungsgeschichte Ähnliches meinen Zuhörern gesagt hätte.

Daß die vier Briefe vor dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen" niedergeschrieben sind, daran brauche ich hier kaum mehr zu erinnern; auch nicht daran, daß sie sich vielfach kritisch verhalten, während es mir in der Besprechung der Bismarckschen Memoiren darauf ankam, den Lesern der „Socialen Praxis", die zu einem erheblichen Teile keine Bismarckschwärmer sind, seine politische und seelische Größe vor Augen zu führen, bei ihnen das Verständnis für sein innerstes Wesen zu wecken.

Wenn heute die meisten Alltagsmenschen entweder blinde Verehrer oder leidenschaftliche Gegner Bismarcks sind, so braucht es für die tiefer Blickenden doch keiner Erklärung, daß der objektive Historiker seinen Standpunkt über diesen Parteien des Tages zu nehmen hat. Nur möchte ich, um nicht mißverstanden zu werden, noch ein Wort zur Erklärung darüber beifügen, daß ich einerseits Bismarck in der letzten Abhandlung so unendlich hoch stelle, andererseits aber, wie alle meine näheren Freunde wissen, 1890 nicht zu denen gehörte, die in seiner Entlassung bloß ein großes nationales Unglück erblickten. Ich sah darin eine unvermeidliche Katastrophe und zugleich eine Wendung, welche neben ihren erheblichen Schattenseiten doch den Vorteil einer erwünschten Wendung in der inneren Politik bot.

Ich sagte mir 1890 wohl, daß ich ein abschließendes Urteil über die damalige auswärtige Lage des deutschen Reichs und die mögliche

Schädigung derselben durch Bismarcks Entlassung nicht habe. Aber ich meinte, daß, wie dem auch sei, der Übergang in eine Leitung der auswärtigen Politik ohne ihn besser noch zu seinen Lebzeiten als erst nach seinem Tode gemacht werde. Im übrigen lagen mir die inneren Fragen mehr am Herzen; und ich war überzeugt, daß für sie der alternde Reichskanzler, mit seiner Abwesenheit von Berlin während des größten Teils des Jahres, mit seinen starken Neigungen und Abneigungen, mit seinem doch vielfach noch aus der Zeit von 1830 bis 1870 stammenden Gedanken- und Vorstellungskreis doch nicht mehr der rechte Mann sei. Ich sah, daß er in der Steuer- und Zoll-, in der Social- und Handelspolitik, in den Fragen der Gemeinde- und Kreisreform mehr und mehr Wege wandele, die ich für unrichtig hielt, daß er durch seine Allmacht die Reformthätigkeit in fast allen Ministerien seit längerer Zeit lähme; ich konnte in dem Spruche „quieta non movere“ nur das Ruhebedürfnis des Alters sehen. Die Mittel, durch die er Kaiser Wilhelm I. beeinflußt und beherrscht hatte, konnten jetzt nicht mehr zum Ziel führen. Und wenn schon dieser einmal sagte, es sei sehr schwer, unter Bismarck Kaiser zu sein, wenn es 1888—90 in Berlin hieß, es gebe jetzt zwei verschiedene Regierungen und zwei sich bekämpfende Höfe, zu lange könne das nicht nebeneinander gehen, so war 1890 für den realistisch Urteilenden kein Zweifel mehr, daß die Scheidung kommen müsse; man fragte sich mit Recht, ob und wie lange eine solche Spaltung der obersten Staatsleitung dauern könne, ob sie dem Staate und der Monarchie fromme, ob Gefühle der Dankbarkeit für die größten Dienste in der Vergangenheit einen leitenden Minister im Amte halten könnten, wenn seine Ziele mit denen des Monarchen unvereinbar geworden seien. Ich erinnerte mich Friedrichs II., der 1740 den alten Dessauer nicht mit ins Feld nahm, weil er nicht unter der Leitung eines Hofmeisters sich der Welt zeigen wollte, und sagte mir, daß es zu den unmöglichen Dingen gehöre, daß zwei grundverschiedene Männer von 30 und 75 Jahren sich in die Staatsleitung harmonisch teilen könnten.

Ob ich mit diesem meinem Urteil von 1890 in jeder Hinsicht recht hatte, lasse ich unerörtert. Nur das wollte ich hier betonen, daß dieses mein damaliges Urteil mich nicht hindern kann, in Bismarck den großen nationalen Helden Deutschlands im 19. Jahrhundert zu sehen. Man kann ihm noch viel kritischer gegenüber stehen, als ich es thue, und doch in gerechter Weise anerkennen, welchen unaussprechlichen Dank wir ihm schulden, anerkennen, daß er der Baumeister der heutigen preußischen Größe und des neuen deutschen Reiches ist, daß er ebenbürtig neben Friedrich dem Großen steht.

18. Januar 1899. **Gustav Schmoller.**

I.

Vier Briefe über Bismarcks socialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung.

1. Die Persönlichkeit.

Als die Nachricht von Friedrichs des Großen Tode sich verbreitete, fragte ein schwäbisches Bäuerlein naiv: Wer wird denn nu aber künftig die Welt regieren? Als der Telegraph die Kunde von Bismarcks Tode in alle Winkel der Erde trug, erklärte die deutsche Geschichtsschreibung: Das Zeitalter Bismarcks geht zur Rüste! Es ist beidesmal der Ausdruck desselben berechtigten tiefen Gefühls für den staatenbildenden, weltbeherrschenden Genius. Aber während damals die sogenannten Gebildeten es dem Mann aus dem Volke überließen, das rechte Wort zu sagen, und in thörichter Selbstüberhebung sich kopfüber in andere Wege und damit Jena entgegenstürzten, hat die höhere politische Bildung und vielleicht auch etwas die Entlassung Bismarcks vor acht Jahren es zuwege gebracht, daß ihn heute das deutsche Volk viel besser versteht und dankbarer verehrt, als unsere Vorfahren vor 100 Jahren dies Friedrich II. gegenüber thaten. Freilich die abweichenden Stimmen und die verletzten Interessen fehlen auch heute nicht. Wie könnten sie ganz im Chore der bewegten, sich stets widersprechenden öffentlichen Meinung der Welt und des Vaterlandes fehlen? Auch diese Briefe wollen nicht zu den vielen patriotischen Hymnen eine weitere fügen, sie wollen gar nicht von Bismarcks eigentlicher Größe, von dem Wiederhersteller des deutschen Vaterlandes und der deutschen Macht reden, sondern wollen nur versuchen, seine socialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung kurz zu charakterisieren, wie es diesen Blättern geziemt und wie ich ohne besondere Vorbereitung und eingehende Studien vermöge meines Berufes und meiner Lebenserfahrung wagen darf, meine schwache Stimme zu erheben. Ich glaube Bismarck, seine Person, seine Ansichten und Thaten

soweit zu kennen, daß ich zu ihrem Verständnis etwas beitragen kann. Mehr ist jetzt, ist jedenfalls mir nicht möglich. Ich will ihn nicht loben und nicht tadeln; ich stand im Leben oft auf der Seite seiner volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Maßnahmen, oft auch auf der entgegengesetzten Seite. Ich stand ihm persönlich nie nahe, habe nie Wohlthaten oder Förderung von ihm empfangen, war nie von ihm abhängig, habe an den Kämpfen der Zeit keinen aktiven, meine Leidenschaften und Interessen aufstachelnden Anteil genommen. Aber ich war, 1864 nach Preußen kommend, ihm, einem Teil seiner Vertrauten, den ganzen öffentlichen Angelegenheiten als stiller, ich möchte sagen historischer Beobachter doch stets so nahe, daß ich seit 34 Jahren die Ereignisse ziemlich genau verfolgen, oft auch hinter die Coulissen sehen konnte. Und immer habe ich versucht, mir das Bild dieses überwältigenden Mannes zurechtzulegen. Jetzt bei seinem Tode, da ich alle Ursache hätte, nach einem fast erschöpfenden Arbeitsjahr endlich in den Bergen die nötige Ruhe zu suchen, drängt sich mir fast die Feder in die Hand, das Porträt zu fixieren, das mir vor der Seele schwebt, um damit zugleich einen Beitrag zu liefern für die notwendige Auseinandersetzung, welche zwischen den socialpolitischen Reformern, zu denen ich mich rechne, und dem Bismarck von 1864—75, dem von 1876—90 und dem der „Hamburger Nachrichten“ von 1890—98 stattfinden muß. Auch zur Klärung der Gegensätze zwischen den Socialreformern und den Socialreaktionären, die sich heute auf Bismarck berufen, zwischen den socialdemokratischen Anklägern Bismarcks und seinen dankbaren Verehrern, zu denen ich mich trotz großer Gegensätze stets gerechnet, werden, wie ich hoffe, die folgenden Ausführungen beitragen.

Ich möchte heute beginnen, einiges über seine Persönlichkeit zu sagen; denn sie ist doch der Schlüssel auch für seine staatswissenschaftlichen Ansichten und Thaten.

Otto von Bismarck stammt aus einem altmärkischen Adelsgeschlecht, das seit der niedersächsischen Kolonisation dort eine Rolle spielte. Die gens robustissima nennt ein alter Kosmograph diese Niedersachsen, und die kämpfenden Rittergeschlechter an der Elbe hatten die Riesenkraft der Altvordern stets bewahrt. Ein Ahnherr Ottos war wie viele seiner Standesgenossen zugleich Patrizier in Stendal und hatte 1365—67 dem Markgrafen das wichtige Recht der Münze in den Städten der Altmark abgerungen und abgekauft, das die Verbesserung der Münze ebenso, wie die Selbständigkeit der Städte bezweckte. Noch 1722 nennt Friedrich Wilhelm I. die Bismarcks unter den renitenten Adelsgeschlechtern, denen man den Kitzel der Opposition gegen ihren Landes-

herrn austreiben müsse. Die Bismarcks waren dann freilich im umfangreichsten Staats- und Heeresdienst die treuesten Diener der Hohenzollern geworden, aber den selbständigen Mannesmut, die kühne, derb zugreifende Energie haben sie sich bewahrt bis heute. Otto's Mutter, eine geborene Mencken, stammte aus ganz anderem Lebenskreise; ihr Großvater war Professor in Helmstädt gewesen, ihr Vater der bekannte liberal-humane Kabinetsrat Friedrich Wilhelms III., der ganz im Geiste der idealisierenden Aufklärung Feudalismus und Absolutismus bekämpfte. Diese schöne, anmutige Frau gilt in der Tradition der Bismarckschen Familie als besonders klug und energisch; Fürst Bismarck hat ihr nie recht verzeihen können, daß er der Erziehung wegen früh aus dem elterlichen Hause gethan wurde. Die Ursache war gewesen, daß die Mittel für einen Hauslehrer nicht vorhanden waren. Das Heimweh des Knaben nach dem Elternhause war aber so stark, daß er noch in späteren Jahren darüber grollte. Vom Vater Bismarcks ist in der Familie überliefert, daß er liebenswürdig und voll Humor gewesen sei. Jedenfalls wird der Sohn so die Vorzüge beider Eltern in sich vereinigt haben; er würde ohne diese Verbindung schwerlich in seiner Person so viel Geist und Gemüt, so viel Verstand und Humor, so viel gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und bestrickende Anmut mit den kernhaften Eigenschaften der Herrengeschlechter der gens robustissima vereinigt haben.

Im Jahre der Schlacht von Waterloo ist Otto von Bismarck geboren, und die leidenschaftliche Vaterlandsliebe und der Stolz auf Preußen und seine Helden hat sich als Erbteil aus jenen Tagen mit ganzer Kraft in seine junge Seele gesenkt. Als Student schon galt er als der „tolle Junker"; die Vorlesungen haben ihn wohl nicht zu viel Zeit gekostet, aber zu Hause, auf den Gütern der Familie und der Freunde, wie im Dienste als Referendar, als Reserveoffizier zeigte er früh die scharfe Beobachtungsgabe, den durchdringenden Blick für Menschen und Verhältnisse, für alles Wirkliche und Thatsächliche. Alles Idealistische, Abstrakte, Doktrinäre war ihm in den Tod verhaßt. Und so ist es begreiflich, daß er als junger Aristokrat sich dem antirevolutionären Ideenzug der Zeit anschloß, der auf Adam Müller und Albrecht von Haller zurückging, auch Friedrich Wilhelm IV. erfaßt hatte und eine große Zahl hervorragender jüngerer Köpfe 1830—50 um seine Fahne sammelte, wie die Gebrüder von Gerlach, den Begründer der Kreuzzeitung Assessor Wagener und andere. In diesen Kreisen haßte man Hardenberg und seine Gesetzgebung, wie allen Liberalismus und am meisten das hohe liberale Beamtentum jener Tage, dessen Nivellierungs- und Centralisierungstendenzen man für alle Schäden des

preußischen Staates verantwortlich machte. Man schwärmte für die Legitimität, das Zunftwesen und Ständetum, die Heilige Allianz und Metternich. Man übertrumpfte sich in halb spaßhaften, halb ernsthaften Wendungen, wie z. B., daß die großen Städte vom Erdboden verschwinden müßten, daß die Buchdruckerkunst das Unglück der neueren Zeit sei. Der kühnste unter den Rednern dieser Richtung war 1847 im Vereinigten Landtag wie in den folgenden Jahren der Mitarbeiter der Kreuzzeitung, Otto von Bismarck [1]. Er hatte schon damals verkündigt, er werde den Namen des Junkertums noch zu Ehren bringen; er hatte schon damals den Mut gehabt, im Park von Sanssouci dem König so gewaltthätig zu predigen, er müsse mehr Mut zeigen, daß die hinter einem Gebüsch harrende Königin herbeieilte und ihn fragte, wie er wagen dürfe, so zu seinem Könige zu sprechen. Er erfreute sich aber auch schon damals solchen Ansehens, daß er dem Könige zu einer Ministerstelle empfohlen wurde; dieser aber soll als Marginal auf den Rand geschrieben haben [2]: „Roter Reaktionär, riecht nach Blut, vielleicht später einmal zu brauchen!"

Aus dem tollen Landjunker wurde durch seine Thätigkeit als Bundestagsgesandter in Frankfurt 1851—59 und als preußischer Gesandter in Petersburg und Paris 1859—62 nicht bloß ein Diplomat mit einer Welt- und Menschenkenntnis ohnegleichen, sondern auch ein preußischer Beamter und Staatsmann, der die meisten romantisch-feudalen Schrullen aus der vormärzlichen Zeit abgestreift und die realen Lebensbedingungen des preußischen Staates wie kein anderer begriffen hatte. Er stand mit seinen alten Freunden, der Kreuzzeitung, den Konservativen, schon vielfach in merklichem Gegensatz, als er September 1862 das Präsidium des Ministeriums übernahm: aber von den meisten wurde er

1) Wenn Bismarck nun in den Gedanken und Erinnerungen I, S. 2, S. 13 bis 15 u. s. w. dagegen protestiert, daß er verjunkert gewesen sei, wenn er die liberalen Auffassungen betont, die er mit der Muttermilch eingesogen habe, so ist das nicht im Widerspruch mit dem Obigen. Wie werden heute annehmen können, daß die Freiheit des Geistes, die B. später auszeichnete, schon in jüngern Jahren im Keime vorhanden war, daß er also ständisch-liberalen Ideen 1840—50 nicht so fern stand, wie es nach außen erschien. Aber ebenso sicher scheint mir, daß damals doch die junkerlichen Ideen, die Lehren Hallers und Stahls bei ihm überwogen, und daß ihn erst die Erfahrung und das Alter dazu brachten, sich und seine damaligen Bestrebungen als ständisch-liberal zu bezeichnen.

2) Diese Version giebt C. F. Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien in den Jahren 1845—52, Politische Privatbriefe. 2. Aufl. 1886. S. 247. Eine andere Version giebt jetzt Bismarck selbst a. a. O. I, 150 „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonnett schrankenlos waltet".

damals noch als der rote, tollkühne Reaktionär der vierziger Jahre angesehen. In den Kreisen der liberalen Ära war er noch so verdächtig, daß ihr Ministerpräsident, der Fürst von Hohenzollern, bei dem Vorschlag ihn zu rufen, meinte, das hieße den Bock zum Gärtner setzen[1]). Auch dem König Wilhelm war er damals noch wenig sympathisch: er acceptierte ihn als pis aller, als das letzte Mittel, die Militärreform zu retten und über den Verfassungskonflikt und die fortschrittliche Opposition Herr zu werden. Von 1862—90 liegt sein öffentliches Leben klar vor dem Auge der Öffentlichkeit. Aber daß diese, die Parteien, die anderen Minister und Beamten, die anderen Staaten und ihre Organe ihn rasch und leicht verstanden hätten, wird sich nicht behaupten lassen. Ein Heer von Mißverständnissen verdunkelte immer wieder sein Bild. Sein Wesen war auch nicht einfach und leicht zu verstehen; seine Entwickelung hat ihn stetig verändert und seine Heftigkeit täuschte gar oft Freunde und Feinde. Und doch ist es jetzt nicht so schwer, das Centrum seines Wesens zu begreifen.

Als der wesentlichste Zug seines Charakters erscheint die titanenhafte Willensenergie, der impulsive Drang zu praktischem Handeln, die rastlose Findigkeit und elastische Beweglichkeit, mit der er Größtes und Kleinstes zugleich übersehend, an hundert Stellen zugleich zu handeln verstand, der rücksichtslose, keine Gefahr und keine Hindernisse kennende Mut, mit dem er seine Person und die Kräfte seines Staates da einsetzte, wo er zu handeln entschlossen war. Er war eine geborene Herrschernatur. Schon äußerlich machte er den Eindruck eines olympischen Helden oder germanischen Recken: er war ein Jäger, Reiter, Schwimmer, Fechter, Esser und Trinker, der es mit jedem aufnahm. Seinen Schädelinhalt hat O. Ammon auf 1965 Kubikcentimeter, sein Gehirngewicht auf 1867 Gramm bestimmt; die beiden schwersten bekannten Gehirne, das Byrons mit 1807, das Cuviers mit 1830 übertraf er also noch; das durchschnittliche der europäischen Männer ist nach Welcker 1380 Gramm, also fast 500 Gramm geringer. Wir mögen nun über den Zusammenhang von Gehirnmasse und geistiger Kraft denken wie wir wollen, jedenfalls sprechen diese Zahlen nicht gegen Bismarck; sie machen begreiflich,

1) In den Gedanken und Erinnerungen I, 237 erzählt Bismarck, daß der Fürst von Hohenzollern und R. von Auerswald zwischen März und Mai 1860 seine Ernennung zum Minister des Auswärtigen angeregt haben. Diese Nachricht läßt gewisse Zweifel aufkommen, ob die oben erwähnte Überlieferung ganz richtig sei. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Hohenzollern früher anders dachte; jedenfalls war die Stimmung der übrigen Minister der neuen Ära über Bismarck eine jenem obigen Ausspruch entsprechende.

daß er Außerordentliches leisten konnte, daß in seinem Wesen so heterogene Eigenschaften Platz hatten, wie z. B. jetzt auch Bamberger betont, daß er keine andere so riesenhafte Willenskraft kannte, die zugleich durch so viel Geist und geistreiche Gedanken in Erstaunen setzte. Die Arbeitskraft Bismarcks war überall erstaunlich; sie war auch am Schreibtisch und im Parlament kaum von sonst jemandem zu erreichen; seine Gehilfen, von denen er Gleiches forderte, gingen immer rasch an der Überanstrengung zu Grunde. Er selbst war schon 1859 durch das Übermaß der Anforderungen an sich selbst ein halb kranker Mann. Aber jede größere Aufgabe schien ihn wieder zu stärken und über sich selbst hinauszuheben, ihn mit noch größerer Thatkraft und Leistungsfähigkeit auszurüsten. Freilich bewegte sich nun auch seine ganze Ministerlaufbahn in dem Gegensatz zwischen körperlicher Erschöpfung und fieberhafter Überanstrengung. Seine Willensenergie zeigte sich einmal in der bohrenden Zähigkeit, mit der er an den für richtig erkannten Zielen festhielt und zeitweise alle Fasern und alle Nerven auf das im Moment Wichtigste konzentrierte — dann aber in den orkanartigen Entladungen seiner Kraft, wenn ihm Hindernisse und Feinde in den Weg traten. Sein Haß war so stark wie seine Liebe; hat er doch selbst erklärt, daß ihm der erstere so notwendig zum Leben sei wie die zweite! In den parlamentarischen Debatten mit Lasker, mit Windthorst, mit Richter und den Socialdemokraten hat er oft über Kleinigkeiten, über Dinge, die dem Unbefangenen als Mißverständnisse erscheinen müssen, mit einer Leidenschaft gestritten, daß man nicht mit Unrecht sagte, er habe mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Sein Feuergeist konnte, wenn er gereizt war, nur mit Donner und Blitz, mit Keulenschlägen und Dolchstichen antworten. Er hätte sich vieles erleichtert, wenn er im ersten Moment so ruhig und objektiv gewesen wäre, wie er es nachher werden konnte; oft hat er freilich die Leidenschaft für Monate und Jahre festgehalten; aber er wäre ohne solche starken, heftigen Gefühle wohl auch nicht der Held gewesen, der, lange ehe er Minister wurde, sagte, er werde sein totkrankes Vaterland ferro et igni heilen. Diese Ausbrüche der Leidenschaft hingen mit seinem tiefen und reichen Gemütsleben, seinem feinen Nervensystem, seiner überquellenden geistigen Lebenskraft aufs engste zusammen.

Freilich, sein Gemütsleben, seine innere Wärme und Leidenschaft beschränkte sich auf wenige Gegenstände und Personen: Preußen, seinen König, später das deutsche Vaterland hat sein Herz mit der ganzen Glut seiner Empfindung erfaßt, darin übertraf ihn kein anderer der Zeitgenossen. Seine Geschwister, vor allem seine Schwester, seine Gattin, seine Kinder, einzelne Freunde liebte er wie wenige; die schriftlichen Denkmäler aller

Zeiten weisen nichts Rührenderes und Herzerquickenderes auf als die Briefe an sie, zumal an seine Schwester. Wer diese Briefe gelesen hat und dann noch behauptet, Bismarck sei nur ein infernalischer kalter Realist gewesen, dem fehlt alle Menschlichkeit und alle Seelenkenntnis. In seinem glänzenden Humor, in seiner Freude an der Natur, in der Anhänglichkeit an Diener und Lieblingstiere zeigte er ebenfalls sein reiches Gemütsleben. In der Verachtung alles äußeren Scheines, in der steten Sehnsucht nach den stillen Freuden des Landlebens, in der immer wieder ausgesprochenen Bereitschaft, aus den Kämpfen und dem Haß des öffentlichen Lebens sich zurückzuflüchten in das bescheidene Dasein des Landedelmannes, die jedenfalls in den früheren Jahren ernst gemeint war, wenn sie auch von dem berechtigten Ehrgeiz großen Stils immer wieder übertrumpft wurde, in all solchen Zügen dokumentiert sich ein großes, edles, auf die Hauptsachen, auf das Schlichte und Wahre gerichtetes inneres Leben. Er liebte den derben Spaß und konnte mit fast cynischem Realismus von der Art reden, wie andere den Freuden, die Bacchus und Amor gewähren, huldigen; er war selbst in gewissem Sinne ein derbes Weltkind, dem nichts widerwärtiger war als kopfhängerisches Wesen und der Schein einer nicht vorhandenen Religiosität. Er mißachtete die äußeren Formen des kirchlichen Lebens, aber er war im Innersten ein demütiger, gläubiger Christ und Protestant, der sich in der Hand des Allerhöchsten wußte und von dem Ringen und den Schmerzen dieser Welt meinte, es wäre das Aus- und Anziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre.

Daß er die Wärme seiner Empfindungen so auf wenige Punkte konzentrierte, steht nicht in Widerspruch, sondern in Übereinstimmung mit der Thatsache, daß er im übrigen die Menschen verachtete und sie mit der Eiseskälte des Schachspielers behandelte, der seine Partie gewinnen will. Große Menschenkenntnis, gesammelt an hoher Stelle, an die sich die Mehrzahl der Menschen schmeichelnd, bettelnd, mit Eitelkeit und allen gemeinen Instinkten herandrängen, hat stets die Menschenverachtung erzeugt. Nur sentimentale Männer ohne Weltkenntnis und weichherzige Weiber, die keine großen Pflichten im engen Kreise erfüllen, haben ein Herz für jedermann. Wer Großes auf irgend welchem Gebiet erreichen will, muß sein Herz an bestimmter Stelle zuschließen, um die Kraft für das Wesentliche zu sammeln. Ohne eine gewisse Kälte und Härte ist ein großer Staatsmann so wenig zu denken, als ohne die Kunst, die Menschen unter Umständen zu täuschen und rücksichtslos die guten und schlechten Mittel für die höchsten Zwecke einzusetzen, mit allen virtuosen Künsten der Diplomatie dem Vaterlande zu dienen. Bismarck

gleicht hier ganz Friedrich dem Großen, nur daß er, die hergebrachte Manier diplomatischer Täuschung des Feindes verschmähend, mit meist verblüffender Offenheit zuwege ging; er verzichtet damit freilich nicht auf die von ihm genial gehandhabte Kunst, die Feinde Preußens zu überlisten und zu überraschen und auch in der inneren Politik seine Gegner und seine Werkzeuge mit überlegener kalter Berechnung so zu behandeln, so ins Garn zu locken, so auszuspielen, wie es für seine Zwecke nötig war. Wer derartiges einem leitenden Staatsmann vorwirft, kennt die Welt nicht. Daß aber mit diesen unentbehrlichen staatsmännischen Eigenschaften gewisse menschliche Schwächen und Einseitigkeiten gegeben sind, wird sich nicht leugnen lassen. Das Wohlwollen gegen andere wird sich meist bei solchen Männern in engen Grenzen bewegen; Anerkennung für fremdes Verdienst ist nicht leicht zu finden; Gerechtigkeit gegen Gegner ist fast nicht möglich; in den Feinden sieht man nur Schurken und Dummköpfe, wie das ein so genauer Kenner Bismarcks, Freiherr v. Tiedemann, als wesentliche Charakterzüge hervorhebt. Auch das Nichtverständnis für die katholische Kirche und ihre Priester, für die Bestrebungen der heutigen demokratischen Arbeiterwelt, die starke, teilweise bis zum Hasse gehende Abneigung, die Bismarck für die ihm abholden, anderen politischen Tendenzen folgenden Mitglieder der königlichen Familie hegte, sowie für Diplomaten und Generale, die er als mögliche Nebenbuhler betrachtete, seine Unterschätzung der preußischen Beamten, besonders der „Geheimen Räte“, Unterstaatssekretäre und Ministerkollegen — das alles hing wohl damit zusammen.

Aber soviel Bismarck auch durch Menschenverachtung und geringes Wohlwollen gefehlt haben mag, das dürfen wir nie vergessen: die kalte Überlegung war die Bedingung seiner großen staatsmännischen Wirksamkeit. Nur ein Mann, der alle Phrase und alle Pose durchschaute, der frei von jeder Sentimentalität war, konnte Menschen und Verhältnisse so meistern. Seine Kälte und sein ruhiger, überall ins Innerste dringender Scharfsinn waren doppelt nötig, da er, doch selbst von den stärksten Leidenschaften beherrscht, diesen ein Gegengewicht geben mußte. Er sagt selbst von sich, er habe oftmals zu rasch und zu unbesonnen gehandelt; alle, die mit ihm verkehrten, wissen ein Lied darüber zu singen, wie schwer er Widerspruch vertrug, wie er jedenfalls im ersten Moment dagegen leidenschaftlich und ungerecht auffuhr. Aber ebenso bekannt ist, wie er sich zu beherrschen lernte, wie er, wenn man zuerst schwieg, nachträgliche ruhige Einwürfe anhörte, wie er jahrelang mit ihm verhaßten und verachteten Menschen auszukommen, wie er im großen und kleinen Maß zu halten verstand.

Es liegt vielleicht seine Hauptgröße darin, daß er bei einem titanenhaften Willen und fast herkulischer Leidenschaft so maßvoll zu handeln verstand, auf den Höhepunkten des Erfolges nie zu weit ging, immer seine Forderungen ängstlich abmaß und den realen Kräften anpaßte. Er entwaffnete eben hierdurch seine heimischen und fremden Gegner, die er durch anderes Benehmen aufs äußerste getrieben und damit wieder gestärkt hätte. Allein seine Mäßigung gegen Österreich und die süddeutschen Staaten hat den Weltfrieden so lange erhalten und das Deutsche Reich möglich gemacht. Allein seine taktvolle Vorsicht gegenüber den kleinen Dynasten hat diese aus Feinden der deutschen Einheit zu ihren Stützen gemacht. Allein seine Mäßigung in der Verfassungsfrage hat den Verfassungskonflikt so glücklich beendigt, daß man heute sagen kann, dieser habe die Monarchie und die Verfassung zugleich befestigt. Er erscheint so häufig als ein vorsichtiger, weiser Cunctator. Im rechten Moment ein kämpfender Löwe, tritt er im folgenden wieder als ein harmlos friedlicher Makler, Nachbar und konstitutioneller Minister auf. Diese seltene Eigenschaft, durch die er seinem Könige und seinem Vaterlande, wie gesagt, vielleicht am meisten nützte, hing ebenso mit der Struktur seines Intellekts, als mit dem Wesen seiner Willens- und Gemütskräfte zusammen.

Bismarck wußte unglaublich viel. Er hatte an schöner, historischer, allgemeiner Litteratur unendlich viel gelesen; er hatte das staunenswerteste Gedächtnis, das ihn bis in sein hohes Alter nie verließ; er hatte das lebendigste, anschaulichste Denken. Daher der Reichtum seiner Bilder, das Lebensvolle seiner Briefe und Denkschriften; er wird einer der größten Prosaisten des 19. Jahrhunderts bleiben. Aber seine Schule war das Leben gewesen, nicht das Lesen in den Akten und Büchern. Alles abstrakte Denken und Schließen war ihm fremd, ja unbehaglich. Er hatte als Student nicht hinter den Büchern gesessen, hatte dann als Landedelmann sich seines Daseins gefreut — wie oft rühmt er sich jener göttlichen Faulheit, mit der er die Zeit in Wald und Wiese durchträumt habe; die Tintenscheu erscheint ihm als die natürliche Eigenschaft des vornehmen, gebildeten Mannes. Er war fast 40 Jahre alt, als er sie in seiner Eigenschaft als Gesandter gründlich überwinden mußte. Alle Menschen, die von Jugend auf nur Bücher studierten, schrieben, drucken ließen, vom Schreiben lebten, mit allgemeinen Ideengängen die Welt lenken zu können glaubten, erschienen ihm verdächtig, auf falschen Wegen. Von ihrer Herrschaft die Welt oder wenigstens den preußischen Staat zu befreien, war ihm eine der wichtigsten Lebensaufgaben. Ich möchte sagen, er habe — im besten Sinne des Wortes — einen Bauern-

verstand gehabt[1]). Was er nicht selbst gesehen, nicht mit Händen getastet hatte, das existierte gar nicht für ihn. Bei den Beratungen im Staatsrat, wobei ich die einzige Gelegenheit hatte, ihn stunden- und tagelang zu beobachten, war der Haupteindruck für mich der, wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeine Theorie aufgebauten Reden von Gneist und anderen an ihm abprallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die Betreffenden chinesisch gesprochen hätten, während ein einziges praktisches Beispiel, zumal ein solches aus der Sphäre seiner Lebenserfahrung, ihn sofort überzeugte. Die praktische Erfahrung war ihm alles; in der Theorie sah er nie summierte Erfahrung, sondern wertlose Abstraktion, irrende Spekulation. Er hielt eben deshalb nie an irgend einer Theorie und Meinung starr fest; das praktische Leben und seine Beobachtung änderte und modelte seine Überzeugungen bis ins Alter immer wieder um. Es gab wohl keinen zweiten Mann in Europa, der über einen solchen Reichtum von Beobachtungen und Erfahrungen verfügte; denn wer kannte, wie er, fast alle Länder Europas, ihre Regenten und Minister, ihre leitenden Kreise; wer hatte so offenen Auges (trotz seiner Kurzsichtigkeit und des früh gebrauchten Lorgnons) alle denkbaren Zustände, Sitten, Institutionen, alle Spielarten des Volkscharakters, des Klassengeistes so beobachtet? — Das ermöglichte ihm nun eben, stets rasch jede neue Erfahrung in den Schatz des Vorhandenen einzufügen, Menschen und Verhältnisse richtig zu beurteilen und entsprechend zu handeln. Ein starkes Selbstbewußtsein und eine stets schlagfertige, oft mehr durch genialen Instinkt als Überlegung geleitete Entschlußfertigkeit machten ihn dann zu dem handelnden Staatsmann, der in zwei Minuten erledigte, worüber seine Ministerkollegen

1) Von Verehrern Bismarcks ist mir dieser Ausdruck verübelt worden; es lasse sich nicht vereinen mit der Summe von Geist und hoher geistiger Kultur, die seine Reden, Briefe, Denkschriften zeigen. Ich dachte dabei an die klassischen, psychologischen Schilderungen des bäuerlichen Wesens von Garve (Über den Charakter des Bauern u. s. w. 1786 u. 1796), wo dieser seine Beobachter die Ecken und Kanten, aber auch die Vorzüge des Bauern gegenüber dem Städter darauf zurückführt, daß er alles aus der Erfahrung lerne, nichts durch die gefärbten Brillen von Büchern sehe und nichts aus abstrakt lehrhaftem Unterricht in sich aufnehme. Was ich damit betonen wollte, war wesentlich, daß Bismarck von des Gedankens Blässe nie eine Stunde angekränkelt war, daß er gänzlich opportunistischer, derber Realist, trotz aller seiner Lektüre, trotz seines Geistes blieb, daß theoretisch erworbene Prinzipien ihn nie beherrschten. Man mag das tadeln, man mag betonen, daß Stein und Hardenberg das Gegenteil waren, daß auch Friedrich d. Gr. ihm hierin nicht glich; aber nie wird man leugnen können, daß ohne diesen Erdegeschmack bäuerlicher Klugheit, Schlauheit, Zähigkeit und Härte sein praktisches Handeln nicht so des Zieles sicher und seine Erfolge so groß gewesen wären.

tagelang gesessen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Daß ihn das niederdrückende Gepäck aller wissenschaftlichen Gründe pro et contra gar oftmals nicht beschwerte, ließ ihn da und dort wohl mal irren, aber erleichterte ihm andererseits alles Handeln unendlich. Und vor allem das praktische Maßhalten, das dem bloßen Mann der Feder und der Schreibstube so oft abgeht, das gelang ihm spielend, weil er so ganz in der Welt der praktischen Erfahrung lebte. Es will mir auch scheinen, daß, wo er als Staatsmann fehlte, es auf dem Gebiete gewesen sei, in dem er nur unvollkommene Erfahrungen besaß, so z. B. in der Behandlung der katholischen Kirche und in einem Teil der Arbeiterfrage.

Aus seinen Willens- und Gemütskräften, wie aus der Art seines Verstandes und seiner Bildung ging die energische, impetuose Art seines Handelns hervor. Sie läßt sich als ein ununterbrochener Kampf bezeichnen, den er aber immer wieder auf bestimmte Punkte und Personen, Institutionen und Staaten zu beschränken wußte, der immer das Ziel verfolgte, zu Friedensschlüssen, zu höheren, besseren Formen des politischen Lebens zu kommen, das nationale Dasein zu befestigen und auszugestalten.

Hatte er schon als Student, als Mitglied der Stände, als Journalist vor allem von seiner kühnen, streitbaren Seite sich gezeigt, so wurde er in Frankfurt der Hecht im Karpfenteich, der die stillen Wasser der Eschenheimer Gasse zum Schrecken der Hofburg trübte. Und doch galt er hier, wie auf seinem späteren Gesandtschaftsposten, als der unwiderstehlich liebenswürdige Gesellschafter und Causeur, als der Liebling der Frauen wie der Männer, der Fürsten wie der Minister. Seine eigentliche Kampfzeit beginnt aber 1862. Er kommt mit dem Ölblatt des Friedens in die erste Sitzung der Kommission des Abgeordnetenhauses, aber der Verfassungskonflikt erreicht jetzt erst seine ganze Schärfe. Er hat nun zugleich mit der Kammer und der öffentlichen Meinung, mit Österreich und den Kleinstaaten, mit den Ministerkollegen und dem König, mit dem übrigen Europa zu ringen und zu kämpfen. Vorher halb krank, schreibt er in jenen Tagen, daß er sich jetzt wieder ganz wohl fühle. Je größer die Gefahr und der Einsatz, desto sicherer fühlt er sich; wenn alle ihn und seine Sache verloren glauben, erhebt er sich, wie er selbst es oft genannt, zu jenem Gefühl der „Wurschtigkeit“, d. h. zu dem stolzen Sicherheitsgefühl, das absolute innere Ruhe und Fähigkeit kalten Handelns im größesten Sturme giebt — zu jenem Gefühl, das nur die Folge des höchsten Selbstvertrauens sein kann und bei dem einen mit Gottvertrauen, bei dem anderen mit der Leidenschaft des waghalsigen Spielers, unter Umständen mit beidem zugleich verbunden ist, jedenfalls nur ganz wenigen großen Menschen eignet.

Der Kampf Bismarcks mit dem Ausland und dem Parlament ist bekannt; viel weniger noch der mit den anderen Ministern und Räten, mit dem Hof, mit dem Könige selbst. In seiner späteren Zeit waren seine Kollegen die Männer seiner Wahl; in den ersten 10 bis 15 Jahren seiner Regierung mußte er mit den Männern auskommen, die er im Amte getroffen oder die er nach ihrer Carriere, ihren Verdiensten oder sonstigen Ursachen hatte acceptieren müssen. Ein großer Teil des höheren Beamtentums stand ihm 1862 bis 1876 politisch und sonst fremd, ja feindlich, mit entgegengesetzten Grundanschauungen gegenüber. Als sein Freund Roon 1873 ausschied, klagt er, daß er mit ihm die „einzig fühlende Brust" verliere. Die Ressortkämpfe und die Machtlosigkeit des Ministerpräsidenten gegenüber den anderen Ministern und Geheimen Räten waren in den siebziger Jahren ein Lieblingsthema seiner Unterhaltung. Es war im Jahre 1875, daß er zu mir in einem Gespräch über solche Dinge sagte, er wolle lieber mit jeder fremden feindlichen Macht über die schwierigsten Dinge einen Vertrag abschließen, als ein Abkommen mit einem preußischen Kriegsminister treffen. Es ist auch bekannt, wie er 1866 während des Krieges den Unwillen der Generale durch den begehrten und erreichten naturgemäßen Einfluß als verantwortlicher leitender Minister erregte und wie jene ihm einen solchen deshalb 1870 möglichst abschneiden wollten.

Über sein Verhältnis zum Hof und zur königlichen Familie hat Bismarck bekanntlich selbst den Ausspruch gethan, seine Leistungen gegenüber Parlament und Ausland seien gering gegenüber denen, durch welche er die hier vorhandenen Schwierigkeiten überwunden habe. Es ist naturgemäß, daß über diese Dinge bis jetzt wenig bekannt ist; vielleicht bringen die Denkwürdigkeiten einigen Aufschluß darüber. Im ganzen wird erst eine spätere Geschichtschreibung hier ganz unparteiische Aufklärungen bringen können. Bis jetzt ist man teilweise absichtlich darüber weggeglitten, so vor allem Sybel, der allerdings bei Lebzeiten Kaiser Wilhelms und Bismarcks von diesen Konflikten nicht gut reden konnte, der sich aber deshalb auch sagen lassen mußte, sein Bild Bismarcks sei eben darum wenig zutreffend, er habe aus einem Königstiger eine zahme Hauskatze gemacht.

Ich vermag nach dieser Richtung natürlich auch nicht Enthüllungen zu bringen. Aber eine gewisse Vorstellung über diese Kämpfe gehört nach meiner Ansicht so notwendig zum vollen Bilde der Persönlichkeit, daß ich wenigstens ein paar Worte und Andeutungen mir gestatten muß.

Daß die Königin Augusta in der waghalsigen Politik Bismarcks die Wege eines Strafford und die größte Gefahr für Thron und Leben ihres Gemahls sah, ist nicht bloß aus ihrer Eigenschaft als Frau und

Gattin zu erklären. Wie bei jeder kühnen Politik konnte man 1862 bis 1866 den Ausgang nicht sicher im voraus erkennen; daß die Königin, ganz den liberalen und konstitutionellen Ideen der Zeit zugewandt, den Mann mit Blut und Eisen nicht verstand, ist ebenso natürlich, als daß sie den durch Jahrzehnte hindurch erworbenen, auf ihrem Geist und ihren seltenen Fähigkeiten beruhenden Einfluß auf den Gatten von 1862 an nicht plötzlich verlieren wollte. Ähnlich war die Stellung des kronprinzlichen Paares gegenüber Bismarck; nach Erziehung und Zeitgeist, nach Gemütsanlage und Charakter gehörten sie der liberalen Generation und Schule an. Die hier sich ergebenden Konflikte waren das notwendige Ergebnis der großen widerstreitenden Tendenzen des Zeitalters, und daß sie nicht ohne Härte und Bitterkeit verlaufen konnten, lag nicht allein, aber mit in der Art, wie Bismarck diese ihm feindlichen Einflüsse als ganz unberechtigt ansah und bekämpfte.

Auch mit seinem königlichen Herrn, dessen treuer Diener er gewiß stets hat sein wollen, konnte er nur nach langen Reibungen, nach Ablehnung jener immer wiederholten Entlassungsgesuche, durch welche er seinen Willen durchsetzte, auf jene ganz einheitliche Linie des Zusammenwirkens kommen, welche die letzten Jahre mit dem idealen Glanze vollendeter Harmonie umgiebt. Die beiden großen und willensstarken Männer hatten gewiß seit lange viele Punkte der Übereinstimmung; beide waren im Innersten konservativ, wollten Krone und Armee befestigen, dem preußischen Staate seine gebührende Machtstellung schaffen. Aber daneben waren sie doch grundverschieden, ja Bismarck war dem Könige lange unsympathisch und unheimlich. Wilhelm war so viel älter, milder, gerechter, vorsichtiger, Bismarck so viel jünger, kühner, leidenschaftlicher, trotziger; Wilhelm war, hat man gesagt, das moralische Gewissen seines Kanzlers; dieser schreckte rücksichtslos vor keinem Mittel zurück, er war neben dem König die titanisch-revolutionäre Natur: — was wunder, daß sie oftmals nur nach heftigstem Kampf ineinander sich fanden! — Und der König war ebenfalls von dem stärksten Selbstbewußtsein, er wollte regieren und regierte wirklich; Bismarck konnte unendlich vieles, was er wünschte, nicht durchsetzen. Nur ein gegenseitiges Nachgeben konnte das dauernde Zusammenwirken ermöglichen. Und unbegreiflich ist es für keinen Kenner der betreffenden Personen, daß ähnliche Konflikte nach 1888 mit den Nachfolgern sich wiederholen mußten, sowie daß hier die Versöhnung nicht auf die Dauer so wie mit dem alten Herrn gelingen konnte.

Daß man diese Konflikte, so lange sie schwebten, sorgfältig vor der Außenwelt verbarg, war notwendig und selbstverständlich; denn sie

hätten die Feinde Preußens gestärkt, die Stellung der Regierung geschwächt. Ein späteres Geschlecht aber kann an diesen Kämpfen und der Art, wie sie verliefen, nur sein patriotisches und monarchisches Gefühl stärken. Auch wenn sie heute in allen Einzelheiten erzählt würden, so glaube ich, würde die Verehrung und Bewunderung für Bismarck und Kaiser Wilhelm nur steigen; denn man würde sehen, wie sich hier die höchsten politischen und männlichen Tugenden im Kampf und in der Nachgiebigkeit des einen gegen den andern erwiesen. Ich denke dabei vor allem an die Scene, als der von Baden-Baden heimkehrende, dort zur Nachgiebigkeit gegen die Kammer bekehrte König, von dem herbeieilenden Bismarck in der Nacht auf einer Zwischenstation erreicht, bei der Ehre des preußischen, niemals nachgebenden Offiziers gefaßt, wieder zum Standpunkt des unabänderlichen Festhaltens im Verfassungskonflikt bekehrt wurde. Oder an die Scenen in Nikolsburg, wo Bismarck, für die milderen Friedensbedingungen eintretend, sich bereits als entlassener Minister ansah, und der Frieden zwischen ihm und dem König dann wieder durch den Kronprinzen hergestellt wurde.

Wo die großen Geschicke eines Volkes und einer Welt auf eines Messers Schneide liegen, da kann es nicht wie in der harmlos friedlichen Kinder- und Familienstube hergehen. Wie Volk und Regierung, Parteien und Minister, so müssen auch die Könige und ihre obersten Räte zeitweise miteinander ringen, wenn die rechten Entschlüsse reifen sollen. Könige, die stets nur befehlen wollen, Minister, die stets nur ja sagen, taugen nichts. Freilich die Voraussetzung eines segensvollen Kampfes, der stärkt und bindet, ist die, welche Bismarck 1879 in seiner Rede gegen Lasker, als dieser ihm vorwarf, den Bürgerkrieg zwischen Stadt und Land zu entzünden, bezeichnete: es muß für die Kämpfenden einen sicheren Boden gemeinsamer, starker, alles beherrschender Gefühle, Ideale und Pflichten geben; der eben ermöglicht das richtige Nachgeben und den heilsamen Friedensschluß.

Daß man auch Minister und sogar preußischer Finanzminister sein könne ohne Kämpfe, daß man als solcher jahrelang sich auf die harmlos friedliche Arbeit, die Konzepte und Reinschriften seiner Räte zu unterschreiben, beschränken könne, hat Bismarck nicht ohne Bitterkeit mit einem Seitenblick auf einen langjährigen Kollegen ausgesprochen. Das sind die Minister und Ministerien, die sich von Tag zu Tage „durchfretten", die sich schieben lassen, statt zu führen, die aber auch nichts leisten und steuerlos vor Wind und Wellen treiben.

Wer sein Vaterland gänzlich neu gestalten, die größten inneren und äußeren Reformen durchführen will, der kann das nur durch eine Welt

von Kämpfen. Und wenn Bismarck jetzt an der Pforte des Paradieses Einlaß begehrt, so kann er als citatenfester Kenner unserer Klassiker den Goetheschen Vers dem wehrenden Engel zurufen:

„Nicht so vieles Federlesen,
Laß mich immer nur hinein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!"

Und er wird dann vielleicht noch hinzufügen: Ich bin preußischer Ministerpräsident und deutscher Kanzler von 1862 bis 1890 gewesen: „Hier, durchschaue diese Brust, sieh der Lebenswunden Tücke"; ich habe einen guten und großen Kampf für mein Volk gekämpft!

St. Blasien, 26. August 1898.

---

2. Der Wandel in Bismarcks Ansichten über Staat, Gesellschaft und Volkswirtschaft.

Ich habe in meinem ersten Briefe die Persönlichkeit Bismarcks zu zeichnen versucht. Nur wer sie genauer kennt, wird die socialpolitischen und volkswirtschaftlichen Ansichten dieses Staatsmannes, zu denen wir uns jetzt wenden, begreifen können. Wir müssen dabei aber auch seine Auffassung von Staat und Gesellschaft, Verwaltung und Verfassung kurz streifen, denn sie hängen mit der ersteren zu enge zusammen. Ich beginne zunächst mit einer summarischen Aufzählung der scheinbar unvereinbaren Gegensätze, die wir im Laufe der Zeit bei Bismarck antreffen.

Er war bis in die fünfziger Jahre ein überzeugter Anhänger des ständisch-feudalen Staates und führte dann das allgemeine Stimmrecht ein. Er war ein Gegner der preußischen Verfassungen von 1848 und 1850, und niemand hat dann mehr als er zur Befestigung des preußischen Verfassungslebens beigetragen. Er hatte bald eingesehen, daß Selbstverwaltung und Kammerdebatten unentbehrliche Organe des heutigen Staates seien; schon 1853 bezeichnete er die Volksvertretung als ein „brauchbares Korrektiv für die von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Bureaukratie, die auf die Dauer mehr Elend ins Land bringe als die Handvoll oppositioneller Kammerschwätzer". Er haßte und mißachtete, ähnlich wie Friedrich Wilhelm IV., das liberale Beamtentum, vor allem die Geheimen Räte; er hat sie noch zuletzt Drohnen genannt, die nichts produzieren als Gesetze. Gegen sie wollte er die produktiven Stände mobil machen; er erstrebte das früher mehr

in ständischer Form, später durch den Volkswirtschaftsrat, durch die Begünstigung des Centralverbandes der Industriellen und des Bundes der Landwirte. Aber er hat durch die Eisenbahnverstaatlichung und andere Maßnahmen die Zahl der Beamten verdoppelt; er hat, wenn er Nichtbeamte zu Ministern machte, nur Unglück gehabt. Der preußische Staat blieb auch unter Bismarck ein Beamtenstaat. 1862 wie 1890 waren die fähigen Parteiführer in den Kammern frühere Beamte. Ob das Beamtentum von 1850 bis 1870 oder das von 1880 bis 1900 höher stand, tüchtiger war, darüber wird man schwerlich heute schon mit Sicherheit urteilen können.

Bismarck hat so stark wie irgend einer der Konservativen 1849 bis 1850 die Gothaer und die Radowitzsche Politik verhöhnt und bekämpft; später ging er in gewisser Weise ihre Wege und hat die Gothaer als seine besten Bundesgenossen anerkannt.

Bismarck war monarchisch und konservativ bis auf die Knochen, aber er hat es nie zu einem ebensolchen Ministerium gebracht. Er war Mitte der siebziger Jahre so weit, mit den Liberalen zu regieren. Schnöder und gemeiner hat ihn nie jemand angegriffen als sein eigenes Kind, die Kreuzzeitung, mit ihren Ära-Artikeln vom Jahre 1876, denen sich Hunderte von konservativen sog. Deklaranten anschlossen. Erst in dem letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft hatte er eine halbwegs sichere Majorität von Konservativen und Centrum hinter sich.

Als im Jahre 1854 Friedrich Wilhelm IV. den Staatsrat wieder herstellte, sah Bismarck darin einen Schachzug gegen den feudal-reaktionären Teil des Ministeriums, hauptsächlich den Minister Westphalen. Er schrieb an seine Frau auf die Frage, was denn dieser Staatsrat sei: er stelle die Quintessenz aller der Thorheit und Bosheit dar, die man in Preußen unter dem Wort „Geheimer Rat" begreife. Im Jahre 1885 stellte er ihn selbst wieder her, wohl auch weniger um der Institution als solcher, als um gewisser Nebenwirkungen willen; und wenn er auch einige Grundbesitzer und Industrielle hineinbrachte, das Hauptkontingent der neuen Mitglieder stellten doch wieder die Geheimen Räte.

Bismarck sah 1847 bis 1850 in der Wiederherstellung des Zunftwesens eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen Mittel, die falsche Nivellierung der liberalen Gesetzgebung rückgängig zu machen; und mit seiner Unterschrift sind die Gesetze geziert, welche Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Wucherfreiheit und weitgehende Freiheit des Aktienwesens in Deutschland 1867 bis 1870 einführten.

Das Treiben der kapitalbesitzenden Bourgeoisie, ihre politische Unfähigkeit, ihre Jagd nach Gewinn, ihre Feigheit und Genußsucht, ihre

Härte gegen die Arbeiterinteressen war das Thema, das die um Bismarck sich sammelnde Gruppe von Konservativen in der Kreuzzeitung 1848 bis 1857 mit Vorliebe behandelte. Und unter Bismarcks Gönnerschaft kam das Bündnis des großen Kapitals und des großen Grundbesitzes zustande, das politisch in gewissem Sinne Deutschland seit Ende der siebziger Jahre beherrscht.

An der Durchführung der Freihandelsära von 1857 bis 1875 nahm Bismarck einen hervorragenden Anteil, und dann hat er, wie kein anderer, die neue Schutzzolläre Europas von 1879 an vorbereiten und durchführen helfen.

In der Arbeiterfrage stand Bismarck bis Mitte der siebziger Jahre dem Manchestertum, den Unternehmerinteressen, dem laissez faire schroff gegenüber. Er trat damals für Arbeiterproduktivgenossenschaften mit Staatskredit ein, für staatliche Initiative im Hilfskassenwesen, für Koalitionsfreiheit und ähnliches, ließ die Landräte rüffeln, die bei Streitigkeiten der Arbeiter mit den Unternehmern auf Seite der letzteren traten. Er verhielt sich wohlwollend und anerkennend gegenüber Rodbertus und Lassalle, sagte 1875 zu mir, er sei eigentlich auch Kathedersocialist, habe nur noch keine Zeit dazu. Eine große staatliche Socialreform zu Gunsten der Arbeiter schwebte ihm damals vor. Daß er diesen Gedanken später aufgegeben habe, wird man eigentlich nicht sagen können. Aber er nahm von 1877 bei ihm doch schon eine ganz andere Farbe an als bisher, und später erschien ihm und denen, die sich auf ihn beriefen, doch häufig die Förderung der augenblicklichen Unternehmerinteressen als die Quintessenz der Socialpolitik, weil hierdurch den Arbeitern Brod geschafft werde. Er bekämpfte nun mit Leidenschaft auch die maßvollsten Fortschritte der Arbeiterschutzgesetzgebung, verfiel in seinen Urteilen über die Socialdemokratie oft fast auf das Niveau des jeden Streik als ein Unrecht und als ein nationales Unglück ansehenden Fabrikanten. Der Socialismus der Professoren, Pastoren und Geheimen Räte erschien ihm zuletzt gefährlicher als die Socialdemokratie, während er einst Itzenplitz aufgefordert hatte, in eine Kommission für die Arbeiterfrage ja auch Professoren und socialpolitische Schriftsteller zu berufen, weil er wohl wußte, daß dieser wesentlich Geheime Kommerzienräte wählen würde.

Stellt man gar die politischen und verfassungsrechtlichen Aussprüche vor und nach 1890 zusammen, so erhält man eine ganze Blütenlese von schroffen Antithesen. Vorher die bittersten Klagen über jede parlamentarische Opposition, jetzt Aufforderung zu solcher und Bedauern, daß sie so schwächlich sei. In den fünfziger Jahren Bezeichnung der

Souveränitätsrechte der kleinen deutschen Fürsten als gottlosen Schwindel, 1866—70 ihre Unterordnung unter Kaiser und Reich, jetzt Aufforderung an sie, die Privilegien, die ihnen die Reichsverfassung biete, besser zu nutzen. Früher die Tendenz, den Reichstag weit über die Landtage zu erheben, jetzt Aufforderung der letzteren zur Kritik der Reichspolitik. Früher stete Verurteilung der Tendenzen, die zur Parlamentsherrschaft führen, jetzt Aufforderung, die parlamentarische Mitwirkung schärfer zu accentuieren.

Doch genug dieser scheinbaren und wirklichen Gegensätze, die doch die Einheit dieses geschlossensten aller Charaktere so gar nicht aufheben! Wie ist das zu erklären?

Zunächst aus dem Umstand, daß die hier angeführten Thatsachen und Meinungen über einen Zeitraum von 50—60 Jahren zerstreut liegen, welcher die größten Veränderungen des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in sich schließt. Damit ist zugleich gesagt, daß ein erheblicher Teil der verschiedenen Ansichten sich erklärt aus der natürlichen Entwickelung, die jeder große Mann unter solchen Umständen durchmacht. Nur Flachköpfe, die nichts mehr nach dem zwanzigsten Jahre lernen, die, in ein paar Gedanken eingesponnen, nicht die Pflicht des Handelns haben, bleiben Zeit ihres Lebens bei diesen. Bismarck hat sich gegenüber dem so oft gemachten Vorwurf wechselnder Ansichten immer wieder damit gerechtfertigt, daß ein Mensch, der nichts mehr lerne und nicht fortschreite mit seiner Zeit, auch seiner Zeit nicht gewachsen sei, hinter ihr zurückbleibe. Und sicher: wäre er der feudale Junker und reaktionäre Deichhauptmann von 1848 geblieben, so hätte er so wenig als die Senfft-Pilsach, Gerlach, Kleist-Retzow und Wagener das Zeug zu einem Ministerpräsidenten gehabt. Hätte er nicht so offene Augen und Ohren zum Lernen gehabt, so hätte er in Frankfurt so wenig die Krebsschäden des dortigen gänzlich verrotteten Zunftwesens als die Notwendigkeit des Kampfes mit Österreich erkannt. Gerade seine Größe liegt in der Voraussetzungslosigkeit, mit der er Beobachtungen und Erfahrungen aller Art in sich aufnahm, in der inneren Wahrhaftigkeit, mit der er zumal das abstreifte, was in seiner Jugend ihm an romantisch-feudaler Ideologie und ständischen Schrullen durch Umgebung und Standeseinflüsse angeflogen war. Die Loslösung von den alten Freunden, die ihm vielfach sehr schwer wurde, ihn in harte Gewissenskonflikte brachte, wird eines der anziehendsten Kapitel in seiner künftigen psychologischen Biographie sein. Ebenso sicher aber, wie er von 1850 bis 1880 in seinen Ansichten, seiner politischen Weltanschauung, seinem staatlichen Tiefblick meteorartig aufstieg, so hat er im Alter, zumal von 1885

an, der Menschlichkeit seinen Tribut gezahlt, ist in gewisser Beziehung verknöchert, hat in der Sorge für den heutigen Tag die Zukunft, in dem kleinen Kampf mit Parlament und anderen Gegnern die großen bewegenden Ideen der Zeit übersehen oder zurückgesetzt, hat als gekränkter und verbitterter Staatsmann a. D. Dinge gesagt und verteidigt, die ihm in seiner besten Zeit ein Gräuel gewesen wären, ähnlich wie das auch dem Freiherrn von Stein begegnet ist.

Außerdem ist bei seinen gelegentlichen Äußerungen nie zu vergessen, daß er stets das Paradoxe liebte, stets den Gegner zum Widerspruch reizen oder niederstrecken wollte, daß er in seinen Reden und noch mehr in seinen Briefen sich gehen ließ, sich den augenblicklichen Ärger von der Seele weg reden und schreiben wollte. Daher die vielen Hyperbeln und drastischen Ausdrücke, die stets geistreich, stets eine Seite der Sache schlagend, aber stark übertreibend treffen. Auch bei seinen Aussprüchen über Personen, über die andern Minister und die Geheimen Räte im allgemeinen und im besonderen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, darf man das nie vergessen. Und welche Perlen enthalten sie doch. Ich erinnere nur an die geradezu klassische Bezeichnung von der Heydts als des „Goldonkels, der Herz und Gewissen aus bergisch-märkischem Aktienpergament besitzt“. Auf wie viele der Herren, die sich gerade 1890 bis 1898 als seine Anhänger und Mundstücke ausgaben, passen ähnliche Bezeichnungen!

Ist so vieles, was er äußerte, auf Rechnung augenblicklicher Stimmung und Laune zu setzen, so darf andererseits vieles, was er amtlich sagte, deshalb nicht ganz und wörtlich als seine persönliche Überzeugung betrachtet werden, weil er im Namen des Königs, der Regierung, des Ministeriums Dinge verteidigen mußte, die er vielleicht bekämpft hatte, dann auch, weil er auf das Ausland, die Parteien, die öffentliche Meinung in bestimmter Weise wirken wollte. Wie oft hat er betont, daß er sich in früheren Jahren Delbrück, als dem Fachmann, untergeordnet habe, daß in seinen Reden dessen Meinung und nicht die seine zum Ausdruck gekommen sei. Es ist kein Tadel, sondern ein Lob für ihn als Staatsmann, daß er sich so unterordnete.

Freilich kann ein so fester und selbstbewußter Charakter wie Bismarck sich nur in dem unterordnen, was für ihn auf der Peripherie, nicht in dem, was für ihn im Centrum seiner Tendenzen liegt. Dieses Centrum aber war stets die Machtstellung Preußens und Deutschlands nach außen, die Herstellung einer starken führenden Staats- und Reichsgewalt im Innern. Mit Recht hat er grade auch gegen die Vorwürfe des Prinzipienwechsels immer wieder betont, er habe nur einen einzigen

Kompaß, einen einzigen Polarstern für all sein Handeln gehabt: die salus publica, das für Preußen und die deutsche Nation Nützliche, Zweckmäßige, Richtige. Natürlich, wie er es verstand! Aber mehr ist von niemand zu fordern.

Wenn er das freie Vereinsrecht erörterte, so fragte er nicht, was ist an sich möglich, was fördert die gesunde Arbeiterbewegung, sondern nur, was ist im heutigen Preußen mit seiner bedrohten Lage, seinen centrifugalen Tendenzen heilsam? Alles Parteileben, alle sociale Klassenbildung, alle Socialpolitik, alles Treiben der Socialdemokratie erschien ihm stets unter dem Gesichtswinkel der Stärkung oder Schwächung derjenigen Kräfte, welche ihm, der Regierung, der Monarchie im Moment Schwierigkeiten machen, sich den Feinden Deutschlands anschließen könnten. Auch in der Handelspolitik stehen immer diese Gesichtspunkte voran, wie er z. B. 1864 schreibt: Delbrück mag technisch recht haben, wenn er die österreichischen Forderungen abgelehnt wissen will; ich kann politisch im Moment keinen Bruch mit Österreich brauchen!

Wurde er so in aller Wirtschafts- und Socialpolitik Opportunist, der notwendig in gewissen Meinungen und Mitteln wechselte, so war er es in seiner Macht- und Verfassungs-, in seiner äußeren Politik um so weniger. Jeder große Mann und Charakter kann aber nur in seinem Kern durch ganz feste Ziele und Ideale geleitet sein. Je weiter die einzelnen Maßnahmen von diesem Kern abliegen, desto mehr fallen sie in das Bereich sekundärer Mittel, die man nach dem Hauptzweck modifiziert, unter Umständen beseitigt oder in ihr Gegenteil verkehrt.

Ist damit ausgesprochen, daß Bismarcks Größe und Kern nicht in seiner Wirtschafts- und Socialpolitik, sondern in dem Kampfe für ein starkes und festes einheitliches Deutsches Reich lag, so schließt das doch nicht aus, daß er auch auf dem wirtschaftlich-socialen Gebiete eine weltgeschichtliche Rolle gespielt habe, und zwar gerade durch die Art, wie er diese Gebiete als Teile und Mittel der allgemeinen Politik behandelte. Ich werde weiterhin da, wo ich von den Thaten Bismarcks spreche, darauf zurückkommen und zu beweisen suchen, daß diese Unterordnung aller wirtschaftlichen und socialen Fragen unter die der Förderung der staatlichen Macht und Größe nicht bloß für Bismarck das einzig mögliche, sondern auch für Deutschland das im großen und ganzen heilsame war. Aber auch, wer dies anerkennt, muß, wenn er ganz gerecht sein will, gewisse Vorbehalte beifügen.

In den meisten Gebieten der inneren Politik, nicht bloß in den socialen und volkswirtschaftlichen, auch in der Kirchen- und Finanzpolitik, in den Verwaltungs- und Kommunalfragen, in der Behandlung des

Beamtentums war Bismarck von Haus aus nicht Fachmann, hatte er weder die Personen- noch die detaillierte Geschäftskenntnis, wie in seinem Hauptfache. Seine Erfahrungen waren hier, wenn auch reich und vielgestaltig, doch mehr zufällig, nicht ergänzt durch ein systematisches Studium. Seine Ansichten auf diesen Gebieten waren daher, so oft sie mit Scharfsinn den Nagel auf den Kopf trafen, doch ebenso oft einseitig und schief, von ideologischen Jugendeindrücken, Klassenvorurteil und zufälliger persönlicher Umgebung beeinflußt. Den besten Teil des preußischen Beamtentums lernte er persönlich nicht oder nur oberflächlich kennen. Selbst für die Ministerstellen versagten sich ihm ausgezeichnete Männer aus diesen Kreisen, weil sie nicht glaubten, mit ihm auskommen, an einem Strange ziehen zu können. Auf dieses ganze Gebiet der inneren Politik übertrug er etwas zu leicht die Methoden der auswärtigen, in denen er groß geworden war. Er konnte sich nicht versagen, auch hier dreinzuschlagen, zu schrecken, erbitternde Kampfmittel zu wählen, wo ein ruhiges Hinarbeiten auf langsame Veränderungen durch den bloßen Kampf der Ideen, durch Umbildung der Institutionen angezeigt gewesen wäre.

Der ihm allgemein gemachte Vorwurf, er habe nur durch mechanische Mittel gewirkt, er habe die Ideen unterschätzt, die psychischen Massenprozesse ignoriert, ist in dieser Allgemeinheit so falsch, als der, er habe stets zu hastig nur den nächstliegenden Erfolg im Auge gehabt. Zu letzterem war er freilich im Drange der Parteiungen und im Kampfe der Staaten vielfach als Realist und leitender Staatsmann genötigt. Aber wo er die Dinge und die großen Fragen beherrschte, da hat niemand weiter in die Zukunft gesehen als er, da hat er die bewegenden Gefühle und Ideen der Volksseele, der einzelnen Klassen und Menschen erfaßt, wie nur je ein großer Minister. Aber in dem, was für ihn Nebenfrage war, was er nicht genauer kannte, da stand ihm allerdings der Erfolg der nächsten Stunde klarer vor Augen, als die zukünftige Wirkung, da unterschätzte er die psychischen Vorgänge, den Einfluß der Ideen. Und so kam er da zu Ansichten, Urteilen und Handlungen, die von den Sachkennern nicht immer gebilligt werden können. In der socialen Politik wurde ihm die Zufriedenheit der großen Unternehmer ein zu schwerwiegender Faktor, weil er sie für Parlamentsbeschlüsse brauchte. Die Arbeiter beurteilte er zu sehr nach einzelnen Führern und nach dem Erfolg einzelner Regierungsmaßregeln. Dem aufstrebenden, berechtigten Selbstbewußtsein der unteren Klassen wurde er nicht gerecht. Das Beamtentum beurteilte er stets etwas durch die Junkerbrille und nach seinen Jugenderfahrungen, die allerdings eine der ungünstigsten

Phasen der absterbenden absolutistisch liberalen Bureaukratie vor Augen gehabt hatten. Über die Neugestaltung der großen Unternehmungen im Sinne einer fortschreitenden Socialpolitik vermochte er sich keine deutlichen Vorstellungen zu machen. Ebenso stand er der neuen Selbstverwaltung, der Reform der ländlichen Gutsbezirke und Gemeinden, der Notwendigkeit einer veränderten Heranbildung der Beamten wohl mit einzelnen richtigen praktischen Erfahrungen und Ratschlägen, aber doch mehr kritisch und unproduktiv gegenüber.

Man hat gesagt, er habe nicht pädagogisch gewirkt, und das ist richtig, daß er von den großen Aufgaben des Tages ganz hingenommen, sich um die langsam erziehende Umbildung, welche die Institutionen und Carrieren, die Vorbildung der Beamten und ähnliches haben können, nicht so sehr kümmerte. Er verbrauchte die Menschen, die ihm zunächst standen. Er klagte immer, weder im Auswärtigen Amte, noch sonst die rechten Leute zu finden. Aber er that nichts, das zu ändern. Man kann fast sagen, er habe eine abgenützte Beamtenmaschine hinterlassen, wie Friedrich der Große. Kurz, jeder Mensch, auch der größte, hat die Fehler seiner Tugenden und jeder ist ein Sohn seiner Zeit und ihrer Gedanken, ein Produkt seiner Laufbahn. Bismarck steht in volkswirtschaftlicher und socialpolitischer Beziehung auf der Grenzscheide zwischen einem manchesterlich und einem socialistisch gefärbten Zeitalter. Er mußte nach seiner Persönlichkeit, seinen Erfahrungen, seiner Lebensaufgabe eine eigentümliche Kombination dieser zwei Ideenrichtungen darstellen. Er konnte nicht ohne eine gewisse socialistische Ader sein, weil er die sociale Umbildung der Klassen und die ganze Neugestaltung der Volkswirtschaft im allgemeinen richtig erfaßt hatte, weil er ein zu stolzer Preuße und Monarchist war, zu groß vom Staate und seiner Aufgabe dachte, zu sehr die Flachheit und Kurzsichtigkeit der Manchestertheorie, wie sie die ihm feindlich gegenüberstehende Bourgeoisie 1850—75 predigte, einsah. Aber er war andererseits ein knorriger Aristokrat, der in seinem Hause, auf seinem Gut, in seiner Fabrik von keinem Staatsbeamten kontrolliert sein wollte. Er war ein Landedelmann, der seine Arbeiter gut hielt, aber auch ganz allein — ohne den Racker Staat — mit ihnen patriarchalisch fertig werden wollte. Er war ein zu guter Menschenkenner, um nicht den Wahnwitz allgemeiner Gleichheit und die kindliche Hoffnung auf die allgemeine Glückseligkeit und die Zufriedenheit aller Menschen für eitel Dunst zu erklären. Er liebte sein Werk, das neue Deutsche Reich, zu sehr, um es revolutionären und fanatischen Socialexperimenten preisgeben zu wollen. Er lebte so realistisch in der Gegenwart, daß ihm der Blick für große zukünftige sociale Fortschritte, zumal im Alter, öfter verloren ging.

So will mir scheinen, daß es schon einer allgemeinen Betrachtung möglich sei, die oben angeführten Widersprüche in Bismarcks Ansichten teils als bloß scheinbare, teils aber als notwendige Phasen und Bestandteile seines eigentümlichen Charakters aufzuweisen; man kann ihn verstehen, ohne ihm überall beizutreten. Wir können ihn bewundern, auch wenn wir begreifen, daß seine wirtschaftliche und sociale Politik nicht ganz und überall auf der Höhe steht, wie seine politischen Hauptleistungen. Will man den rechten Maßstab für ihn finden, so muß man sich erinnern, was seine konservativ ständischen Freunde und seine manchesterlichen Gegner aus Preußen und Deutschland gemacht hätten, wenn sie an seiner Stelle gestanden wären. Wiederherstellung des Mittelalters war bei jenen die Losung, obwohl das die Auflösung des preußischen Staates in seine Teile bedeutet haben würde; Wiederherstellung des Zunftwesens und der gutsherrlichen Gewalt, Klassenherrschaft des Junkertums, das wollten diese feudalen Querköpfe; fast nur Geheimrat Wagener stand über dem Durchschnitt, hatte Sinn für die großen Neubildungen der Zeit. — Und die Liberalen! Sie hatten in der Ära Hohenzollern-Auerswald-Schwerin gezeigt, daß sie gänzlich unfähig waren, Preußen nach außen zu heben, es nach innen anders als im Sinne des flachsten, auflösenden Wald- und Wiesenliberalismus umzugestalten oder vielmehr es zu desorganisieren und dem großen Kapital auszuliefern. Und die bureaukratisch-halbliberalen Minister, mit denen Bismarck dann von 1862 an noch lange regieren und sich zu Tode ärgern mußte, die Itzenplitz, Camphausen, Hobrecht, Bitter, Achenbach, Friedenthal waren womöglich noch impotenter als Patow und Schwerin gewesen, auch sie waren ja Holz vom toten Manchesterstamm! Wie erhebt sich ihnen gegenüber Bismarck mit seiner Finanz-, Handels-, Eisenbahn-, Bank-, Social-, Kolonialpolitik, mit seiner Fähigkeit, große neue Gedanken zu erfassen, das neue Deutsche Reich auch wirtschaftlich und social kühn auf neue Grundlagen zu stellen!

Ich werde im folgenden Briefe versuchen, auf die wichtigsten Gebiete der Social- und Wirtschaftspolitik näher einzugehen und das konkreter zu beweisen, was ich hier aus einem summarischen Überblick über Bismarcks staatswissenschaftliche Ansichten folgerte.

St. Blasien, 1. September 1898.

3. Bismarcks Socialpolitik.

Wenn wir uns Bismarcks socialpolitische Entwickelung in ihrem genetischen Verlaufe vorstellen wollen, so müssen wir uns nochmals zu seinen Anfängen zurückwenden.

Aristokratisch-feudale Jugenderinnerungen, patriarchalische Beziehungen zu Kleinbauern, Taglöhnern, Soldaten und Bedienten, Abscheu vor dem radikalen und liberalen Hexensabbath der Revolution in den Großstädten — derartiges wird die socialpolitische Seele des jugendlichen Bismarck von 1835—1848 erfüllt haben. Dieses Jahr und was ihm zunächst folgte, verstärkte die Verachtung vor Putsch, socialistischen und radikalen Phrasen- und Maulhelden, vor bonapartistisch-bureaukratischen Hilfsmitteln gegen die Revolution. Aber zugleich gewann er von da an den Einblick in die volkswirtschaftliche und sociale Umbildung, die in Westeuropa längst begonnen, in Deutschland nun auch mit Eisenbahnen, Börse, Großindustrie, Proletariat und Handwerkernot einsetzte. Er wird wohl nie geglaubt haben, daß unbedingte wirtschaftliche Freiheit von den socialen und moralischen Übelständen der Zeit, der materialistischen Hetze nach Gewinn und Genuß heile, aber ebenso erkannte er von 1851—1862, daß die ständisch-romantischen Rezepte seiner Jugend nicht ausreichten. Eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft, eine feste große Monarchie, die Nichtauslieferung der Staatsgewalt an wechselnde Majoritäten der Kammern und an die begehrlich ihre Hand nach Reichtum, Ehre und Macht ausstreckenden Kreise der bürgerlichen Hautefinanz und Großindustrie, die ihm in Preußen als fortschrittliche Kammermajorität, als Feindin der Armee und des Königtums, als festefeiernde Classen-Kappelmanniade entgegentrat — das werden 1859—1862 seine maßgebenden Ideale gewesen sein, die sich mit Freihandel und Gewerbefreiheit schon vertrugen. Als Ministerpräsident war er an Kollegen geschmiedet, denen er ohnedies nach dieser Seite zunächst Konzessionen machen mußte. Aber daß er nicht mit Itzenplitzs Berufung „auf die ersten Grundsätze der Volkswirtschaftslehre", d. h. auf Bastiat und J. St. Mill, übereinstimmte, zeigte er doch bald. Als man ihm vorwarf, daß der König eine Deputation hungernder schlesischer Weber empfangen habe, antwortete er stolz, es sei das Recht und die Pflicht der Krone, die Armen zu empfangen; Friedrich der Große habe schon als Kronprinz gesagt: Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux. Er verlangte schon im März und April 1863 von seiten der Regierung eine ernstliche Prüfung der Arbeiterfrage, deren Nichtexistenz für Minister Itzenplitz, wie für die liberalen Volkswirte ein Dogma

war, und regte die Schaffung von Altersversorgungsanstalten für Arbeiter an. Im Jahre 1863 setzte er eine Kommission durch, welche die Arbeiterfrage, das Koalitionsrecht und ähnliches diskutierte. Seine Freunde Wagener und Blanckenburg traten für Gewerkvereine und Koalitionsfreiheit auf; Bismarck betonte, wenn eine direkte Beeinflussung der Löhne nicht möglich sei, so könnten indirekte Einwirkungen in umfassendem Maße eintreten. Im Juni 1866 wirft er die Frage auf, ob nicht Arbeitsstellen für brotlose Arbeiter zu schaffen seien; 1868 erklärt er mit Energie, daß die Regierung für den Notstand in Ostpreußen einzutreten habe.

Im ganzen war Bismarck 1867—1870 körperlich sehr erschöpft, mußte den Berliner Ministerkollegen, sowie Delbrück und Michaelis im Bundeskanzleramt die Geschäfte und Gesetze, soweit es irgend ging, überlassen. Immer hatte er durch die Einfügung des allgemeinen Stimmrechts in die Verfassung des Norddeutschen Bundes eine socialpolitische That ersten Ranges vollzogen. Gewiß that er diesen wichtigen Schritt zunächst aus der Mißstimmung über das Dreiklassenwahlsystem heraus, das jahrelang eine oppositionell-fortschrittliche Kammermajorität geliefert und ihm das Leben sauer gemacht hatte. Er nennt die Wahlmännerkollegien des Dreiklassensystems in seiner Art übertreibend die Träger der Revolution. Er hoffte mit dem allgemeinen Wahlrecht und der Diätenlosigkeit die berufsmäßigen, spießbürgerlichen, fortschrittlichen Abgeordneten zu beseitigen, sie durch aristokratischere, weiterblickende Kräfte zu ersetzen; er nahm wohl vor allem für das platte Land an, daß die Massen einesteils noch fest monarchisch gesinnt, anderenteils von der Aristokratie beeinflußbar seien. Er sah in dem neuen System das Mittel, „die gesunden Elemente, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, wieder in Berührung mit der höchsten Gewalt zu bringen". Später, 1878, setzte er auseinander, daß er das allgemeine Stimmrecht als Frankfurter Tradition vorgefunden und als populäre Karte gegen die Feinde Preußens und des Reichs ausgespielt habe. Einen absoluten Vorzug habe keine der verschiedenen Wahlmethoden, jedenfalls sei ihm der Reichstag, der auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhe, lieber als der Landtag; daß das allgemeine Stimmrecht durch seine Resultate ad absurdum geführt worden sei, könne er nicht zugeben.

So wenig hiernach Bismarck diese große Maßregel im Sinne des politischen Radikalismus und der Volkssouveränität beantragte und durchsetzte, ein kühner Schritt nach links war es doch! Es war die denkbar größte politische Konzession an die Bestrebungen des vierten Standes, an Lassallesche Gedanken, es war ein monarchischer Appell an das Volk,

ein Schachzug gegen die städtischen besitzenden Klassen, gegen die Millionäre; es war die folgerichtige monarchische Ergänzung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht. Es war eine Maßregel, die in Preußen schon gegenüber dem einseitig plutokratischen Dreiklassenwahlrecht als dessen Korrektiv angezeigt war und heute noch — trotz seiner Schattenseiten — seine Rechtfertigung darin hat, daß es uns bei dem Einfluß der besitzenden Klassen und der Neigung der Regierung, mit ihnen zu paktieren, allein vor einer einseitigen Klassenherrschaft der Besitzenden bewahrt. In jedem Lande hängt ja die Rechtfertigung eines solchen Wahlsystems von den gesamten politischen Kräften und vorwaltenden Tendenzen der staatlichen und socialen Entwickelung ab; es fragt sich, ob in diese hinein das allgemeine Stimmrecht als richtige Ergänzung oder Korrektur paßt und günstig wirkt. Jedenfalls war es im Jahre 1867 eine Institution, welche nur Sinn und Verstand hatte, wenn man beabsichtigte, wie es Bismarck that, nicht im Interesse des großen Kapitals und der oberen Zehntausend, sondern des Volkes und der Arbeiter zu regieren, die Staatsgewalt und die Staatsmaschine den breitesten Volksmassen und ihren vitalen Interessen mehr als bisher dienstbar zu machen.

Daß Bismarck solche Absichten damals hatte, zeigt vor allem seine denkwürdige Korrespondenz mit dem Handelsminister Graf Itzenplitz aus dem Jahre 1871. Darin präzisiert er seinen Standpunkt dahin, die Regierung müsse „1. denjenigen Wünschen der arbeitenden Klassen — das Wort in dem schiefen, aber gang und gäben Sinne verstanden —, welche in den Wandelungen der Produktions-, Verkehrs- und Preisverhältnisse eine Berechtigung haben, durch die Gesetzgebung und Verwaltung entgegenkommen, soweit es mit dem allgemeinen Staatsinteresse verträglich sei, 2. die staatsgefährliche Agitation durch Verbots- und Strafgesetze hemmen, soweit es geschehen könne, ohne ein gesundes öffentliches Leben zu verkümmern". Die Bureauweisheit der Itzenplitzschen Räte antwortete auf diese klassische Präzisierung einer monarchischen Socialreform, in Preußen sei alles, was möglich sei, bereits geschehen; wenn man Zweifel an dem Bestehenden zulasse, leiste man der socialistischen Bewegung nur bedenklichen Vorschub. Bismarck replizierte (17. November 1871): „Eine Einmischung der bestehenden Staaten in die socialistische Bewegung ist so wenig gleichbedeutend mit dem Siege der socialistischen Doktrin, daß mir vielmehr die Aktion der gegenwärtig herrschenden Staatsgewalt als das einzige Mittel erscheint, der socialistischen Bewegung in ihrer gegenwärtigen Verirrung Halt zu gebieten und dieselbe insbesondere dadurch in heilsamere Wege zu leiten, daß man realisiert,

was in den socialistischen Forderungen als berechtigt erscheint und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung verwirklicht werden kann." Er fügt bei, er könne nicht zugeben, daß amtliche Klarlegung und Diskussion der socialistischen Forderungen dieselben in die Öffentlichkeit einführen und damit die Gefahren heraufbeschwören werde, die man vermeiden wolle. Die Theorien seien schon so in die Massen eingedrungen, daß Ignorieren und Stillschweigen vergeblich sei. Man müßte gerade durch öffentliche Diskussion es dahin bringen, daß die irregeleiteten Arbeiter nicht bloß die Stimmen der Agitatoren hören. Und dabei dürften die brennendsten Fragen, wie Arbeitszeit, Arbeitslohn, Wohnungsnot, nicht ausgeschlossen werden.

Man glaubt bei diesen Worten einen Kathedersozialisten zu hören, der gegen die heutigen Argumente der „Hamburger Nachrichten" und der „Berliner Neuesten Nachrichten" die vernünftige Socialreform verteidigt. Damals hatte Bismarck gegen seinen Kollegen Itzenplitz den Kampf zu führen; dieser warf Bismarck ein, es sei ein Wahn, zu glauben, der Staat könne durch Anordnungen den Notständen abhelfen; die Unterschiede von arm und reich seien in der Weltordnung begründet. Gingen ihm selbst solche fadenscheinige Argumente aus, so antwortete er gar nicht mehr, wie er einmal die socialpolitischen Erinnerungsschreiben Bismarcks unbeantwortet bis auf siebzehn anwachsen ließ.

So wenig damals praktisch in der Socialpolitik geschah, so klar und durch viele Beweise festgestellt ist die Thatsache, daß Bismarcks Ansichten bis 1876 etwa in der gleichen Richtung sich bewegten, wie die der Gründer des Vereins für Socialpolitik, die unabhängig von der Regierung und ohne jede nähere Kenntnis von Bismarcks Anschauungen 1872 eine energische, aber maßvolle, ganz auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung stehende staatliche Socialreform auf ihre Fahne geschrieben hatten. Als Symptome der Bismarckschen Ansichten aus jener Zeit mag noch angeführt werden, daß 1871 das Haftpflichtgesetz zustande kam, daß 1872 Bismarck für höhere Erbschaftssteuer war, daß Wagener auf Bismarcks Befehl damals einen Gesetzentwurf über einen Normalarbeitstag von 56½ Stunden wöchentlich für alle Arbeiter ausarbeitete, daß Bismarck 1873 die Einschränkung der öffentlichen Bauten anregte, um die Fieberhitze der Überspekulation zu mindern, während dieser gegenüber Camphausen und Delbrück eben ihre kurzsichtigsten Aussprüche gethan hatten. Der erstere hatte Millionen überflüssiger Staatsgelder der Seehandlung zu einem minimalen Zinsfuß gegeben und so die Hausse begünstigt; darüber interpelliert, antwortete er, es sei das Geheimnis guter Finanzleitung, keine Zinsen zu verlieren. Der letztere hatte auf

die Frage, ob der Staat nichts gegen Börsenschwindel thun könne, gemeint, dieser könne die Leute, die ihr Geld los sein wollten, doch nicht daran hindern!

Von 1876 an tritt im Zusammenhang mit der volkswirtschaftlichen Krisis und dem Anwachsen der socialdemokratischen Agitation eine gewisse Modifikation in Bismarcks socialpolitischen Anschauungen ein, oder vielmehr, es treten gewisse Punkte mehr hervor, andere mehr zurück. Die Ursachen liegen teils in veränderten Zeitverhältnissen, teils in der inneren Ausgestaltung der socialpolitischen Ideale Bismarcks. Diese hatten bis dahin einen mehr allgemeinen, noch unbestimmten Charakter gehabt, jetzt erst trat er den Fragen näher, 1880 übernahm er selbst das Handelsministerium, und so war es begreiflich, daß er einzelnes, worauf er früher eingegangen, verwarf, anderes ausgestaltete und mit Energie ergriff.

Die Verherrlichung der Pariser Kommune und ihrer Mordbrenner durch Liebknecht und Bebel, die Kaiserattentate und das immer rohere, auf Erregung von Haß und Neid, von gemeinen Leidenschaften aller Art gerichtete Treiben gewisser Organe der Socialdemokratie hatte Bismarck die Gefahren revolutionärer Erhebungen nahe gelegt; er glaubte auch den Stillstand und Rückgang der industriellen Entwickelung auf das Übermaß der socialen Reibungen zurückführen zu müssen. Die Eingriffe der Bureaukratie in die technische und sonstige Führung der einzelnen Geschäfte erschien ihm nun bei näherer Prüfung unter dem Gesichtspunkt, unter dem ihm stets leicht jede Beamtenthätigkeit sich darstellte. Die Erhebungen über Frauen- und Kinderarbeit, die er 1873 angeordnet hatte, jetzt 1876 zu praktischer Gesetzgebung zu verwerten, schien ihm schon deshalb falsch, weil im Gegensatz zu 1873 jetzt Mangel an Arbeitsstellen herrsche, also im Moment eine Verschärfung der Arbeiterschutzbestimmungen, der Sonntagsruhe, des Verbots der Frauen- und Kinderarbeit Tausende brotlos mache. Dem Gesetzentwurf über Ausbildung des Fabrikinspektorats trat er 1877 hauptsächlich mit dem Argument entgegen, daß er die Keime der Vervielfältigung bureaukratischer Mißgriffe in sich trage, daß der Friede zwischen Arbeiter und Arbeitgeber nicht durch die gesteigerte Macht von Staatsbeamten herzustellen sei und daß, wenn der Gesetzentwurf auch seine Ziele erreiche, er gar nicht die Hauptsache treffe, nämlich Verschaffung von Arbeitsgelegenheit, gutem Lohn und Sicherstellung im Falle von Krankheit, Unfällen und Invalidität.

Unter der Vorherrschaft derartiger Gedanken konsolidierte sich Bismarcks Socialpolitik von 1878 bis 1890; sie kulminierte nun einerseits

in dem repressiven Kampfe gegen die revolutionären Tendenzen und die gehässigen, allen gesellschaftlichen Frieden bedrohenden Ausschreitungen der Socialdemokratie durch das Socialistengesetz von 1878, andererseits in der Ablehnung aller weitergehenden Forderungen der Arbeiterschutzgesetzgebung, in der Durchführung der großen Arbeiterversicherungsgesetze, in der Erleichterung oder Beseitigung der direkten Steuern und des Schulgeldes für die Arbeiter, sowie in der Proklamierung des sogenannten Rechtes auf Arbeit. Diese Dinge sind heute allgemein bekannt; wir haben die betreffenden Gesetze hier weder darzustellen noch zu kritisieren. Unsere Aufgabe ist nur, uns den allgemeinen Standpunkt klar zu machen, den Bismarck damit einnahm, und ihn zu prüfen.

Daß ein leitender Staatsmann, der eben ein Reich aus sehr heterogenen Elementen geschaffen hatte, der es von tausend auswärtigen Gefahren bedroht sah, der ihm nach innen Einheit und Frieden geben, starke patriotisch-nationale Gefühle schaffen wollte, auf die internationale Socialdemokratie, welche Reich und Staat nicht anerkannte, jeden Tag mit der Revolution drohte und mit jedem Gegner Deutschlands kokettierte, nicht ohne Sorge blicken konnte, ist natürlich. Ebenso ist es bei der Persönlichkeit Bismarcks begreiflich, daß er rasch zu den energischsten Mitteln griff. Dabei wird man ihm nicht vorwerfen können, daß er nicht zwischen den revolutionären Führern und der socialdemokratischen Masse unterschieden habe, die an sich harmlos ist, begründete Ursache zu mancherlei Klagen hat und deshalb unzufrieden, ohne klares Urteil über die Pläne und Versprechungen der radikalen Führer diesen folgt. Oft hat er das gethan und häufig ein klares Verständnis für die relative Berechtigung der Socialdemokratie gezeigt, die man heute bei seinen Nachtretern vergeblich suchen würde. So hat er es z. B. 1884 (26. November) ausgesprochen, daß er die Zunahme der socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag nicht für ein Unglück ansehe, da sie bei größerer Zahl endlich positive Vorschläge machen müßten. Er fügte, als er das aussprach, hinzu, Auer habe ganz Recht: „Wenn es keine Socialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Socialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existieren." Die Utopien der Socialisten, sagte er einmal, können vor der Mehrzahl der gebildeten Leute keinen Bestand haben, und sind daher vollständig ungefährlich. Immer wieder hat Bismarck betont, daß er ein warmes Herz und offenes Ohr für die vernünftigen Bestrebungen der Arbeiter habe, daß er seine Bemühungen, ihr Los, ihren Anteil am Einkommen zu verbessern, fortsetzen werde. Oft hat er gewarnt, jede Maßregel zu

ihren Gunsten als Staatssocialismus zu verschreien; er hat sogar selbst mit der socialdemokratischen Revolution gedroht, wenn man seine Arbeiterversicherungsgesetze nicht annehme.

Aber all diese Erkenntnis hielt ihn nicht ab, den socialdemokratischen Stier bei den Hörnern zu fassen, niederzuwerfen und vernichten zu wollen. Er glaubte 1878 nur mit dem Socialistengesetz der vor der Thür stehenden Revolution Herr werden, nur mit einem solchen Ausnahmegesetz und seinen weitgehenden Einschränkungen des Versammlungs-, Vereins-, Preß- und Aufenthaltsrechts die Verantwortung tragen zu können, daß nicht aus der Drachensaat der gehässigen Leidenschaften ernste Gefahren für Staat und Gesellschaft, für die ruhige Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens entstehen. Ich glaube, er hat diese Gefahren stets überschätzt und demgemäß die Mittel zu scharf gegriffen. Jedenfalls hat thatsächlich das Mittel seinen Zweck nicht erreicht. Es hat die Bewegung äußerlich zum Stillstand gebracht, gewisse Ausschreitungen verhindert, aber es hat sie daneben innerlich gestärkt. Es hat die Führer zu Märtyrern und Diktatoren gemacht, so daß notorisch die bedeutendsten von ihnen sich bei Aufhebung des Gesetzes nach diesen Fleischtöpfen zurücksehnten. Es hat trotz loyaler Handhabung im ganzen so viel Härte für Tausende, so vieles, was sie als Ungerechtigkeit empfanden, erzeugt; es hat durch den unglücklichen Ausweisungsparagraphen mit am meisten zur geographischen Ausbreitung der Agitation beigetragen — man hätte die Ausgewiesenen mindestens an bestimmten unschädlichen Orten internieren und finanziell entschädigen müssen, wenn man diese Maßregel überhaupt für unentbehrlich hielt; — es hat als Ausnahmegesetz so sehr den Stempel einer brutalen Klassenherrschaft an sich getragen, daß naturgemäß die Socialdemokratie 1890 ungebrochen und mächtiger dastand als 1878. Freilich würde Bismarck, wenn man ihm derartiges vorgehalten hätte, geantwortet haben, er sei für die Einzelheiten des Gesetzes nicht, jedenfalls nicht allein verantwortlich, und deshalb auch nicht für alle Folgen. Seine juristischen und socialpolitischen Ratgeber, der Bundesrat, die Parteien und der Reichstag trügen die Schuld, wenn das Gesetz nicht wirksamer geworden sei. Das ist ja nun gewissermaßen anzuerkennen. Was dem Schwerte des Gesetzes in erster Linie die Schärfe raubte, war die Beschränkung auf eine kurze bestimmte Zeit. Eine ausreichende analoge Bestimmung auf dem Boden des gemeinen Rechtes hätte Bismarck ohne Zweifel gern angenommen; sie hätte nur dem von ihm selbst 1871 ausgesprochenen Grundsatz widersprochen, daß die Verbots- und Strafgesetze gegen die socialdemokratische Agitation nicht das gesunde öffentliche Leben überhaupt verkümmern

dürfen. So bleibt Bismarck doch zuletzt auch moralisch für das Gesetz verantwortlich, wie er es rechtlich als Reichskanzler war.

Ausschließlich aber trifft ihn die Verantwortung in Bezug auf die Nichtverlängerung, resp. Nichtersetzung durch gemeinrechtliche Bestimmungen (1889/90). Es ist das der dunkelste Punkt in seiner Socialpolitik. Man konnte eine Verlängerung des Gesetzes über 1890 hinaus von der Reichstagsmajorität haben, wenn man den unglücklichen, wenig nützenden, viel Unheil stiftenden Ausweisungsparagraphen fallen ließ. Da die Majorität diesen Paragraphen definitiv ablehnte, ließ Bismarck die ganze Vorlage daran scheitern. Das konnte man, wenn man optimistisch auf ein Auskommen mit der Socialdemokratie auf dem Boden unseres gemeinen liberalen Preß-, Versammlungs-, Vereinsrechts hoffte. Der Standpunkt ließ sich verteidigen; ich würde immer gesagt haben: Lassen wir das Gesetz von 1878 fallen, aber fordern wir als Preis dafür einige nötige Verschärfungen auf dem Boden des gemeinen Rechts, um der extremen staatsfeindlichen Agitation entgegenzutreten. Bismarck stand aber keineswegs auf diesem optimistischen Standpunkt, sondern er ging von der Annahme aus, daß die Aufhebung des Gesetzes rasch zu einer revolutionären Erhebung der Socialdemokratie führen, daß diese mit den Waffen niedergeschlagen und dann die große Masse der Philister ängstlich nach einem strengeren Gesetz als dem von 1878 rufen, der Reichstag es leicht bewilligen werde. Dabei war nicht nur die Socialdemokratie thatsächlich, wie man sah, falsch beurteilt, sondern wohl auch gewisse Faktoren der Regierung. Und wenn es zum Straßenkampf und dann zu einer Reaktion gekommen wäre, so würde das das größte Unglück für unser Vaterland bedeutet, die socialen Klassen in ihrem Haß gegeneinander noch mehr vergiftet haben. Es wäre der Anfang von weiteren, noch brutaleren Kämpfen, die größte Schädigung für unsere sociale und wirtschaftliche Entwickelung gewesen [1]).

[1]) Mein Urteil über den Anteil Bismarcks an der Nichterneuerung des Socialistengesetzes, das ich andeutungsweise schon in meinem Jahrbuch 1890 S. 699 und in meinem Buche „Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart" (1890) S. 468 gemacht hatte, fand mancherlei heftigen Widerspruch, aber auch beachtenswerte Bestätigung. Ich kann nur versichern, daß ich auf zwei verschiedenen Wegen, die in die direkteste und vertrauteste Umgebung Bismarcks reichen, ganz zuverlässig unterrichtet zu sein glaube. Was in der Tagespresse dagegen vorgebracht wurde, stammt erstens von Leuten, denen politische Zwecke so sehr am Herzen liegen, daß ihnen die Konstatierung einer komplizierten historischen Wahrheit beim besten Willen nicht ganz leicht wird. Und zweitens widerspricht es meiner Behauptung dann nicht, wenn man annimmt, Bismarck habe stets verschiedene Eisen im Feuer gehabt, gegen verschiedene Personen über dieselbe Sache

Mag man nun aber Bismarck über diese Dinge tadeln, wie man will, das bleibt immer wahr, daß er von Anfang an seinen ganzen Feldzug der Repression mit einem solchen der Hebung und Gewinnung der Arbeiter verbinden wollte. Aber es hätte dies mehr a tempo und in einer Weise erfolgen müssen, die fähig war, die Interessen, die Gefühle und die Phantasie der Arbeiterwelt zu erfassen, die vorhandenen Ströme der socialen Bewegung in ein anderes gesetzliches Bett zu leiten, den unteren Klassen den Glauben an Bismarcks sociale Mission beizubringen. Er war dazu nicht Demagog genug, obwohl er einer solchen Ader nicht ganz entbehrte; er fand dazu nicht die rechten Werkzeuge, war selbst zu aristokratisch, auch mehr und mehr auf widerstrebende Parlamentsmajoritäten angewiesen, so daß er zuletzt, so viel er glaubte, für die Arbeiter gethan zu haben, bei ihnen nur als ein reaktionärer Wüterich und Priester der Klassenherrschaft verschrieen wurde. Damit geschieht ihm großes Unrecht. Spätere Jahrzehnte und Jahrhunderte werden ihn doch unter die socialen Reformatoren rechnen, trotz des Socialistengesetzes, trotz seiner Abneigung gegen die Fabrikinspektion und der häufigen, zuletzt von 1890 an einseitigen Parteinahme für die Interessen des großen Kapitals und der Unternehmer.

Darin, daß mit einer zunehmenden Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Fabrikinspektion die wichtigsten Streitpunkte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht aus der Welt geschafft werden, hat Bismarck sicher Recht; auch damit, daß nur langsam, vorsichtig, unter Berücksichtigung der auswärtigen Konkurrenz auf diesem Gebiete voranzugehen ist. Aber dies ist auch in Deutschland von 1890 an geschehen. Bismarck vergaß, als er sich mit der Abneigung der Fabri-

je nach den augenblicklich zu erreichenden politischen Zwecken und je nach den Personen sich verschieden ausgesprochen. — Ich meine, auch psychologisch wird der historisch forschende Bismarckkenner kaum anders urteilen können, als ich es that. Wer hinter die Coulissen sieht, weiß, wie Bismarcks ganze Tendenz in den letzten Monaten seiner Kanzlerschaft darauf gerichtet war, die von ihm als verhängnisvollen politischen Fehler angesehene damalige Arbeiterfreundlichkeit des Kaisers praktisch möglichst rasch ad absurdum zu führen. Die künftige Entstehungsgeschichte des kaiserliches Erlasses vom 4. Februar 1890 wird das beweisen. In diesem Zusammenhang allein aber wird es verständlich, daß Bismarck vom Socialistengesetz nicht rettete, was zu retten war, daß er die konservative Partei nicht anwies, für das gemilderte Gesetz zu stimmen; das konnte nur unterlassen, wer sicher darauf rechnete, daß rasch ein Umschwung eintreten werde, der ihm wieder das alte Gesetz oder ein schärferes verschaffen werde. Auch die Abstimmung der Konservativen, welche das Gesetz zu Fall brachte, wird nur so erklärlich. Ohne diese Voraussetzung wäre sie für die Konservativen ein gar nicht zu begreifender Fehler gewesen.

kanten hiergegen identifizierte, ganz, daß die Unternehmerinteressen stets jeden Fortschritt, der sich nachher als unschädlich und heilsam erwies, als verderblich bekämpft haben. Er verwechselte Unvergleichbares, wenn er meinte, dann müsse man auch auf jeden Heuboden und in jedes Familienhaus staatliche Inspektoren schicken. Er übersah vollständig die Wucht der Konkurrenz, wenn er mir persönlich in einer Unterhaltung 1890 sagte: Alle diese gewünschten Verbesserungen, wie Sonntagsruhe ꝛc., würden von selbst, durch die freie Initiative der Beteiligten kommen. Er hatte, ohne genaueres Studium dieser Dinge, keine richtige Vorstellung von der Art, wie die lange Arbeitszeit, die ungesunden Arbeitsräume, die Frauen- und Kinderarbeit ꝛc. auf eine dauernde körperliche und geistige Herabdrückung des Arbeiterstandes wirken und wie nur durch allgemeine gesetzliche Schranken, durch Inspektion und richtige Eingriffe der Staatsverwaltung mit den verbesserten technischen und sanitären Bedingungen der Arbeit, mit der Regelung der Arbeitszeit, mit der Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit die Hebung des Arbeiterstandes und ein dauerndes Steigen des Lohnes möglich sei. Wenn er noch 1890 einem englischen Journalisten sagte, die Arbeiter sollten doch ohne Staatseinmischung ihre Lage verbessern, so vergaß er, daß diese Verweisung ein freies Vereins- und Koalitionsrecht, massenhafte Streiks und harte sociale Kämpfe, wie in England, voraussetzt. Und derartiges in Deutschland zu hindern, war doch ein Hauptbestandteil seiner späteren Socialpolitik.

Die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit bedeutete bei Bismarck im ganzen nicht mehr, als die Zusage von staatlichen Notstandsarbeiten in Jahren der Krise und sonstiger allgemeiner Not. Er fühlte sich daher auch nicht getroffen, wenn Richter ihm erwiderte, dieses Recht sei der Sieg des socialistischen Staates über die Monarchie. Es war ihm ernst, wenn er sich diesem Vorwurf gegenüber auf das Landrecht berief. Er übersah dabei nur, daß der Staat Friedrichs des Großen allerdings ein halb socialistischer gewesen war und daß der absolutistische preußische Kleinstaat des achtzehnten Jahrhunderts mit Notstandsarbeiten und ähnlichem, mit dem stets geübtem Zwang gegen die Unternehmer, keine Entlassungen vorzunehmen, das Recht auf Arbeit leicht realisieren konnte, welches heute ganz andere Institutionen voraussetzt. Wer heute mit dem Rechte auf Arbeit halbwegs ernst machen will, muß ein gut Teil unserer wirtschaftlichen Freiheit, die Bismarck auch damals sehr hochhielt, opfern, muß den Arbeitsnachweis, die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit und derartiges staatlich ausbilden, kurz, muß den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend große organisatorische Ver-

änderungen vornehmen, welche die halbe Volkswirtschaft umbilden. An derartiges dachte Bismarck offenbar 1884 bei seiner bekannten Rede nicht. Deshalb war aber auch seine Anerkennung des Rechts auf Arbeit nur ein hölzernes Schüreisen; er dokumentierte damit nur seinen guten socialen Willen und sein sociales Pflichtbewußtsein — Eigenschaften, die immer bei ihm vorhanden waren.

Viel praktischer für die Arbeiterwelt waren die Absichten Bismarcks, sie von der Zahlung direkter Steuern zu befreien, obwohl man bei der Wirkung der betreffenden Erlasse der unteren Stufen der Klassensteuer zweierlei nicht übersehen darf: 1. wieviel mehr indirekte Steuern dafür die Arbeiter zahlen mußten und 2. ob nicht in der Aufhebung jeder direkten Steuer zugleich eine Lockerung des Pflichtbewußtseins gegen den Staat liegt. Gerade in Preußen hatte man 1815—70 gar oft die Klassensteuer mit dem Gedanken verteidigt, auch der Arme müsse wissen, daß der Staat und seine Kosten für ihn zum täglichen Brot gehören, daß er hierfür etwas zu zahlen habe. Dieser Gedanke ist nicht falsch. Aber Bismarck hatte für derartiges keinen Sinn. Er erklärte schlechtweg: „Es ist nie und für keinen ein Vergnügen, Steuern zu zahlen."

Auf ganz anderem Boden steht nun aber die Arbeiterversicherungsgesetzgebung. Sie ist die große unsterbliche sociale That seines Lebens. Sie wäre ohne seine Überzeugung und ohne seine Thatkraft nicht vorhanden. Und ohne sie wäre die deutsche Volkswirtschaft und die Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland heute eine wesentlich andere, nach meiner Überzeugung ungünstigere, unvollkommnere, zurückgebliebenere. Und da die meisten anderen Staaten die deutsche Gesetzgebung mehr und mehr nachzuahmen beginnen, so handelt es sich nicht bloß um eine deutsche, sondern um eine weltgeschichtliche Wendung der Socialpolitik.

Wenn ich die deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung als That Bismarcks bezeichne, so vergesse ich dabei natürlich nicht, wie die deutsche Entwickelung im Knappschaftswesen und in den von v. d. Heydt geschaffenen städtischen Zwangskrankenkassen den Gesetzen von 1883—89 vorgearbeitet hatte, wie die Frage der Arbeiterhilfskassen von Theorie und Praxis aller Kulturländer seit 1848, noch mehr seit 1862 erörtert und ausprobiert wurde, wie die englischen und französischen Hilfskassen in Deutschland zur Nachbildung anreizten. Ich übersehe ebensowenig, daß in Deutschland die einschlägigen legislatorischen Versuche von 1871—76 immer energischer auf eine ganze und volle Lösung der Frage hindrängten, daß freiwillige, beamtete und parlamentarische Mitarbeiter an dem großen Werke halfen, daß besonders Bötticher, Bödicker, Bosse, Woedtke und andere die eigentliche Last der Entwürfe und der

parlamentarischen Durchkämpfung trugen, wie Bismarck selbst am 29. März 1889 Böttticher das Hauptverdienst des Invalidengesetzes zuschob.

Noch weniger übersehe ich die großen allgemeinen Ursachen, welche in unserem Jahrhundert darauf hinwirkten, die Unterstützung und Pflege der kranken, verunglückten, alten und invaliden Arbeiter auf das Prinzip der Versicherung statt auf das des Armenrechts zu basieren. Es ist eines der anziehendsten Kapitel der Socialgeschichte, zu verfolgen, wie alle solche Unterstützung ursprünglich den Gentilverbänden und den Familien zufiel, dann gewissen kleinen Vereinen, Gilden, Brüderschaften, wie aber in den größeren Städten und Staaten diese Unterstützung versagte, weil das ganze Gefüge der Gesellschaft ein anderes wurde; wie dann langsam Staat und Kirche Versuche machten, diese Pflicht auf sich zu nehmen; wie vom 16. Jahrhundert an der Staat die Gemeinden zur Armenunterstützung zwang, wie dieser große sociale Fortschritt aber in der Ausführung immer größere Schwierigkeiten bot und ungünstige Nebenfolgen erzeugte, je mehr man die verwaltungstechnische Seite des Armenwesens vervollkommnete; wie im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts gerade der kommunistische Charakter des Armenwesens den Bettel und die Heuchelei großzog, das Ehrgefühl und die Selbstverantwortlichkeit der unteren Klassen erstickte; wie daneben im 18. und 19. Jahrhundert das See-, Feuer-, Lebensversicherungswesen sich ausbildete, wie so für alle denkbaren Gefahren, Schäden und Unglücksfälle der sociale Gedanke siegte, die Menschen müßten sich gruppenweise zusammenthun, durch kleine wiederholte Beiträge die Mittel sammeln, um die vom Unglück Betroffenen zu unterstützen; wie so ein ganz neues Prinzip der socialen Hilfe und der socialen Organisation entstand, ebenso an die individuellen Triebfedern des Sparens und der Selbstverantwortlichkeit, als an die sympathischen Triebe der Solidarität und der gegenseitigen Unterstützung appellierend. Es ist so der Sieg des Versicherungswesens auf allen denkbaren Gebieten einer der größten socialen Fortschritte unseres Jahrhunderts. Es war eine ganz notwendige Entwickelung, daß die Versicherung von den oberen auf die unteren Klassen sich ausdehnte, daß sie versuchen mußte, soweit es gehe, das Armenwesen abzulösen, daß die mildthätigen, kümmerlichen, älteren Arbeiterhilfskassen mehr und mehr auf dem gesunden Prinzip der Versicherung aufgebaut wurden. Dieser historische Prozeß war längst im Gange, tausend Ursachen drängten nach dieser Seite.

Und doch war Bismarck der Moses, der mit seinem Stabe auf den harten, dürren Stein schlug und das lebendige Wasser der socialen Versicherung hervorquellen machte. Ohne ihn wäre man in Deutschland

vielleicht noch Jahrzehnte, vielleicht noch länger in kleinlichen Versuchen, in versumpfenden, kümmerlichen Anläufen, in schiefen Nachahmungen des freiwilligen englischen Kassenwesens stecken geblieben. Bismarck hat den Kaiser für seine Pläne nicht schwer gewonnen, die deutsche Wissenschaft stand in der Mehrheit wohl auf seiner Seite, einige hochstehende Großindustrielle ebenso; aber die Masse des Volkes, der Arbeitgeber wie der Arbeiter, stand den Plänen halb mißtrauisch, halb widerwillig gegenüber; die öffentliche Meinung war lange nicht reif für die Bismarcksche Art der Lösung des Problems; in Parlament und Bundesrat waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Nur sein Feuergeist, sein Mut und seine Energie fanden den rechten Weg und halfen über alle Hindernisse, Stockungen und Verschleppungsversuche, über alle Intriguen und Zweifel hinweg. Als ich 1882 nach Berlin kam und öfter gerade auch den maßgebenden höheren Beamten meinen Zweifel nicht über das Prinzip, sondern über die Raschheit des Vorgehens, das Nichtabwarten des Gelingens der ersten Schritte äußerte, wurde mir immer die Antwort: Wenn nicht der ganze Hochdruck von Bismarcks Riesenkraft daran gesetzt, wenn die Sache nicht erledigt wird, so lange er lebt oder Kanzler ist, so können hundert Jahre vergehen, bis wieder einer kommt, der die Widerstände überwindet. Und das Alters- und Invalidengesetz wäre ja auch ums Haar an der Opposition der östlichen Großgrundbesitzer gescheitert[1]). Die Mehrzahl der großen Industriellen hat ihre Abneigung

[1]) Die Kreuzzeitung vom 23. September 1898 glaubt in dem obigen Satze eine tendenziöse Animosität gegen die östlichen Großgrundbesitzer zu sehen, die ich bei jeder Gelegenheit zeige. Ich glaube, der Autor des betreffenden Artikels verwechselt mich da mit einigen anderen Gelehrten, mit eben den Socialpolitikern, welche mir und einigen meiner Schüler eine zu starke Vorliebe für diese Klasse der Gesellschaft vorwerfen. Ich habe deren gute politische Eigenschaften und Verdienste stets anerkannt, ihre Fehler und Schwächen nie so herb getadelt, wie die größten Konservativen der neuern Zeit selbst: Roon, Bismarck, Geh. Rat Wagener. Was in dem Artikel der Kreuzzeitung gegen mich vorgebracht ist, nämlich, daß von 76 konservativen Abgeordneten 64 in der Schlußabstimmung für das Alters- und Invalidengesetz gestimmt haben, daß Freisinnige, Centrum, Socialdemokraten dagegen waren, daß Herr von Manteuffel-Krossen die Konservativen ermahnte, für das Gesetz zu stimmen, — all das wußte ich wohl. Es beweist aber nicht gegen mich. Was ich behauptet habe und behaupten wollte, ist, daß die Majorität für das Gesetz ohne den Hochdruck Bismarcks und der Regierung auf die Konservativen nicht erlangt worden wäre, weil eben von den 64 eine Anzahl hauptsächlich östlicher Konservativer unsicher waren. Was ich im Auge hatte, war die große Rede Bismarcks vom 18. Mai 1889, worin er die Konservativen und ihre Redner mit leidenschaftlicher Beredsamkeit beschwört, ihn nicht zu verlassen: er ruft ihnen zu:

„es thut mir in der Seele weh,
daß ich dich in der Gesellschaft seh',“

gegen diese ganzen socialen Lasten wohl nur deshalb unterdrückt, weil sie sahen, daß Bismarck der Mann sei, der sie gegen schärfere Arbeiterschutzgesetze schütze und ihnen die Schutzzölle bringe. Aber mit ihrer allgemeinen Zustimmung waren die Schwierigkeiten noch lange nicht beseitigt.

Es handelte sich ja nicht bloß darum, daß überhaupt das Hilfskassenwesen der Arbeiter auf dem Boden des Versicherungsprinzips gefördert und geregelt wurde, sondern um die bestimmte Art, die Bismarck ergriffen hatte. Er wollte dem Arbeiter die Sicherheit der Existenz wiedergeben, aber in der Form, daß der Reichsgedanke dabei gewinne, daß der Arbeiter das Wohlwollen, die christliche Hilfsbereitschaft der Staatsgewalt für ihn und seine Interessen spüre. Große Reichsanstalten oder vom Reich geschaffene, von ihm abhängige Korporationen, Reichszuschüsse, eine fast socialistische oder kommunistische Zuwendung an die Arbeiter, die fähig gewesen wäre, großen Eindruck auf sie zu machen — derartiges stand im Mittelpunkt seiner Pläne. Partikularisten und Centrum bekämpften die Reichsanstalt, die Liberalen die Reichs- oder Staatszuschüsse.

Alle Gegensätze der politischen Parteien, der socialen Klassen und Interessen konzentrierten sich auf hartnäckige Versuche, bei der Durchführung des Arbeiterversicherungswesens für ihre idealen und materiellen Interessen etwas herauszuschlagen. Es war natürlich, daß der Liberalismus an dem Ideal einer Nachahmung des freien englischen Kassenwesens, das eine gute Schule für die Selbständigkeit, für den politischen Sinn der Arbeiter darstelle, festhielten. Es war ebenso natürlich, daß die Geschäftswelt die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollte, für das ganze Arbeiterversicherungswesen große gewinnbringende Aktiengesellschaften zu bilden. Die Tendenz Bismarcks, diese Domäne dem speku-

---

nämlich in der der Polen, Socialdemokraten, Welfen u. s. w. Er sagt ihnen, solche Hyperkonservative unterschieden sich im politischen Effekt von der Socialdemokratie nur mäßig; er wirft den östlichen Herren Kirchturms- und Provinzialpatriotismus vor; er ermahnt sie, ihrem eigenen Urteil und nicht der Stimmung in den Wahlkreisen zu folgen; er widerlegt alle kleinsten konservativen Bedenken und Einwendungen im einzelnen, er vertheidigt das Gesetz mit der ganzen Fülle großer Gesichtspunkte, über die er verfügt, und erklärt die konservativen Berechnungen und Einwürfe für Apothekerrechnungen, wie sie die konservative Fraktion in seinen jüngeren Tagen unter der Leitung Stahls nie aufgestellt habe.

Diese Rede, welche dann Herr von Manteuffel unterstützte, hinderte das weitere Abbröckeln der Konservativen. Das Gesetz wurde mit 20 Stimmen Majorität angenommen; ohne Bismarcks Eingreifen hätten wahrscheinlich diese 20 Stimmen gefehlt.

lativen Getriebe und der kapitalistischen Gewinnsucht zu entziehen, mußte um so stärkeren Widerstand erzeugen, als man vermutete, ähnliches stehe für die Feuer- und Lebensversicherung bevor. An diesen Gegensätzen drohte immer wieder das ganze Werk zu scheitern. Bismarck mußte viel von seinen Lieblingsvorstellungen opfern, um die verschiedenen Gesetze durch alle Klippen hindurchzubringen.

Die „Hamburger Nachrichten" erklärten 1891, die Bismarckschen Grundgedanken seien in der Ausführung so umgestaltet worden, daß er fast das Interesse an dem großen Werke verloren habe.

Es zeigt seine ganze geistige und moralische Größe, seine Anpassungsfähigkeit und seinen praktischen Verstand, daß er trotzdem am Werke festhielt und es durchkämpfte, daß er in so vielem seinen Willen der Parlamentsmajorität und, fügen wir bei, teilweise auch der besseren Einsicht seiner Mitarbeiter unterordnete. Denn seine Absicht, die Renten den Arbeitern möglichst als Reichswohlthat ohne deren eigene Gegenleistung zuzuwenden, hätte die Institution vielleicht für den Moment geeigneter gemacht, die Arbeitermassen zu gewinnen, hätte aber das Wesen der Versicherung alteriert, die Versicherung halb oder ganz auf das Niveau des kommunistischen Armenwesens herabgedrückt. Was Bismarck freilich dem Partikularismus nachgeben mußte, war vom Übel. Auch sonst ist die ganze Versicherungsgesetzgebung keineswegs vollkommen: die drei Organisationen der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung sind nicht recht ineinandergepaßt; das Ganze ist eine schwerfällige, teilweise bureaukratische Maschine; gewisse Teile, wie die Witwen- und Waisenversicherung, fehlen noch. Aber es ist dafür auch ein sociales Riesenwerk geschaffen: die Millionen der deutschen Arbeiter sind in der Hauptsache heute gegen Krankheit, beruflichen Unfall, Alter und Invalidität versichert. Gesetzlicher Zwang hat dies allein zuwege gebracht; ohne ihn wäre nur ein Stückwerk vorhanden. Und die Träger von all dem sind doch in der Hauptsache berufliche Selbstverwaltungskörper, in denen Unternehmer und Arbeiter sociale Pflichterfüllung und sociales Zusammenwirken lernen, die, gemeinnützigen Charakters, nirgends spekulativer Gewinnsucht dienen. Diese genossenschaftlichen Selbstverwaltungskörper stellen, wie Gemeinde- und Staatswirtschaft, den Versuch einer höheren Form des Wirtschaftslebens dar. Gewiß haben sie sich erst zu erproben, sie haben noch viel zu lernen; sie sind nach vielen Seiten verbesserungsfähig; so z. B. auch in Bezug auf die Teilnahme der Arbeiter. Die Reichstagsmajorität hat in falscher Rücksicht auf die Unternehmerwünsche die vorgeschlagene aktive Teilnahme der Arbeiter bei

der Verwaltung der Unfallberufsgenossenschaften beseitigt. Aber es ist trotzdem im ganzen mit dieser Selbstverwaltung das Richtige getroffen.

Und was das Wichtigste ist: das von allen Liberalen zuerst für unmöglich Gehaltene ist doch gelungen; dieser gesetzliche Zwang, den sie für unvereinbar mit den heutigen Prinzipien der Volkswirtschaft, mit ihrer Freiheit und Selbstverantwortlichkeit erklärten, ist doch in das freie Getriebe derselben so richtig und so unschädlich eingefügt, daß heute fast niemand mehr diese liberalen Einwürfe wiederholt. Die Lasten, welche die Unternehmer zuerst für unerträglich erklärten, werden so leicht ertragen, der gesamte deutsche Arbeiterstand ist in seiner wirtschaftlichen Existenz so gehoben, daß selbst die reaktionärsten und kurzsichtigsten Feinde der Maßregel nicht mehr ihre Beseitigung ernstlich zu fordern wagen; am wenigsten denken die socialdemokratischen Arbeiter, welche alle diese Gesetze als ärmliche Palliativmittel des Klassenstaates bekämpft haben, daran. In der Zukunft werden Millionen und Millionen kranker, verunglückter und invalider Arbeiter den Namen Bismarcks segnen.

Die sociale Frage ist natürlich mit diesen Versicherungsgesetzen nicht gelöst. Aber der schwere Druck des Arbeitsverhältnisses ist auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung gemildert. Das was fähige und tüchtige Arbeiter, ihre Familien, immer wieder am härtesten traf, die bessere Erziehung ihrer Kinder unmöglich machte, Krankheit, Verunglückung, Invalidität, ist, wenn auch nicht beseitigt, so doch in seinen schlimmsten Wirkungen wesentlich eingeschränkt. Der deutsche Arbeiterstand, der schon durch seine Schulbildung dem anderer Länder voraus ist, kann nun leichter sich geistig und wirtschaftlich heben, seine Lebenshaltung dauernd verbessern.

Dieser Fortschritt ist schnell und für alle Arbeiter erreicht um den Preis des staatlichen Zwangs und der staatlichen Ordnung und Überwachung der Selbstverwaltungsorgane. Damit sind die Vorteile, die eine langsame freie Vereinsentwickelung, wie die englische sie hat, natürlich auch preisgegeben. Aber es scheint mir, als ob unsere Organisation doch dem deutschen Charakter, der deutschen Geschichte, unsern übrigen Institutionen besser entspreche, und daß bei richtiger Leitung die Selbstverwaltungsorgane viel Gutes, was die Vereine haben, nach und nach auch bieten können. Es muß nur das bureaukratische Element in diesen Körpern nicht den Sieg über die Teilnahme und Thätigkeit der Beteiligten erringen.

Will man mit zwei Worten Bismarcks socialpolitische Tendenzen zusammenfassen, so hat er Staat und Gesellschaft, Königtum und Eigentum mit derber Faust vor der socialen Revolution zu schützen gesucht,

den Besitzenden und Unternehmern so viel Vertrauen zu seinem Regiment beizubringen verstanden, daß sie ihm folgten. Aber dabei hat er mit kühnstem Mute diejenige sociale Reform, die ihm als Aristokraten, als Sprossen patriarchalischer Traditionen für die wichtigste galt, durchgeführt. Er hat nicht alle Faktoren unserer socialen Entwickelung richtig geschätzt und begriffen, er hat die Augen vor weiteren, vielleicht noch kühneren Aufgaben verschlossen, teilweise vielleicht auch aus taktischen Gründen, um damit nicht seine politischen Aufgaben und seine nächsten socialen Zwecke zu gefährden. Aber jedenfalls hat er die große Aufgabe der Zeit begriffen, daß Staat und Monarchie den arbeitenden Klassen die Hand reichen, den auf ihnen lastenden Druck mildern, sie versöhnen müssen. Ein Sohn der feudalen Romantik und des manchesterlichen Liberalismus hat er sich durch Weltkenntnis und Wahrhaftigkeit von beiden geistigen Strömungen losgerissen, hat eine manchesterliche Hochflut zum Stehen und zur Umkehr gebracht, der preußischen und deutschen Socialpolitik eine veränderte Wendung von weltgeschichtlicher Bedeutung gegeben, hat die preußische Krone mit den Tropfen socialen Öls gesalbt, die nötig waren, um ihre innere und sociale Rechtfertigung in der Gegenwart zu behaupten. Wenn Bismarck zuletzt einige manchesterliche Rückfälle hatte, sich mit seinem Kaiser über einige bescheidene weitere socialreformatorische Maßregeln entzweite und in seinem Alter einzelne Stunden hatte, in denen er als Grundbesitzer und Fabrikant, statt als Staatsmann redete, so bleibt doch die unendlich wichtigere Thatsache, daß er Preußen und dem Deutschen Reich durch seine sociale Politik einen unverlöschlichen Stempel aufdrückte und ihnen mit ihr die dringliche Aufforderung für die Zukunft hinterlassen hat, nach dem „inneren und socialen Bismarck“ zu suchen, der allein vollenden wird, was der „äußere“ begonnen hat.

Mein Brief ist bereits zu lang geworden. Die Professores werden immer zu weitläufig, pflegte Friedrich Wilhelm I. zu sagen und sagen heute noch die Redakteure aller Zeitschriften. So muß ich auf den letzten vierten Brief verschieben, was ich in diesem gern noch in Bezug auf die sonstigen wirtschaftlichen Ansichten Bismarcks sagen wollte. Im übrigen soll er die Thaten des großen Staatsmannes, soweit sie das sociale und wirtschaftliche Leben beeinflußt haben, kurz zusammenfassen. Freilich habe ich schon hier neben seinen Ansichten teilweise seine Thaten erwähnen müssen. Beides läßt sich bei diesem Heros des Handelns schwer trennen.

St. Blasien, 6. September 1898.

4. Die Finanz-, die Handels- und die Eisenbahnpolitik. Die historisch-politische Gesamtleistung.

Die erste Bedingung guter und großer Staatsleitung ist ihre Einheit. Sie ist um so schwerer herzustellen, je größer die Staaten werden, aus je verschiedeneren Teilen sie bestehen, je schwierigere Aufgaben im Moment zu bewältigen, je freier die Verfassungen sind, d. h. je mehr neben der Regierung Volk und Parlament eine gewichtige Stimme beanspruchen, je mehr aber auch die Regierung selbst nicht bloß in Fürst und Ministerium, sondern außerdem in eine Anzahl notwendig in ihrer Kompetenz und ihrem Einfluß sich bekämpfender Ressorts und Ministerien zerfällt. So lange die Staaten klein waren und die Fürsten selbst wie Beamte arbeiteten, war der eigentliche Träger der Einheit der Fürst allein, heute ist er es in Gemeinschaft mit dem Ministerpräsidenten; ja der letztere ist es insofern noch mehr, als er alle Gesetzgebung und laufende Verwaltung im einzelnen schon so weit vereinheitlichen muß, daß er sie als ein Ganzes dem Fürsten vortragen kann.

So ist jeder Ministerpräsident, der seine Aufgabe begreift und große Dinge durchführen will, notwendig darauf angewiesen, die anderen Minister zu beherrschen und zu leiten, sich soweit in ihre Geschäfte zu mischen, daß die Einheit der Staatsleitung gewahrt bleibe. Jeden Ressortminister treiben zu lassen, was er will, ist nicht ein Vorzug, sondern der denkbar größte Vorwurf für einen leitenden Minister. Die Ressortminister sollten stets Personen seines Vertrauens und in den leitenden Grundsätzen mit ihm einig sein. Auch wenn dies der Fall ist, muß er um alle großen Reformen aus den anderen Ressorts sich kümmern; ist es nicht der Fall, so wird er umsomehr genötigt, sich in ihre Geschäftszweige einzuarbeiten, ihnen dreinzureden und ihnen das Konzept zu korrigieren.

Wie Bismarck diese Aufgabe in Bezug auf die socialen Dinge energisch erfaßte, wie er endlich 1880, um die Konflikte zu beseitigen, das Handelsministerium selbst übernahm, so hatte er auch in Bezug auf die Finanzen einen ungewöhnlich schwierigen Stand durch die Persönlichkeiten, welche an der Spitze der preußischen Finanzen standen und durch die seit Jahrzehnten in diesem Ressort vorherrschenden Tendenzen.

Nach der großen Neugestaltung der preußischen Finanzen 1815 bis 1833, welche gewiß nach mehreren Seiten Außerordentliches geleistet, aber auch dringliche Aufgaben, wie die Reform der Grundsteuern, unerledigt gelassen hatte, trat für Jahrzehnte im Finanzministerium vollständige Stagnation ein, die auf der gespreizten Selbstgefälligkeit der

freihändlerisch liberalen Traditionen und der überwiegenden Verwendung von Juristen beruhte. Es waren nur kleine Fortschritte, daß die Revolution und die Verfassung endlich 1851 die Ausbildung der obersten Stufen der Klassensteuer zu einer recht unvollkommenen Einkommensteuer und die Militärreform von 1859 bis 1862 die endliche Reform der Grundsteuer brachte. Nicht als Finanz-, sondern als Handelsminister hatte von der Heydt das preußische Staatseisenbahnwesen begründet, die Bank reformiert, die Staatspost vervollkommnet. Er hatte dann später als Finanzminister beim Ausbruch des Krieges sich insofern bewährt, als er hierfür die Mittel rasch und glücklich beschaffte, war aber nach der Gründung des Norddeutschen Bundes zu einer großen Finanzreform, die jetzt so angezeigt war, nicht fähig; seine „Steuerbouquets" fielen unrühmlich im Parlament. Camphausen, bisher Leiter der Seehandlung, wurde sein Nachfolger. Bismarck hat von 1869 bis 1878 mit ihm „in Frieden und Unfrieden", wie er selbst sagte, gelebt. Vielleicht ein guter Bankdirektor, freute Camphausen sich der Überschüsse der Gründerjahre und der Zuflüsse der französischen Kontribution, als ob sie sein Verdienst wären; er vergaß, daß nach den sieben fetten auch die sieben mageren Jahre kommen; es ist kaum zu viel gesagt, daß er allem Vernünftigen und jeder großen Reform sich entgegenstellte, seine eigentliche Aufgabe, die preußischen und Reichsfinanzen auf neuen Boden zu stellen, gar nicht begriff. Die Vorschläge Bismarcks behandelte er ähnlich wie Itzenplitz; Delbrück als Präsident des Reichskanzleramtes fand mit dem besten, was er schuf, z. B. der Reform des Geldwesens, bei Camphausen wesentlich nur Hemmung. Die beiden Nachfolger Hobrecht und Bitter konnten sich keine Position machen; erst in Scholz (1882) fand Bismarck einen ihm etwas kongenialeren Gehilfen.

Nur auf diesem Hindergrund sind Bismarcks Ansichten, Tendenzen und Maßregeln in Bezug auf die preußischen und Reichsfinanzen recht verständlich; nur auf ihm begreifen wir, wie er, mit den ausländischen Finanzeinrichtungen fast bekannter als mit den inländischen, von 1867 an immer unzufriedener wird, die vielgerühmten preußischen Finanzen immer energischer als rückständig anklagt. Die Grundsteuerregulierung von 1861, welche die adeligen Steuerfreiheiten aufhob, sieht er durch die Brille des Rittergutsbesitzers als verfehlte und ungerechte Maßregel an, ganz übersehend, welch altes Unrecht damit gut gemacht wurde. Er schwärmt für die bessere Ausbildung der indirekten Steuern, die in Frankreich und England die Macht der Regierung so sehr stärkten, mit dem wachsenden Wohlstand von selbst steigende Erträge lieferten. Er ist

für erhöhte Biersteuer, für das Tabaksmonopol, für verschiedene neue direkte Steuern, vor allem für größere Zolleinnahmen.

Alle direkten Steuern erscheinen ihm als plumper Notbehelf; die Einkommensteuer will er als eine Art Anstands- und Ehrensteuer belassen, von der Klassensteuer die unteren Klassen befreien, einen Teil der direkten Steuern den kommunalen Verbänden überweisen, die Grundsteuer womöglich ganz aufheben. Er spricht viel von der Doppelbesteuerung, die den Landmann in Form von Grundsteuer und Einkommensteuer treffe, von der Überlastung der Landwirtschaft durch Steuern überhaupt. Er übersieht dabei, daß mehrfache direkte Steuern auch andere Klassen treffen; er hat nur darin recht, daß der Besitz des Bauern und Gutsbesitzers meist am leichtesten zu fassen ist. Die Steuerlast, die seit der landwirtschaftlichen Krise allerdings übermäßig drückte, stammte in der Anlage aus einer Zeit rasch wachsender Grundrente, in welcher eben deshalb die später hart erscheinende ländliche Besteuerung keine übermäßige war.

In all diesen und ähnlichen Äußerungen Bismarcks war stets viel Richtiges mit einzelnem Schiefen gemischt. Erreicht wurde außer der Zollreform, einigen neuen indirekten Reichssteuern und der Beseitigung der unteren Stufen der Klassensteuer nichts. Aber es entstanden doch Entwürfe, die dann in Miquels kluger und energischer Hand ausreiften. Wie weit die große Reform der direkten Steuern dieses Finanzministers sich mit den Plänen und Entwürfen von Scholz deckte, wie weit Bismarck letztere beeinflußt, gefördert oder gehindert hat, kann ich nicht genau sagen. Jedenfalls nehmen Sachkundige an, Bismarck würde die neue Einkommens- und Vermögenssteuer der 90er Jahre nicht gebilligt haben, obwohl er 1847 schon für eine höhere Besteuerung des fundierten Einkommens eingetreten war.

In Bezug auf die Reichsfinanzen bleibt Bismarck das Verdienst, die Matrikularbeiträge immer wieder bekämpft zu haben, stets für eigene Einnahmen des Reichs und ihre Erhöhung eingetreten zu sein. Am schwersten in dieser Beziehung ins Gewicht fällt, daß er die Zolleinnahmen etwa auf das Vierfache zu erhöhen verstand. Ohne diese große Maßregel wäre der Reichsfiskus der Schwindsucht oder dem Bankerott anheimgefallen. Die veränderte Handelspolitik ist die wichtigste finanzielle Maßregel Bismarcks neben der Eisenbahnverstaatlichung. Bei ihr müssen wir noch etwas stehen bleiben.

Daß Bismarck früher Freihändler war, hat einfache Ursachen. Seine Jugend wie sein Mannesalter fallen in eine Zeit, in welcher Beamtentum und Großgrundbesitz gleich freihändlerisch waren; der Tarif

von 1818 hatte den Rittergutsbesitzern die freie Wollausfuhr definitiv gesichert — im Gegensatz zu dem 1719—1806 bestehenden, die Landwirte schädigenden Wollausfuhrverbot. Der Wohlstand des deutschen Ostens beruhte 1815—70 auf der Rohproduktenausfuhr nach England; der Sieg des Freihandels in England brachte 1846—65 die glücklichsten Jahre für Bauer und Rittergutsbesitzer; die Bodenpreise stiegen von 1820—1875 auf das Drei- bis Vierfache. Der Schutzzoll galt in den feudalen Kreisen damals als ein Klasseninteresse und Irrtum der städtischen Bourgeoisie, die man bekämpfte. Dazu kam von 1849 bis 1866 der handelspolitische Kampf mit Österreich: Österreich wollte in den Zollverein eintreten und ihn zum Schutzzoll bekehren; wer dies und damit die handelspolitische Mediatisierung Preußens hindern wollte, trat für den Freihandel und von 1860 an für den Anschluß an das westeuropäische freihändlerische Konzert ein. Der französisch-preußische Handelsvertrag war abgeschlossen, als Bismarck das Ministerium übernahm; er galt ihm als politisch und wirtschaftlich gleich richtig; in seinem Vater, Delbrück, sah er zunächst zwar einen liberalen Geheimrat, der ihm unter Umständen Schwierigkeiten machen werde; aber er arbeitete sich rasch mit ihm so ein, lernte seine virtuose bureaukratische Geschicklichkeit und seine zwar etwas verstandesdürre, aber kluge und korrekte liberale Aktenlogik so schätzen, daß er bis 1876 mit ihm auskam. Eben weil Delbrück kein Staatsmann, sondern ein vortrefflicher Unterstaatssekretär war, ergänzten sich die beiden sehr gut, so lange Bismarck mit liberalem Winde segelte.

Was Bismarck dann am Freihandel stutzig machte, war der Stillstand in seinem Fortschritt, war der teils nie beseitigte, teils wieder wachsende schutzzöllnerische Abschluß der meisten anderen großen Staaten; er sah außerdem, wie in Frankreich und anderwärts die kleinen Künste der Verwaltungspraxis als Kampfmittel der Konkurrenz benützt wurden; er betont, daß unser Beamtentum dazu zu ehrlich und anständig sei. Daß der Zollverein seit Jahrzehnten vom Ausland sich fast alles hatte gefallen lassen, ohne zu Retorsionen zu greifen, hatte ihn stets gewurmt. Er wäre unmittelbar vor dem Frankfurter Frieden, als Thiers uns mit hohen Schutzzöllen drohte, sofort bereit gewesen, das Prävenire zu spielen und gegen Frankreich hohe Zölle einzuführen, wenn ihm Delbrück nicht in den erhobenen Arm gefallen wäre. Und die praktisch wichtigste Ursache, welche bisher den östlichen Adel freihändlerisch gemacht, der gewinnreiche Absatz nach England begann in den 70er Jahren zu stocken; Großbritannien machte Anstalt, seine Lebensmittel

aus Rußland, Nordamerika, Indien und Australien zu beziehen; wir wurden aus einem Getreide exportierenden ein importierendes Land; die Rohprodukte der durch die Eisenbahnen aufgeschlossenen großen Flächenstaaten begannen in Masse auf den europäischen Markt zu strömen und eine schwere Krisis der Landwirtschaft herbeizuführen, die naturgemäß die bisherigen agrarischen Freihändler zu Schutzzöllnern machte. Dazu kam die seit 1873 einsetzende industrielle Krisis, die in Deutschland schärfer und chronischer als anderwärts auftrat. Die Ursache dieser Verschiedenheit lag hauptsächlich in dem Umstande, daß Deutschland, lange in seiner Entwickelung aufgehalten, von 1866—1873 gewerblich und in seinem Handel und Kreditwesen rascher und plötzlicher vorangekommen war, ja in vielen Gewerbszweigen übertriebener sich ausgedehnt hatte, als andere Staaten. Bismarck meinte, die Ursache läge im Freihandel, Frankreich und Rußland hätten wegen ihrer Schutzzölle eine geringere Krise. Die Reichstagsmajorität, die öffentliche Meinung, ein Teil der Wissenschaft forderte Schutzzölle, wie sie in Frankreich, Rußland, Österreich, den Vereinigten Staaten bestanden und erhöht wurden. Der Widerstand der Geheimen Räte konnte Bismarck nicht abhalten, seine durch Enqueten und umfangreiche Studien in Handelskammerberichten und ähnlichem Material gestärkte neue Überzeugung geltend zu machen. Die Reichsfinanznot trieb ihn fast noch mehr als die handelspolitischen Ursachen zur Durchkämpfung des erhöhten Tarifs von 1879.

Die handelspolitischen Reden, welche Bismarck damals und in den folgenden Jahren im Reichstag hielt, gehören zu seinen besten Leistungen; sie geben die großen Gesichtspunkte der Steuer- und Zollreform, das Verhältnis zum Ausland, unsere ganze einschlägige historische Entwickelung, die Motive der gesetzgeberischen Vorschläge und der ganzen Umkehr der Handelspolitik, das Wesen der Handelsverträge ebenso meisterhaft wieder, wie sie eine Fülle praktischer Preis-, Konkurrenz-, gewerblicher und landwirtschaftlicher Detailfragen mit Sachkenntnis und Anschaulichkeit erörtern. Freilich nicht ohne in Übertreibungen da und dort, ja auch in einzelne handgreifliche dilettantische Irrtümer zu verfallen. So z. B. wenn er die Prosperität Rußlands 1870—1879 auf seinen Tarif, statt auf seine spätere Entwickelung, hauptsächlich seinen Eisenbahnbau, zurückführt; wenn er hohe Getreidepreise schlechthin als Zeichen volkswirtschaftlicher Blüte preist, ohne zu unterscheiden zwischen einem langsamen mäßigen Steigen, das der Bevölkerungsdichtigkeit und der allgemeinen Kultur entspricht, und jenem starken anormalen Steigen, das als Folge des natürlichen oder künstlich gesteigerten Bodenmonopols sich darstellt und für die Masse des Volkes mit Elend, Teuerung und

allerlei proletarischen Erscheinungen sich verbindet, wie z. B. in England 1790—1815, 1830—46.

Die Wendung im ganzen aber, welche Bismarck unserer Handelspolitik 1879 gab, muß ich heute, wie 1879, für richtig und für eine große, kühne That halten. In einer Epoche, in welcher die englischen Kolonien überwiegend Schutzzölle einführten, England, Rußland, die Vereinigten Staaten sich anschickten, ihre handelspolitischen Fangarme riesenhaft auszurecken und ihre großen Weltreiche zu begründen, wo die letzte große Teilung der Welt, ihrer Kolonien, ihrer Märkte einsetzte, wo durch die neuen Verkehrsmittel plötzlich alle Konkurrenzverhältnisse der Vergangenheit auf den Kopf gestellt waren, wo fast alle anderen Staaten ihre Thore zumachten, durfte Deutschland nicht allein sie offen lassen. Der Zollverein hatte sich jahrzehntelang von seinen Nachbarn mißhandeln lassen; jetzt war die Macht Deutschlands endlich so gewachsen, daß wir selbstbewußter, kühner auftreten, wieder etwas in die Wege fridericianischer Handelspolitik zurücklenken konnten, ohne in deren Übertreibungen und Irrtümer zu verfallen. Schon um wieder die Basis zu Verhandlungen über Handelsverträge mit anderen Staaten zu bekommen, mußten wir unsere Zölle erhöhen und zunächst den inländischen Markt der fremden Konkurrenz etwas schwerer zugänglich machen.

Ihn ganz zuzuschließen, gar keine Handelsverträge mehr abzuschließen, dem geschlossenen Handelsstaat zuzusteuern, daran dachte Bismarck sicher 1879 nicht; auch für später glaube ich es nicht. Und wenn die extremen Schutzzöllner behaupten, er würde, wenn er Kanzler geblieben wäre, 1890—93 ein extremes Hochschutzsystem geschaffen haben, so ist das ja möglich, sicher ist es aber nicht. Bismarck war zu klug und zu weitsichtig, um die Pläne der Hochschutzzöllner ganz zu adoptieren. Vor allem der russische Handelsvertrag liegt ganz in den Bahnen Bismarckscher russophiler Politik. Und wenn man einwirft, er habe ja gerade erklärt, die allgemeine und die handelspolitische Freundschaft oder Feindschaft brauche zwischen zwei Staaten nicht notwendig übereinstimmend zu sein, so zeigen die, welche ihm das heute nachsprechen, daß sie ihm nur abgelernt, wie er sich räusperte und wie er spuckte. Er that einen solchen Ausspruch, als er das Verhältnis zu Österreich für ganz gesichert ansehend, entschuldigen wollte, daß wir auf gewisse handelspolitische Wünsche dieses Staates im Moment nicht eingingen. Im übrigen war dies für ihn selbst ein Ausnahmefall, gerechtfertigt durch die damalige Festigkeit des Dreibundes. Sonst hat er zeit seines Lebens die Handelspolitik streng seiner allgemeinen angepaßt. Er war freihändlerisch, wesentlich weil er 1859—63 antiösterreichisch und franzosenfreundlich war. Und im ganzen verfuhr er mit Recht stets

so. Er wurde schutzzöllnerisch, weil der Schutzzoll in der neuen Ära der gesteigerten politischen und wirtschaftlichen Rivalitäten der großen Staaten, in der Zeit des Kampfes um den Weltmarkt und die Kolonien, für uns die wichtigste, ja fast die einzige Waffe war.

Unter den zollpolitischen Ausführungen Bismarcks stehen an Wahrheit und Sachkenntnis diejenigen obenan, welche den Zusammenhang der Zoll- mit den Eisenbahntarifen betreffen. Die Eisenbahnen haben ihn seit 1862 beschäftigt; er hat über sie und ihre Reform so viel nachgedacht, auf letztere so viel Kraft und Energie verwendet, daß dieses Kapitel seiner Thätigkeit ebenbürtig neben seiner Socialpolitik steht.

Die Ansichten und Tendenzen Bismarcks entwickeln sich auch hier im Kampfe gegen Itzenplitz, wie bei der Socialpolitik. Dieser Minister hatte den preußischen Eisenbahnbau wieder mehr und mehr dem Privatkapital überlassen, nachdem von der Heydt in den 50er Jahren den ungeheuren Fehler seiner Vorgänger etwas gut gemacht hatte. Friedrich Wilhelm IV. und seine Minister hatten den Staatseisenbahnbau aus falscher Angst davor abgelehnt, daß der hierzu nötige Staatskredit zur Berufung der 1820 im Staatsschuldengesetz versprochenen Generalstände führen müsse. Von der Heydt baute nun erhebliche Staatsbahnen, wußte auch die Aufsicht über die Privatbahnen energischer zu handhaben, das Recht des Staates, wo er Zinsengarantie leistete, dazu auszunutzen, die Privatbahnen in steigende Abhängigkeit von der Staatsgewalt zu bringen. Unter Itzenplitz erlahmten diese Tendenzen; statt des Staatsministeriums erteilte der Handelsminister allein die Eisenbahnbaukonzessionen; zärtlich suchte man dabei die Aktienbahnen vor Konkurrenz zu schützen; staatliche Linien wurden nur wenige mehr gebaut. Die wirtschaftlichen Modedoktrinen, die im Handelsministerium herrschten, waren dem großen Kapital, den Gründerkonsortien, der Behandlung der Eisenbahnen wie gewöhnlicher Privatunternehmungen nur all zu günstig. Die Mißbräuche häuften sich dann so, daß die große parlamentarische Untersuchungskommission von Lasker durchgesetzt wurde, deren Licht dem Sturz von Itzenplitz leuchtete.

Bismarck hatte längst im Staatsministerium auf die Schäden des preußischen und deutschen Eisenbahnwesens aufmerksam gemacht, seine Zersplitterung beklagt, im Bundesrat eine wirksame Gestaltung der Bundesgewalt in Eisenbahnsachen gefordert. Als Itzenplitz endlich ging, schrieb Bismarck (März 1873) an Roon als damaligen Ministerpräsidenten, nun müsse es endlich anders werden; die früher mit Nachdruck geführte Staatsaufsicht müsse jetzt wieder im Interesse des Publikums hergestellt, die Konzessionserteilung dem gesamten Staatsministerium zurück-

gegeben, konkurrierende eventuell vom Staat gebaute Linien als Schutz gegen das Monopol geschaffen werden. Im Reiche setzte er damals wenigstens die Errichtung des Reichseisenbahnamtes durch, nicht ohne heftigen Widerspruch der leitenden politischen Parteiführer, die überwiegend noch mit manchesterlichem Winde fuhren; Reichensperger z. B. meinte, solche Centralisierung und Monopolisierung sei der allmähliche Tod alles freiheitlichen Lebens. Seinen richtigen Blick zeigte Bismarck Ende des Jahres 1873 noch durch seinen freilich vergeblichen Protest gegen die Erhöhung der Eisenbahntarife; die große Krisis hatte begonnen, man mußte alles thun, um den Rückgang der Industrie und die Arbeiterentlassungen zu hindern; die Eisenbahnen sahen ihre fetten Renten bedroht, aber statt sie lieber etwas zu beschränken, ließ man die Erhöhung der Tarife zu und verstärkte so die industriellen Einschränkungen, ohne den Eisenbahnen viel zu helfen.

Das Reichseisenbahnamt nützte kaum etwas; der Reichskanzler wurde nicht Herr über die Handelsminister und Eisenbahnpräsidenten. In Preußen schwang sich der neue Handelsminister Achenbach nicht zu kühneren Thaten auf: da zwei Drittel aller deutschen Bahnen in Privathänden seien und Vorteile und Nachteile der Staats- und Aktienbahnen sich die Wage hielten, so müsse die Sache bleiben wie bisher. Mit dieser profunden Weisheit schloß er seine Programmrede. Bismarck war auf die Fortsetzung des kleinen Ressortkrieges angewiesen. Als im Jahre 1874 die Börse sich mit der Fusionierung großer Privatbahnen beschäftigte, sah Bismarck darin eine Verstärkung des zu bekämpfenden Feindes und ermahnte das Staatsministerium, statt dessen lieber diese Bahnen für den Staat zu kaufen. Im folgenden Jahre empfiehlt er eine nationale Eisenbahntarifpolitik in Form von Repressalien gegen ausländische, uns schädigende Bahnen. Kühnere Bahnen versucht er 1876 einzuschlagen; er will das Reich in den Besitz möglichst aller deutschen Eisenbahnen setzen, wie es ja die elsaß-lothringischen bereits besaß. Er sieht mit Recht darin eine Stärkung der Reichsgewalt, wie sie großartiger nicht gedacht werden könne, eine Belebung des Nationalgefühls und eine mächtige Handhabe, die volkswirtschaftlichen Interessen zu fördern und alles wirtschaftliche Leben in nationalem einheitlichem Sinne zu beeinflussen und zu lenken. Er versucht zunächst, die preußischen Eisenbahnen an das Reich zu übertragen. Er führt aus, da das Reichseisenbahnamt die gewünschte Einheit und eine nationale Eisenbahnpolitik im Dienste des Verkehrs nicht geschaffen habe, so müßten andere Wege eingeschlagen werden. Wie im Mittelalter, ruft er, bestehen in Deutschland 63 verschiedene Eisenbahnprovinzen und Territorien; jedes besteuert

den Verkehr nach Willkür zu Gunsten seines Privatsäckels; die Direktionen treiben den Kampf untereinander als Sport; das alte Stapel-, Zoll-, Geleits-, ja das Fehderecht des Mittelalters lebt durch sie neu auf.

Da das Ziel nicht zu erreichen ist, die deutschen Mittelstaaten rasch ihre Privatbahnen aufkaufen, so bleibt Bismarck auch in Preußen nur die Eisenbahnverstaatlichung in großem Stile übrig. Er will 1878 dazu ein Eisenbahnministerium schaffen. Miquel und andere suchen es zu hindern. Maybach wird zum Handelsminister ernannt; die übrigen Zweige seines Ressorts werden ihm später abgenommen. Er ist der rechte Mann, um den großen und kühnen Gedanken Bismarcks, den der Überführung der wichtigsten Eisenbahnlinien in Staatsbesitz auszuführen. Wir stehen heute nach fast 20 Jahren diesen Ereignissen schon so fern, daß die öffentliche Meinung naturgemäß sich mit Vorliebe fragt, welche Kehrseiten diese Maßregel gehabt habe. Und diese können natürlich, wie bei jeder menschlichen Einrichtung, nicht fehlen. Die bureaukratische Behandlung hat die kaufmännische ersetzt; an dem ursprünglichen Wunsche Bismarcks, daß nur die Verkehrs-, nicht die Finanzinteressen regieren sollen, hat er selbst am wenigsten festgehalten. Die Millionen Eisenbahnüberschüsse waren zu verführerisch für den Etat, der durch den Wechsel dieser Überschüsse in ein bedenkliches Schwanken kam. Die Erwartungen, daß die verstaatlichten Eisenbahnen social zu Musteranstalten würden, sind keineswegs ganz erfüllt, obwohl die Verbesserung gegenüber der Aktienverwaltung evident ist. Aber alle diese kleinen Schattenseiten verschwinden gegen die Hauptsache.

Sie liegt in der Ermöglichung einer einheitlichen Eisenbahn- und Verkehrspolitik, wie sie kein anderer großer Staat der Welt jetzt treiben kann und in England bereits heute als ein Hauptvorzug der deutschen Volkswirtschaft anerkannt wird; — aber was vielleicht noch wichtiger ist, in der denkbar größten Machtverschiebung zwischen den volkswirtschaftlichen Kräften und Potenzen. Die großen centralisierten Kreditinstitute, die großen Verkehrsanstalten und die großen industriellen Aktiengesellschaften, Kartelle und Ringe, das sind die drei Arten von Organisationen, welche heute in den reichen Kulturstaaten mehr und mehr die Volkswirtschaft und bald auch den Staat beherrschen. Es sind Bildungen, die meist einen großen technischen und organisatorischen Fortschritt bedeuten, in der heutigen Zeit deshalb nicht aufzuhalten, sondern eher zu fördern sind; aber sie geben einer immer kleineren Zahl von Personen die größte wirtschaftliche Macht, häufig ein Monopol; sie können, im Gesamtinteresse geleitet, den größten Segen stiften,

während sie, im egoistischen Interesse gemißbraucht, zur wirtschaftlichen Tyrannei und zu Mißbräuchen aller Art führen. Zunächst sind häufig geniale, aber harte Geschäftsleute, oft wucherische und schwindelhafte Spekulanten an der Spitze, die um jeden Preis und ohne jede Rücksicht große Gewinne, Dividenden und Kurssteigerungen erzielen wollen. Daher die Mißstimmung über diese Bildungen, die socialistische Klage, daß sie die Klassenherrschaft des Kapitals darstellen, besonders wenn diese Organisationen durch ihren Einfluß, ihr Geld, ja ihre Bestechung, Regierung, Parlament, Presse, Gerichtshöfe und Verwaltung von sich abhängig machen, wie es in den Vereinigten Staaten, aber auch in Europa teilweise der Fall ist. Und deshalb die große, moralische, politische und sociale Gefahr, die sich hier unter Umständen vorbereitet; vielleicht die größte, die der heutigen Volkswirtschaft und dem modernen Staate droht, wenn nicht Gegengewichte und Heilmittel gefunden werden. Sie können sehr verschiedenartig sein, wie das drohende Übel der Korruption, der Bestechung, des Monopols, des Machtmißbrauchs verschiedene Formen haben kann. Jedenfalls ist es gut, wenn in der Leitung dieser Organisationen das staatliche Gesamtinteresse ein Wort mitzusprechen hat, oder wenn ein Teil derselben, besonders die großen Verkehrsanstalten und die centralisierten Kreditinstitute, direkt der Staatsleitung unterstellt werden. Damit ist den schlimmsten Mißbräuchen der Boden entzogen, damit ist gehindert, daß die Eisenbahnen Staaten im Staate werden, die Regierung und Parlament beherrschen und das Publikum in ihrem und der Aktionäre Interesse brandschatzen: die Bismarcksche Eisenbahnpolitik war in dieser Richtung die größte That unseres Jahrhunderts. Alles was man in anderen Staaten in ähnlicher Richtung versuchte, bleibt unendlich weit dahinter zurück. Die Gefahren einer einseitigen Kapitalistenherrschaft sind damit in Preußen mehr als irgendwo anders in Westeuropa zurückgedrängt.

Daß Bismarck bewußt oder instinktiv von Gedanken dieser Art geleitet war, wird niemand leugnen, der eine intime Kenntnis seiner Stimmungen und Tendenzen von 1864—1880 hat: es ist dieselbe Richtung der Politik, welche zur deutschen Reichsbank, den Altersversicherungsgenossenschaften und ähnlichem führte. —

Es würde über die Grenzen, die diesen Briefen gesteckt sind, weit hinausführen, wenn ich versuchen wollte, auch nur in solchen Umrissen Bismarcks Ansichten und Tendenzen auf allen Gebieten der Volkswirtschaft und wirtschaftlichen Verwaltung und Gesetzgebung zu charakterisieren. Teilweise wären dazu auch umfangreichere Studien und

nicht bloß in dem gedruckten, sondern auch in dem ungedruckten und geheimen Material nötig.

So möge also zum Schlusse nur versucht werden, kurz anzudeuten, was nicht sowohl die Ansichten als die Thaten Bismarcks für die wirtschaftliche und sociale Entwickelung Deutschlands bedeuten. Wenn wir auch einige der wichtigeren wirtschaftlichen schon erwähnt haben — gerade als Ergebnisse seiner Ansichten — so haben doch auch die nicht wirtschaftlichen Thaten des großen Staatsmannes sociale und volkswirtschaftliche Bedeutung. Und auch die wirtschaftlichen wollen in diesem Zusammenhang als Ausflüsse seines politischen Handelns begriffen sein. War er doch in erster Linie der Mann der That und zwar der politischen, der staatenbildenden; stellte er doch in erster Linie den von der Theorie und leider auch von der Praxis so oft zerrissenen Zusammenhang zwischen Staat und Volkswirtschaft in einer Weise wieder her, wie es nur den größten Staatsmännern auf den Höhepunkten der Kultur gelang.

Die politische Lage war im September 1862 folgende: Preußen stand in einem Verfassungskonflikt, aus dem nur der Staatsstreich oder die Revolution einen Ausweg zu bieten schien. Preußen und Österreich, zeitweise durch den Kampf gegen gemeinsame Gegner, zeitweise durch schwächliche Romantik darüber getäuscht, daß nur Eines in Deutschland herrschen könne, standen sich seit 1848 und 1850 immer feindlicher gegenüber. Neben und zwischen ihnen die Summe von Mittel- und Kleinstaaten, fast alle zu klein zum Leben, zu groß zum Sterben. Der Antagonismus der beiden großen und aller kleinen unter sich und gegen die großen hinderte jede gesunde politische und im ganzen auch die wirtschaftliche Entwickelung. Deutschland war hinter Westeuropa 200 bis 300 Jahre in den politischen und wirtschaftlichen Lebensformen zurück. Immerhin so lange Technik und Verkehr sich nur wenig änderten, war das Verharren in den alten Einrichtungen der Stadtwirtschafts- und Territorialpolitik noch erträglich gewesen. Diese Voraussetzung verschwand 1840 bis 1860. Deutschland stand mit seiner Zerrissenheit und Ohnmacht, mit seiner Träumerei und seinem Philistertum, mit all seinen häuslichen und privaten Vorzügen und Tugenden vor dem politischen Untergang. Nicht bloß weil die überlieferten Lebensformen unerträglich geworden waren, sondern weil die wachsende Macht seiner Nachbarn ihm immer gefährlicher wurde, weil bei der wirtschaftlichen und politischen Neugestaltung, die in Europa und der ganzen Welt mit den ungeheuren Veränderungen der Technik bevorstand, vollends sinken mußte, wer nicht fähig war, wie die Großstaaten, an den Errungenschaften der neuen Zeit teilzunehmen. Die wenigen großen politischen Thaten der deutschen

Vergangenheit, die Leistungen Friedrichs II., die Freiheitskriege und die Hardenbergschen Reformen, der Zollverein, konnten nicht mehr ausreichen, das ungeheure politische und wirtschaftliche Defizit, vor dem man stand, zu decken. Immer schwächlicher, lethargischer, unfähiger, die großen Aufgaben zu bemeistern, stand Deutschland den großen, politisch längst konsolidierten und darum so überlegenen feindlichen Nachbarn gegenüber, deren leitender politischer Grundsatz seit 400 Jahren die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands war, die, längst ein Stück nach dem andern abreißend oder loslösend, nur auf den Moment zu warten schienen, uns politisch vollends den Gnadenstoß zu geben.

Rußland betrachtete Deutschland und besonders Preußen als halbrussische Domäne und Vormauer gegen die liberalen Westmächte. Hatte doch der russische Kaiser 1848 dem kommandierenden General in Königsberg, ohne Anfrage bei Friedrich Wilhelm IV., die Aufforderung gesandt, gegen Berlin zu marschieren, um den König von seinen liberalen Ministern zu befreien. Die Westmächte wollten Preußen als militärischen Sturmbock gegen Rußland verwenden, aber gönnten ihm sonst jede Schwächung. Frankreich erwartete 1866 sicher den Sieg Österreichs, wollte dann das gefallene Preußen großmütig beschützen, aber um den Preis des linken Rheinufers, das dann zusammen mit halb oder ganz Schlesien verloren gewesen wäre. Den Kulturkampf danken wir in erster Linie der Thatsache, daß der päpstliche Stuhl an der französisch-antipreußischen Koalition von 1870 so stark beteiligt war. Kurz, die Gegner drohten von allen Seiten und fanden überall im Inland offene oder geheime Unterstützung. Bei der Weltreichsbildung, die sich 1860 bis 1890 vollzog, bei der ungeheuren technischen und gesellschaftlichen Umwälzung, die mit der Weltwirtschaft, der letzten Verteilung der Kolonien und Absatzmärkte vor sich ging, bei den riesenhaften neuen Interessenkonflikten, die sich bildeten, drohte unserem armen Vaterlande die Gefahr, als Entschädigungsobjekt behandelt, weiterer Teile beraubt, wenn nicht ganz erdrückt und zerrieben zu werden, falls nicht in letzter Stunde der Retter erschien, eine einheitliche deutsche Reichsgewalt aufrichtete, den Dualismus von Preußen und Österreich löste und die Möglichkeit bot, die modernen politisch-wirtschaftlichen Lebensformen bei uns heimisch, aus einem Haufen territorialer Wirtschaftskörper eine staatliche Volkswirtschaft großen Stils zu machen.

Nur politische Träumer und historische Ignoranten können sich einbilden, dieser Ausweg hätte durch konstitutionelles Regieren in Preußen allein, oder gar durch das radikale Rezept einer Auflösung Deutschlands in kleine republikanische Schweizer Kantone gefunden werden können.

Nur die kühnste und glücklichste Machtpolitik, gestützt auf die bewährten monarchischen und militärischen Einrichtungen Preußens, konnte mit blitzartiger Schnelligkeit die ganze Welt überraschen, das scheinbar Unmögliche leisten, Deutschlands Einheit unter Preußens Leitung herstellen, Österreich versöhnen, den mißgünstigsten Nachbar isolieren und niederwerfen und dann durch zwanzig Friedensjahre hindurch all den Haß und den Neid, das Mißtrauen und das Rachegefühl der sämtlichen in ihren wichtigsten Interessen durch das Aufsteigen Deutschlands geschädigten Nachbarn und Großmächte beschwichtigen und niederhalten und so die Welt an die Existenz eines mächtigen Deutschen Reiches gewöhnen. Man mag dem Glück, dem Zufall, der göttlichen Vorsehung noch so viel zuschieben, es bleibt eine Politik heroischer Kühnheit und diplomatischer Feinheit und Geschicklichkeit, die in aller Geschichte kaum jemals ihresgleichen gehabt hat und nicht leicht je wieder haben wird. Es ist eine Politik, die uns vor dem Schicksal Griechenlands und Polens bewahrt hat, die für immer hindern wird, daß man die Thaten des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen mit denen Gustav Adolfs und Karls XII. vergleicht, die ihrem Vaterlande nur eine kurze, scheinbare Macht verliehen.

Deutschland ist nicht allein durch Bismarck, aber doch vor allem dank seiner genialen Politik ein großes einiges Kulturvolk geworden, das heute in der Welt nicht an erster Stelle, aber doch unter den ersten steht, das die Fähigkeit hat, noch sehr viel höher an Kultur und Macht emporzusteigen. Und das sollte für die Volkswirtschaft und die sociale Entwickelung nicht ohne die größeste Bedeutung sein? Ohne diesen politischen Aufschwung würden wir heute an halb mittelalterlichen Zuständen, an entsetzlicher Übervölkerung, an den traurigsten proletarischen Zuständen leiden. Wir wären noch das Volk von Handwerkern, Krämern, Kleinbauern und Tagelöhnern, von Philistern und Träumern, und nicht eine stolze selbstbewußte Nation, deren Großindustrie, Landwirtschaft, Verkehr und Handel, Export und Schiffahrt den meisten anderen Ländern als beneidenswert in Technik und Organisation erscheint, deren Arbeiterschaft und -Bewegung, so viel man über sie klagen mag, doch an der Spitze der europäischen steht.

Der politische, rechtliche und wirtschaftliche Neubau des Deutschen Reiches mußte erfolgen unter dem Druck der schwersten militärischen Rüstung, weil wir von allen Seiten bedroht waren, und in einer Epoche der Umbildung der Gesellschaft, wie man sie seit Jahrhunderten, der Technik, wie man sie fast seit Jahrtausenden nicht erlebt hatte. Es mußte nachgeholt werden, was die westeuropäischen Einheitsstaaten seit

vielen Generationen besaßen, und dabei sollte vom bestehenden territorialen Staats- und Verwaltungsrecht, von den berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten der kleinen und kleinsten Staaten so viel als möglich geschont und erhalten werden. Und doch gelang der Staatskunst Bismarcks und seiner Gehilfen der Neubau des Reichs: Deutschland wurde in Wirklichkeit ein einheitlicher freier Markt, es erhielt ein einheitliches Maß-, Gewichts- und Geldwesen, eine centrale Reichs-Notenbank und ein einheitliches Bankrecht, eine fast einheitliche Reichspost, ein musterhaftes Telegraphen- und Telephonwesen, verstaatlichte Eisenbahnen und verbesserte Wasserstraßen, eine einheitliche rechtliche Ordnung des Gewerbebetriebs, der Presse, des Patentwesens, des Seeschiffahrtsgewerbes, eine einheitliche Justizverfassung und ein einheitliches bürgerliches Recht; die nationale Handelspolitik, die Ordnung des Konsularwesens, der Erwerb von Kolonien, die Subvention großer Dampferlinien, der Erwerb einer tüchtigen Kriegsmarine, die rasche Förderung einer stetig wachsenden Handelsflotte vollendeten nach außen, was für die wirtschaftliche Entwickelung nach innen geschehen war.

Gewiß hat man bei der unendlichen Schwierigkeit der Probleme dabei nicht überall rasch und sofort das Richtige getroffen; noch weniger konnten alle Parteien und Klassen mit ihren Sonderinteressen und Sonderwünschen, mit ihren Idealen befriedigt werden. Aber das Wesentlichste ist geschehen und ist geglückt. Und das Wesentlichste ist der feste, gesicherte, nationale Staat mit geordneter zeitgemäßer Verfassung nach innen, mit Ansehen und Macht nach außen. Er ist die erste Lebensbedingung für eine gesunde wirtschaftliche und sociale Entwickelung. Und eben deshalb könnten oder sollten alle Parteien und Klassen zufrieden sein, die Liberalen mit dem, was für wirtschaftliche Freiheit und Einheit, für Industrie und Handel, die Konservativen mit dem, was für die Macht und Stärkung der Krone, der Armee, der Regierung, für Landwirtschaft und Rittergutsbesitzer, die Arbeiter und die Socialreformer mit dem, was zur Hebung der unteren Klassen und des Mittelstandes geschehen ist, alle damit, daß keiner Partei und keiner Klasse die freie Bethätigung ihrer Interessen, der gesetzliche Kampf für ihre Ideale versagt ist.

Einzelne werfen Bismarck vor, er habe die elementaren und egoistischen Kräfte der Gesellschaft entfesselt, er sei der Arbeiterbewegung, die er durch das allgemeine Stimmrecht gefördert, dann nicht Herr geworden, er habe die begehrlichen Wünsche der Agrarier und der Großindustrie, der Zünftler und der Bauern nach Staatshilfe großgezogen. Darauf ist zu antworten, daß diese Bewegungen mit oder ohne ihn

kommen mußten, daß überhaupt niemals und vollends nicht in den Zeiten großer Neugestaltung solche Bewegungen und große sociale Kämpfe fehlen können. Es müssen nur die centralen Kräfte stärker bleiben als die auseinanderstrebenden, und das hängt immer wesentlich von der Art der Regierung ab. Daß Bismarck diese Bewegungen überall und stets richtig geleitet und beeinflußt habe, will ich nicht behaupten; aber daß er sie als Kanzler und Ministerpräsident stets vom Standpunkt der Gesamtinteressen und der Stärkung der Monarchie aus zu leiten suchte, wird man ihm nicht abstreiten können. Er war in seinem Herzen Landwirt und Agrarier; aber er hat, so lange er im Amt war, stets im Interesse der Krone und nicht einer Klasse regiert. Und er hat, indem er der Monarchie eine unvergleichliche Stärkung verlieh, uns zugleich die besten Garantien für die Zukunft geschaffen.

Auch für unsere sociale Zukunft! Denn wenn die Anstoß gebenden Kräfte und Persönlichkeiten für den socialen Fortschritt auch gewiß aus dem Volke, der Wissenschaft, dem Streit der Geister und Ideen, aus der Arbeiterbewegung und den socialen Kämpfen selbst heraus entstehen: Ordnung, Maß und Gestaltung vermag die Revolution, der Radikalismus, der Kampf selbst der Bewegung nicht zu geben. Wo nicht eine populäre Diktatur oder eine feste erbliche Monarchie die Zügel in die Hand nimmt, entsteht nichts Gutes, kein dauernder Fortschritt. Aber auch der populären Diktatur gelingt es selten; sie hat zu viel mit ihrer eigenen Befestigung zu thun; sie leidet an dem Rechtsbruch, durch den sie entstanden ist. Was hat selbst ein Julius Cäsar, was haben Napoleon I. und Napoleon III. Sociales geleistet? Eine feste große erbliche Monarchie bleibt immer der sicherste Träger und Exekutor der socialen Fortschritte der Menschheit, weil sie nach allen Verirrungen zu dem nobile officium des Schutzes und der Hebung der unteren Klassen zurückkehren muß, weil sie auf gesichertem Boden stehend am leichtesten den höheren Klassen größere Pflichten auferlegen, die unteren heben und fördern kann, ohne den gegenseitigen Haß unnötig zu steigern, weil sie immer wieder die natürliche Versöhnerin im Kampfe der Klassen ist. Das preußische König- und Beamtentum kann dieser Lebensaufgabe, durch welche beide groß geworden sind, nicht dauernd untreu werden. Schon die Bismarckschen Traditionen, wie die Friedrichs des Großen, halten sie daran fest. —

Ich bin zu Ende mit dem, was ich über Bismarcks volkswirtschaftliche und socialpolitische Stellung und Bedeutung in diesen Briefen sagen wollte. Ich nehme vom Leser Abschied als nationalökonomischer

Gelehrter mit einem Worte über Bismarcks Stellung zu unserer Wissenschaft.

Er hat als Mann von Geist die wirklich großen Gelehrten aller Fächer hoch geschätzt. Aber über die sog. abstrakten Theorien der Nationalökonomen und der verwandten Wissenschaften hat er oft die Lauge seines Spottes ergossen, versichert, sie ließen ihn gänzlich kalt; er folge der Erfahrung, die allein im Gebiete des organischen Lebens die richtige Führerin sei.

Es giebt Professoren, die ihm das übel nahmen, und man konnte bei einzelnen solcher Wendungen ja wohl versucht sein, ihm mit Mephisto zuzurufen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft". Man könnte versucht sein zu fragen, ob er so spreche, weil er wirklich nie in seinem Leben ein nationalökonomisches Lehrbuch in der Hand gehabt habe, wie eingeweihte Gewährsmänner behaupten.

Und doch hat er, richtig verstanden, nicht Unrecht gehabt. Sollte er auf Bastiat oder Marx, auf Brentano oder A. Wagner und Schäffle schwören? Giebt es denn in den abstrakten Theorien eine anerkannte Wissenschaft? Sind die heutigen allgemeinen Theorien eine fertige Wissenschaft, stellen sie nicht vielmehr zu einem guten Teile Partei- und Klassenideale dar? Hat nicht auch Hardenberg, der Verehrer A. Smiths, einmal erklärt, rein nach diesen Theorien lasse sich nicht regieren?

Freilich bleibt daneben die Thatsache, daß Bismarck auch den Teil der nationalökonomischen Wissenschaft, der kondensierte Erfahrung ist, nicht genauer kannte und zeitweise mißachtete. Er täuschte sich über sich selbst, wenn er annahm, seine zufällige persönliche Beobachtung sei fehlerlos, die so gemachten Schlüsse ruhten auf einer sicheren Erfahrung. So groß seine Erfahrungen waren, größer bleiben die von der Wissenschaft gesammelten. Und auch in seine Beobachtungen und Erfahrungen mischten sich, wie in alle anderen, subjektive Elemente, Ideale, Hoffnungen und Wünsche. Daß die vollendete Wissenschaft mit der vollendeten Erfahrung der Praktiker übereinstimmen müsse, wird er freilich nicht geleugnet haben. Aber wo sind sie? Die Praxis wie die Wissenschaft müssen selbständig nebeneinander gehen, sich korrigieren und ergänzen. Vollendet können sie beide nicht sein.

Der Streit aber, den so Bismarck der abstrakten Wissenschaft immer wieder ankündigte, ist der natürliche Ausdruck von Lebensrichtungen, die seit Jahrtausenden nebeneinander hergehen; es ist der uralte Kampf zwischen Prometheus und Epimetheus, zwischen den handelnden und den nachdenkenden Menschen. Und unser größter Dichter

hat recht, wenn er in seiner Darstellung der alten Sage sowohl dem Prometheus als dem Epimetheus zuruft, daß beide einseitig, jeder für sich allein sein Ziel nicht erreichen könne, daß beide zusammen sich der göttlichen Leitung unterzuordnen hätten:

„Aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk! Die laßt gewähren!“

In solchem Bekenntnis bescheidener Demut über die engen Grenzen unseres Könnens und Wissens ist Bismarck mit aller echten Wissenschaft einig gewesen.

St. Blasien, 16. September 1898.

II.

Über die „Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck.

Zwei Bände. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das politische Testament Bismarcks an das deutsche Volk, mit seltener Spannung seit Monaten erwartet, ist in den letzten Novembertagen ausgegeben worden; wie viele Tausende habe auch ich es, in der Lektüre nicht mehr enden könnend, verschlungen und eile, in diesen Blättern kurz darüber zu berichten, obwohl es socialpolitische Dinge kaum berührt. Ich fühle mich dazu veranlaßt, weil ich in vier Septembernummern der „Sozialen Praxis“ neben der socialpolitischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung Bismarcks doch auch seine Persönlichkeit und ihre politische Gesamtleistung schilderte. Den übermächtigen Eindruck der zwei Bände möchte ich gleichsam als Epilog dem dort Gesagten folgen lassen.

Es versteht sich nach Titel und Umfang, daß wir keine erschöpfende Autobiographie vor uns haben, auch keine künstlerisch abgerundete Geschichtsdarstellung, wie sie Friedrich der Große nach jahrelanger Durchfeilung in seinen historischen Werken hinterließ. Das Werk ist auf Zureden Lothar Buchers aus Gesprächen des 75jährigen entstanden, welche dieser treue Gefährte stenographisch fixierte. Nachher wurden sie wiederholt von Bismarck selbst durchgesehen und geändert. Man spürt diese Entstehung; vielfach waltet der Charakter einer Causerie vor; Wiederholungen sind nicht vermieden. Aber alles atmet dafür lebensvolle Anschaulichkeit und vollendete subjektive Wahrhaftigkeit. In loser Form folgen sich dreiunddreißig Kapitel, einige kürzer, andere länger, durchschnittlich zwanzig Seiten lang; ihre Folge entspricht dem Lebensgang des Kanzlers; jedes behandelt eine Zeitepoche, ein großes Ereignis, eine

Institution oder Persönlichkeit. Einzelne Kapitel sind hinreißende, anschauliche Erzählungen der großen Wendepunkte seines Lebens; in anderen überwiegen teils neue, teils auch bekannte Aktenstücke; oft wird der Faden der Darstellung durch Rück- und Vorblicke, durch politische Vergleiche und historische Exkurse, durch Ziehung der Ergebnisse aller Erfahrungen des großen Staatsmannes unterbrochen. Die Fürsten, Minister und anderen wichtigeren Personen der Zeit werden drastisch geschildert, häufig mit soviel Humor und Sarkasmus, daß man immer wieder in laute Heiterkeit ausbricht; einzelne nicht ohne Bitterkeit und Schärfe, wie Gortschakow, andere mit vollendeter Pietät, wie Kaiser Wilhelm, alle mit dem Pinsel, den nur die gottbegnadeten Historiker führen. Im Mittelpunkt steht durchaus die auswärtige Politik, hauptsächlich die von 1859—78; die materiellen Fragen der inneren Politik werden mehr nur da und dort gestreift, um bestimmte Überzeugungen auszusprechen. Dagegen sind die formal rechtlichen und politischen Fragen der Ministerstellung und alles, was damit zusammenhängt, fast ebenso eingehend erörtert, als die auswärtige Politik.

Bei dem großen Umfang der schon vorhandenen Publikationen Bismarckscher Akten und Briefe und den zahlreichen Darstellungen, die wir von Sybel, Marcks und anderen über die Zeit haben, ist es natürlich, daß wir nicht durchaus Neues erfahren können. Aber nicht nur ist Neues und Überraschendes doch in Hülle und Fülle vorhanden; nicht nur erzählt der größte Kenner der neueren europäischen Politik mit überraschender Offenheit über eine Epoche, deren Archivschätze doch im ganzen noch verschlossen sind. Auch wo er viel erörterte, im ganzen bekannte Fragen, wie die Entstehung des Krieges von 1870 erzählt, erscheint die geschlossene, sichere Darstellung dieses unterrichtetsten Zeugen in so hellem Lichte, daß man zunächst unbedingt von ihr gefangen genommen wird. Nachher freilich kehren die Zweifel wieder. Denn es bleibt der Memoirencharakter doch dem Werke aufgedrückt: der große, leidenschaftlich liebende und hassende Kanzler will sich rechtfertigen, will zeigen, was er gethan, was andere ihm in den Weg gelegt. Er spricht pro domo. Er ist kein objektiver Historiker, der über ferne Zeiten ganz gerecht abwägend berichtet; er erzählt teilweise aus dem Gedächtnis; so wie ihm die Personen und die Dinge in der Zeit, da er spricht und schreibt, erscheinen, sind sie dargelegt; die Motive seiner Feinde und Gegner würdigt er jetzt so wenig ganz objektiv, als er es im Amte gekonnt hatte; er sieht von denselben überwiegend doch die niedrigen. Die ungeheure Kraft seines Willens hätte nicht existiert, wenn er das Berechtigte in den Tendenzen seiner Gegner verstanden hätte. Die Bitter-

keit des entlassenen Ministerpräsidenten bricht immer wieder in einzelnen kleinen Zügen durch. Aber alles derartige erscheint doch nur als eine zu übersehende Beigabe neben der abgeklärten Ruhe des großen preußisch-deutschen Patrioten und des welterfahrensten Menschenkenners und Staatenlenkers, der am Abend seines Lebens seinem Volke sagen will, wie Deutschland endlich seit den Tagen der sächsischen Kaiser wieder ein einiger großer Staat geworden ist, und durch welche Mittel und Wege wir über das Heer von Hindernissen hinweg zum großen Ziele kamen. Freilich erzählt er das im Tone des Titanen, welcher sein Herzblut dabei vergossen hat, der fast nie den Dank und das Verständnis, das er erwartete, fand, der fast nie zur Ruhe, zum Genuß des reinen Glückes und der vollen Befriedigung seines Schaffens kam.

Der ungeheure dramatische Eindruck des Werkes scheint mir wesentlich darauf zu beruhen, daß es bei aller Schlichtheit und Realistik, bei dem gänzlichen Mangel jedes Posierens und jeder Deklamation die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden erzählt, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und so heftiger Art, daß all seine Macht, sein äußerer Glanz ihn nicht über seine Einsamkeit und die Nichtanerkennung trösten können. So sehr für diese Stimmung seine Entlassung 1890 mit- und nachgewirkt haben mag — er vermeidet in vornehmer Weise sie zu besprechen — so wenig ist diese doch offenbar die Grundursache dieser durchschimmernden Stimmung. Auch alles, was er vorher erlebt hat, seine ganze politische Thätigkeit von 1862 an, tritt uns in der Beleuchtung eines erschöpfenden Kampfes und eines Martyriums entgegen; und dabei ist das, was an seinem Herzen nagt, was seine Nervenkraft erschöpft, nicht die Reibung mit seinen Feinden; die belebt, erfreut und erfrischt ihn. Nein, die Losreißung erst von Gerlach, Stahl, Wagener, später von der ganzen konservativen Partei, von seinem Verwandten Kleist-Retzow, seinem Freunde Blankenburg und halb auch von Roon, die Kämpfe mit den Generalen, die ihn, den Begründer all ihres Ruhmes, 1870 von jeder Beratung ausschließen, weil er, wie der Kaiser zu Graf E. Stolberg sagte, 1866 immer Recht in seinem Votum gegen sie gehabt habe, die Reibungen und Kämpfe mit den anderen Ministern, der erschöpfende Kampf gegen die Hofkamarilla, über die er nie ganz Herr wird, die bittere Empfindung, daß bei seiner Entlassung 1890 durch alle Ministerien die Stimmung einer Befreiung von schwerem Joch laut durchbricht, und zuletzt freilich am meisten, daß er auch mit seinem vielgeliebten Kaiser nur durch Kämpfe der erschütterndsten Art hindurch auskommt, daß dieser

z. B. nach der Kaiserproklamation in Versailles ihn ignoriert, an ihm vorbeigeht, den Generalen die Hand gibt, weil König und Kanzler die Tage vorher sich über die Art der Kaisertitulatur nicht hatten einigen können, — das sind die bittersten Tropfen in dem Leidenskelch, den er dann zuletzt mit der Entlassung bis auf die Hefe leeren muß.

Daß er seine eigene innere Geschichte so empfand, daß er die ungeheuren Erfolge, die große Popularität, die seltene Macht weniger sah, als die vielfach kleinen Kränkungen, lag viel mehr in seinem innersten Wesen begründet, als in seinem äußeren Schicksal. Ein Mann von solcher Willensstärke und so tiefer Gemütsempfindung, daß er, der scheinbar Eiserne, z. B. in Nikolsburg, als er von allen Generalen und dem König überstimmt wird, nur noch fähig ist, in sein Zimmer zu eilen und in einem Weinkrampf zusammenzubrechen, ein solcher Mann war nicht fähig, sich harmlos wie andere zu trösten, er habe ja doch viel erreicht, alles sei nicht zu haben. Es bäumt sich in ihm der Prometheus auf, der das Schicksal zwingen will, und wo er es nicht zwingen kann, mit den Göttern hadert.

Aber die Götter überlassen ihren Lieblingen, durch welche sie das Höchste ausrichten, eine solche Rolle nur um den Preis der Einsamkeit und eines gewissen Martyriums. Der große historische Genius, der sein Vaterland rettet und zur Größe führt, kann das nur vollführen auf einem schwindelnden Pfade, auf dem ihn selbst die Nächststehenden oft nicht begreifen, den erst die folgenden Generationen in dankbarer Verehrung ganz verstehen können.

*　　*
*

Etwas mehr als die Hälfte aller Kapitel ist den äußeren Verhältnissen gewidmet. Ein meisterhafter Rückblick auf die preußische Politik gibt uns die Einsicht in das Urteil des Kanzlers über die Zeit von 1786 bis 1862: es ist im ganzen eine Epoche verpaßter Gelegenheiten, in welcher unsere Politik meist nicht in Berlin, sondern in Wien und Petersburg gemacht wurde; Preußen war 1815 bis 1850 fast ein russischer Vasallenstaat. Was in Österreich die Beichtväter, haben bei uns die Kabinetsräte und die ehrlichen, aber beschränkten Generaladjutanten verschuldet. Die Bestimmbarkeit Friedrich Wilhelms IV. durch mehr oder weniger geistreiche Adjutanten, Kabinetsräte, Gelehrte, unehrliche Streber, Phantasten und Höflinge war sein Unglück: statt nur auf seine Minister zu hören, vertraute er sich dem General von Radowitz, „dem Garderobier seiner mittelalterlichen Phantasie", an. Auch König Wilhelm unterliegt zuerst ähnlichen Gefahren; er läßt sich

1854 zu einer falschen Parteinahme für die Westmächte, 1859 fast zur Teilnahme am italienischen Kriege hindrängen. Aber mehr und mehr siegt in ihm das Augenmaß für die Realitäten, der stolze Patriotismus und die Einsicht in das Staatsinteresse über die konservativen Traditionen der heiligen Allianz, über romantische Einflüsse und die hofliberalen Koterien. Immer wieder betont Bismarck, daß man in der auswärtigen Politik nur Schaden stiftet, wenn man Sympathien, traditionellen Gefühlen, allgemeinen Stichworten, wie Legitimität oder Kampf gegen die Revolution, folge. Es ist in seinen Werdejahren ein Lieblingsthema gegenüber seinen konservativen Freunden, wie falsch es sei, wenn man einen Mann wie Napoleon III. reize und zurückstoße, weil man sich in Berlin noch in der Stimmung von 1813 fühle. Nur das Interesse des eigenen Staates dürfe maßgebend sein, das man freilich mit weitem Blick, mit Abwägung aller Beziehungen klar und scharf und mit keckem, kühnem Mute erfassen müsse; in den Augenblicken des Erfolges dürfe man aber auch nicht etwa zur Befriedigung nationaler Eitelkeit oder militärischen Ruhmes einen Schritt zu weit gehen.

Die historische Abwandelung der preußischen Beziehungen zu Rußland, Österreich, Frankreich in erster Linie, zu Italien, England, den anderen deutschen Staaten in zweiter Linie wird in allen ihren Phasen, Möglichkeiten, Spannungen und Annäherungen geschildert; völkerpsychologische Bilder wechseln mit der Erörterung des Einflusses der Regierungssysteme; es wird für keinen heranwachsenden deutschen Diplomaten ein lehrreicheres Studium geben, als das dieser Blätter, wenn auch heute die mitsprechenden Faktoren teilweise schon wieder etwas andere sind, als in der Zeit von 1850—1890, auf welche die Erörterung sich bezieht.

Die Frage, wann, für was, in welcher europäischen Konstellation Preußen oder Deutschland zum Kriege schreiten dürfe, die Erklärung, warum die Kriege 1864, 1866, 1870 berechtigt, die drohenden, teilweise auch in Deutschland gewünschten, 1867, 1875 abgewendet werden mußten, steht im Mittelpunkt dieser Erörterungen. Und damit verknüpft sich natürlich die andere, durch welche Bündnisse Deutschland seine Stellung behaupten und stärken müsse. Es ist nicht unsere Sache, hierauf einzugehen. Vielleicht am lehrreichsten ist dabei, was Bismarck über Österreich und den Dreibund, über seine bis 1850 zurückreichende Absicht äußerte, Österreich die Führung Deutschlands abzunehmen, aber zu ihm in das Verhältnis eines engeren Bundes zu kommen. Bismarck ist bis 1850 gut österreichisch. Erst Schwarzenbergs Devise in Bezug auf Preußen: „Avilir, puis démolir“ öffnet ihm die Augen darüber, daß

hier eine Auseinandersetzung mit Blut und Eisen nötig sei; aber er sucht sie zu vermeiden, so lange er kann, und als sie dann kam, so rasch und so mild als möglich sie zu beenden. Er wäre 1864 im Oktober sogar zu Verhandlungen über einen Zollverein mit Österreich, hauptsächlich um Rechberg zu halten, bereit gewesen, wenn ihn nicht die anderen Minister und Delbrück daran gehindert hätten. Daß er, um nicht mit französischer teurer Hilfe die deutsche Frage zu lösen, die Bündnisanträge Napoleons III. ablehnte, ist bekannt. Nicht genauer wenigstens (Sybel erwähnt es nur kurz) die Ablehnung eines russischen Bündnisantrages im Jahre 1863, welcher einen Krieg gegen Frankreich und Österreich und die Niederwerfung der fortschrittlichen Opposition zum Zwecke hatte. Bismarck empfahl die Ablehnung, um nicht Österreich zu gefährden, um nicht die deutsche und Verfassungsfrage mit Kosaken zu lösen und nicht dadurch die Abhängigkeit von Rußland zu steigern. „Daß der König," sagt er in Bezug hierauf, „1863 seine schwer gekränkte Empfindung als Monarch und als Preuße nicht über die politischen Erwägungen Herr werden ließ, beweist, wie stark in ihm das nationale Ehrgefühl und der gesunde Menschenverstand waren."

Die Stellung Bismarcks gegenüber den anderen deutschen Staaten und den deutschen Fürsten und damit seine Anschauungen über die föderative deutsche Verfassung ist schon bisher allgemein bekannt. Er war ein schroffer Gegner des radikalen Unitarismus, wie ihn Treitschke wünschte, obwohl er aus Schleswig-Holstein keinen neuen Mittelstaat werden lassen wollte, Hannover, Kurhessen und Nassau dem preußischen Staate einverleibte. Aber die Leser werden in den „Gedanken" doch viele drastische Ausführungen und neue Gründe für seinen Standpunkt finden. Überaus lehrreich ist in dieser Beziehung das Kapitel über „Stämme und Dynastien", das zeigt, wie sehr Bismarck doch auch völkerpsychologischen Gedankenreihen zugänglich war. „Der Schlüssel zur deutschen Politik", sagt er da, auf 1848—1866 zurückblickend, „lag bei den Fürsten und Dynastien, nicht bei der Publizistik in Parlament und Presse oder bei der Barrikade."

* * *

Auch die Anschauungen Bismarcks über die großen inneren Verfassungsfragen der Gegenwart und speciell der preußischen und deutschen sind im ganzen bisher schon bekannt gewesen. Aber sie erhalten doch mancherlei neue Beleuchtung.

Er erzählt, daß er, mit Pestalozzi-Jahnschen Grundsätzen erzogen, die Schule mit der Überzeugung verlassen habe, die Republik sei die vernünftigste Staatsform; er betont, daß sein Vater frei von aristokratischen Vorurteilen, seine Mutter von so liberalen Traditionen erfüllt war, daß sie, am Leben bleibend, kaum mit der Richtung seiner ministeriellen Thätigkeit zufrieden gewesen wäre. Von dem Eintritt in die Burschenschaft hielt ihn hauptsächlich der Mangel an Erziehung und die utopistische Überspanntheit ihrer damaligen Göttinger Mitglieder ab. Für ein Adelsregiment sei er nie gewesen, habe nie geglaubt, daß Geburt ein Ersatz für mangelnde Tüchtigkeit sei. Aber den guten Preußen und den zum entschlossenen Monarchisten gewordenen ständisch-liberalen Gutsbesitzer der vierziger Jahre reizten die Flachheiten und Plattheiten des Liberalismus jener Tage zum Kampfe. Die polternde Heftigkeit Vinckes, die Sentimentalität Beckeraths, der rheinisch-französische Liberalismus Mevissens und von der Heydts erzeugten seinen Widerspruch und ließen ihn auf dem vereinigten Landtage als Junker und extremen Royalisten erscheinen, während die unumschränkte Autorität der alten preußischen Königsmacht schon damals nicht sein letztes Wort war. „Der Absolutismus," sagt er, „bedarf in erster Linie Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft und innere Demut des Regierenden; sind sie vorhanden, so werden doch männliche und weibliche Günstlinge, im besten Falle die legitime Frau, die eigene Eitelkeit und Empfänglichkeit für Schmeicheleien dem Staate die Früchte des königlichen Wohlwollens verkürzen, da der Monarch nicht allwissend ist und nicht für alle Zweige seiner Aufgabe gleiches Verständnis haben kann." Aus diesen Gründen sei er schon 1847 für eine öffentliche Kritik in Parlament und Presse gewesen. Es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß hier teilweise spätere Erfahrungen in jene Zeit übertragen werden; Bismarck sagt selbst, diese Auffassung hätte sich in dem Maße bei ihm ausgeprägt, als er die Hofkreise und die Gefahren des Ressortpatriotismus näher kennen gelernt habe. Jedenfalls sind die Äußerungen wichtig und korrigieren einigermaßen das Bild von dem tollen reaktionären Junker, in dem Friedrich Wilhelm IV. seinen Freund und Schüler sah.

Das Verhältnis Bismarcks zu diesem Fürsten tritt uns wohl aus den Aufzeichnungen zum erstenmal ganz klar entgegen. Die beiden geistreichen Männer zogen sich an; die ritterliche Treue und der kühne Mut des Junkers fesseln den König ebenso, wie die verblüffende Wahrheit seiner politischen Erörterungen und Ratschläge, denen er doch nicht zu folgen wagt. Als Bismarck ihm 1854 ein kühnes Auftreten gegen Österreich und Frankreich zugleich rät, antwortete er: „das is sehr schöne, aber

es is mich zu teuer, solche Gewaltstreiche kann ein Mann von der Sorte Napoleon wohl machen, ich aber nicht." Bismarck versieht die Stelle eines spiritus familiaris beim König, besorgt ihm Minister und versöhnt sie wieder mit ihm, entwirft Depeschen, wird über alles gehört, soll selbst immer wieder Minister werden, weiß dem aber geschickt auszuweichen, weil er wohl empfindet, daß er als Minister nicht mehr mit dem romantischen, wechselnden Stimmungen unterliegenden König auskäme. Es ist eine Thätigkeit neben den Ministern, wie sie Bismarck später als Minister auf das heftigste jederzeit bekämpft hat, die aber doch damals viel Gutes bewirkte; freilich wesentlich deshalb, weil Bismarck nie gegen Manteuffel intriguierte, immer nur die Sache, nie seine Person im Auge hatte.

Bismarck diente dem König auch als geheimer Agent bei der konservativen Partei, weiß diese für die Herrenhauspläne des Königs zu gewinnen; er fügt aber bei, er sehe, daß das nicht richtig gewesen, wie er es schon damals, freilich ganz vergeblich, dem Könige vorgestellt habe. Die frühere erste gewählte Kammer sei zur Lösung ihrer Aufgaben befähigter gewesen, als das nun frei vom König gebildete, als sein alter ego erscheinende Herrenhaus: eine erste Kammer dürfe nicht in der öffentlichen Meinung als Organ der Regierung gelten. Ein mutiges Königtum bedürfe solcher Krücken nicht. In der Konfliktszeit habe das Herrenhaus zwar durch furchtlose Treue sich ausgezeichnet, aber nicht durch mehr. Eine erste Kammer, wie sie bis 1854 bestand, würde durch die Sachlichkeit und Leidenschaftslosigkeit ihrer Debatten schon viel früher auf das Abgeordnetenhaus ermäßigend eingewirkt und dessen Ausschreitungen verhindert haben. Er würde 20 Jahre später aus der Beibehaltung der ersten Kammer gegen ein Herrenhaus eine Kabinetsfrage gemacht habe. Diese Einschätzung des Herrenhauses, die fast an die Schriften von Twesten, Gneist, Constantin Rößler erinnert, wird selbst für viele genaue Kenner Bismarcks überraschend sein.

Bei der Erzählung, wie er mit großer Mühe den König dazu gebracht habe, zuzustimmen, daß im August 1866 für die budgetlose Regierung von 1862 bis 1866 Indemnität vom Landtag gefordert werde, kommt Bismarck auf die Verfassungsfrage zurück: der Absolutismus sei keine Form einer in Deutschland auf die Dauer haltbaren oder erfolgreichen Regierung. Die preußische Verfassung sei in der Hauptsache vernünftig, indem der König und jede der beiden Kammern ein Veto habe; es lasse sich mit derselben regieren. Kurz vorher verteidigt er die Konzedierung des allgemeinen Stimmrechts; nur öffentliche Wahl sei nötig, wie er sie ursprünglich gefordert. Damit erhalte der Einfluß der

Gebildeten, als Gegengewicht, seine Wirksamkeit. In jedem Staatswesen sei das Streben der Nichtbesitzenden nach Erwerb so berechtigt, als die Tendenzen der Besitzenden; aber das Übergewicht derer, die den Besitz vertreten, sei das Nützlichere. Ein Regiment der Begehrlichen, der novarum rerum cupidi, und der Redner, welche urteilslose Massen belügen, erzeuge leicht eine Unruhe, welche staatliche Gemeinwesen nicht ohne Schaden aushielten, welche eine gefährliche Beschleunigung oder gar Zertrümmerung des Staatswagens erzeuge. Und wenn dann auch die Massen selbst durch das Ordnungsbedürfnis zuletzt wieder zur Diktatur und zum Cäsarismus geführt würden, so geschehe das unter Aufopferung auch des berechtigten und festzuhaltenden Maßes von Freiheit, das europäisch-staatliche Gesellschaften ertragen.

Diese historische Betrachtung über den Kreislauf, dem die heutigen europäischen monarchischen Staaten unterliegen, der von der absoluten Monarchie zur ganz- oder halbrepublikanischen Staatsform und zur Radikalisierung aller Institutionen führe und stets mit dem Cäsarismus ende, klingt an verschiedenen Stellen des Werkes wieder an; diesen Prozeß so aufzuhalten und zu moderieren, daß weder die Anarchie noch der Cäsarismus eintrete, könnte man als das Ziel seiner inneren Politik bezeichnen. Aber nirgends geht nun der große Staatsmann auf die socialen, damit in Verbindung stehenden Fragen ein; er berührt weder das Socialistengesetz noch den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung, erörtert weder die Socialdemokratie noch die Gewerkvereine, weder Kartelle noch Lohnkämpfe: er bringt damit gewiß die socialpolitischen Reaktionäre, die sich jetzt so häufig auf ihn berufen zu dürfen glauben, in Verlegenheit. Ich möchte sagen, er zeigt damit, daß ihm diese Fragen nicht so am Herzen lagen wie die, welche er eingehend bespricht.

Auch nach der mehr politisch-verfassungsrechtlichen Seite hin bespricht Bismarck das von ihm aufgestellte historische Gesetz leider nicht näher. Wir bedauern das, weil das Gesetz in seiner Allgemeinheit gewiß ebenso wahr ist, als die Auffindung des Mittelweges schwierig erscheint, der der gefürchteten Konsequenz auszuweichen, aber doch die berechtigten Forderungen der Zeit, wie allgemeines Stimmrecht, zu bewilligen versteht. Bismarck kommt nur noch kurz und andeutungsweise auf einige hierher gehörige Fragen, z. B. den Einfluß des Besitzes und der Bildung ohne Besitz in den Parlamenten. Letztere findet er viel zu stark vertreten, während sie im Volke nur wenige Prozente ausmache, steige sie in den Kammern auf über die Hälfte. Dabei giebt er aber an anderer Stelle zu, daß die den Besitz vertretenden Abgeordneten meist träge, wenig arbeitsam, dabei leicht verstimmt und ehrgeizig seien, noch

mehr als andere ohne eigene Prüfung den Führern folgen, während die Gebildeten ohne Besitz in der Regel mehr Arbeitsamkeit und Intelligenz zeigten.

Die Mittellinie, welche unser Verfassungsleben einzuhalten habe, bezeichnet Bismarck vom Standpunkt der Erhaltung guter Ministerien so: die Kritik der Parlamente und der Presse soll in den Schranken sich halten, soll durch das positive Recht und die politische Erziehung so bemessen werden, daß unfähige Minister dadurch beseitigt, fähige aber auch gegenüber gelegentlichen Majoritätsabstimmungen, Schwankungen der öffentlichen Meinung, zeitweisen Angriffen der Presse und Hof- und Kamarillaeinflüssen sich halten können. Dieses Ziel sei bis zu dem nach menschlicher Unvollkommenheit überhaupt möglichen Grade annähernd unter Kaiser Wilhelm I. erreicht gewesen.

Nach dieser Anerkenntnis sollte man erwarten, daß Bismarck auch die Existenz und Wirksamkeit der politischen Parteien anerkennen würde. Aber er verweilt ausschließlich bei den Schattenseiten der heutigen Parteien, was ja psychologisch wohl begreiflich ist, da niemand mehr als er unter der Unreife unserer deutschen politischen Parteien litt. Jede Partei, meint er, treibe Politik, als ob sie allein wäre; auf dem Wege des Parteihasses kämen sie bis zur Unehrlichkeit und Vaterlandslosigkeit, bis zur Anwendung von Mitteln, die jeder in seinem Privatleben verwerfe; nicht Programme und Prinzipien schieden sie, sondern persönliche Zwecke; die Führer und Redner seien Condottieris, die eine Gefolgschaft von Strebern um sich sammelten; die Parteianhänger wollten mit den Führern zur Macht und zu Stellen kommen. Am meisten geht er ins Gericht mit der konservativen Partei; er wiederholt Roons bekannte Worte von der Verworrenheit, Rat- und Kopflosigkeit dieser Partei, von der neidischen und boshaften Überhebung einzelner in derselben. Er spricht wiederholt den Vorwurf aus, daß viele der Junker in sarmatischem Gleichheitsdrang ihm die Ministerstellung, die Dotation und den Fürstentitel, der ihm so sehr widerstrebt habe, geneidet hätten. Die Abwendung der Konservativen von ihm, ihre Angriffe gegen ihn 1868—76, erzählt er noch mit dem ganzen Groll der gestern erlittenen Kränkung und mit der Entrüstung über den großen politischen Fehler, den sie damit begingen. Der Verleumdungsfeldzug der Kreuzzeitung und der Reichsglocke gegen ihn und seine Integrität hat ihn wohl am allermeisten geschmerzt; es war auch der thörichtste und unwahrste Angriff, ihn als einen Begünstiger oder Teilnehmer des Tanzes um das goldene Kalb zu verdächtigen. Hätte er ihn mitgemacht, wie z. B. einst Mazarin oder Richelieu, so hätte er wie diese ein Vermögen von 100—200

Millionen hinterlassen und nicht ein für einen Fürsten mäßiges von einigen wenigen, das den Dotationen und dem Ministergehalt entspricht.

Immer geht diese Parteikritik an manchen Punkten über die Billigkeit und die historische Wahrheit hinaus. Bismarck gibt generalisierende Urteile ab, auch wo er nur einige bestimmte Personen im Auge hat. Und die großen geistigen Strömungen, als deren Ergebnis doch die Parteien sich darstellen, stehen ihm häufig nicht so vor der Seele, daß er von hier aus die Parteien innerlich verstünde. Während er also hier teilweise übers Ziel hinausschießt, scheint das mir gar nicht der Fall da, wo er auf die Schilderung seiner Ministerkollegen und verschiedener Gesandten, auf die Konflikte, die er mit ihnen hatte, und die Ressortkämpfe, welche damit zusammenhängen, kommt. Er ist hier fast durchaus maßvoll und gerecht; ich glaube, daß in den zahlreichen dieses Thema behandelnden Partien einer der bedeutsamsten Beiträge für eine praktische Politik geliefert ist. In unseren großen bureaukratischen Staaten mit ihren organisierten Beamtengruppen, deren Arbeitsteilung und Feuereifer für ihr Ressort ist es eine der größten Gefahren, daß der Staat und das Ganze durch die Reibung der Ressorts und durch die zeitweilige einseitige Herrschaft der einzelnen Gruppen gefährdet werde, daß so eine teils gelähmte, teils falsche Staatsleitung entstehe. Ich habe davon schon des näheren in meinen Bismarckbriefen gesprochen und darf heute dabei nicht verweilen, so vieles zu sagen wäre über die Art, wie Bismarck diese Frage in Zusammenhang mit der notwendigen Einheit der Staatsverwaltung, mit der Technik der Gesetzgebung bespricht, wie er von diesem Gesichtspunkt aus die Wiederbelebung des Staatsrats versuchte, wie er die Rolle des leitenden Ministers gegenüber der in gewissen Grenzen nötigen Selbständigkeit der anderen Minister zu bestimmen suchte.

Wichtiger ist zuletzt doch noch die politische mit der vorhergehenden freilich vielfach zusammenhängende Kernfrage, die man neben der auswärtigen Politik das Hauptthema seiner Erinnerungen nennen könnte: wie kann und soll das Verhältnis des leitenden Ministers zum Fürsten sein. Das ist die wahre Achse der inneren Politik des preußischen Staates seit 1786. Alle entscheidenden Krisen und Wendungen unseres Staatslebens drehten sich mit darum; man kann ohne Übertreibung sagen, in immer neuen Anläufen kämpften die leitenden Minister von Hertzberg, Stein, Hardenberg bis zu Manteuffel, Bismarck und Caprivi um die normale Gestaltung dieses schwierigsten politischen Verhältnisses. Die Hohenzollern wollen mit Recht die leitende Stellung behalten, aber die ungeheure Last der Geschäfte und die Notwendigkeit für den König

von Preußen, in erster Linie Offizier zu sein, die Verfassung und die heutige Öffentlichkeit zwingen doch in immer weitergehender Weise dazu, aus gehorchenden, durch die Unterschrift des Königs gedeckten, bei Dissens nicht zurücktretenden Ministern selbständige verantwortliche Träger einer eigenen Politik zu machen, welche zugleich die ganzen inneren Staatsgeschäfte technisch verstehen und beherrschen, welche nur ihr Programm auszuführen bereit sind. Das Problem ist nicht etwa erst mit der Verfassung entstanden; schon 1806—15 handelte es sich im absoluten Staate um die Friedrich Wilhelm III. so schwer werdende Erkenntnis, daß die Rettung des Staates in der Aufrichtung, in der rechten Wirksamkeit und Kompetenzabgrenzung eines selbständigen, das geheime Kabinet beherrschenden, den König täglich beeinflussenden Staatskanzleramtes liege.

Was uns Bismarck über diese wichtigste konstitutionelle Frage erzählt und vorträgt, ist in erster Linie rein Persönliches; und es ist klar, daß das persönliche individuelle Verhältnis des Königs zu seinem Minister immer zuletzt das Entscheidende für das Zusammenwirken und die Konflikte ist. Aber auch dieses Persönliche ist bedingt durch die Sitten und Gepflogenheiten, die institutionellen Einrichtungen, welche den König wie den Minister binden, ihnen eine bestimmte Art des Verhältnisses als hergebracht und notwendig, heilsam oder schädlich erscheinen lassen.

Es ist zunächst die Frage, in wie weit der Regent einer Großmacht heute noch sein eigener Minister sein könne. Im Januar 1859 sagte der Prinzregent zu Bismarck, daß er sein eigener auswärtiger und Kriegsminister sein werde; dieser suchte ihm sofort zu beweisen, daß das heute unmöglich sei. Es handelt sich dann weiter darum, ob und in wie weit die anderen Minister dem leitenden beim König entgegentreten dürfen, wogegen in Preußen die bekannte Kabinetsordre zu Manteuffels Zeit erlassen wurde, die 1890 eine Rolle spielte. Zu Bismarcks Zeit verknüpfte sich damit die weitere Frage, ob ein leitender Minister persona grata bei der Fürstin sein müsse, wie es Schleinitz war, ob in der Person des königlichen Hausministers eine Art weiblicher Gegenregierung geduldet werden könne, ohne die Zahl der Friktionen an oberster Stelle bis zum Übermaß zu steigern. Über derartiges klagt Bismarck am meisten. Ebenso wichtig ist die Stellung der obersten militärischen Ratgeber des Königs zu dem Ministerpräsidenten. Die Freundschaft Bismarcks mit Roon und Moltke hinderte nicht die stärksten Kämpfe, wie ich schon erwähnte. Mit leidenschaftlicher Energie betont Bismarck, daß der erste Minister und nicht die Generale die Entscheidung auch über Krieg und Frieden, wie über die Art der Kriegführung haben müsse, da

auch letztere stets politische Bedeutung habe. Daß die Generale stets leicht zum Kriege drängen, will er nicht verurteilen, aber heilsam sei es nur, so lange ein großer Minister und ein König sie im Zaume halte, der das rechte Augenmaß habe und gegen unberechtigte Einflüsse widerstandsfähig sei.

Außer diesen nie zu vermeidenden Nebeneinflüssen der obersten Spitzen des Staates auf den König stehen aber auch alle Personen in Konkurrenz mit dem Kanzler, die überhaupt regelmäßig den König sehen und sprechen: die Kabinetsräte, General-Adjutanten, persönliche Freunde, die durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen an den Monarchen Herankommenden. In England wechseln mit den Partei-Ministerien seit lange auch die Kammerfrauen, nicht um die Königin zu kränken, sondern um die Zahl der kreuzenden Einflüsse zu mindern. Alle solche Personen werden einem Minister das Leben um so schwerer machen, als sie meist von den Staatsgeschäften weniger als die Minister, oft gar nichts verstehen, von Eitelkeit und anderen unsachlichen Motiven getrieben werden. Bismarck kann sich nicht genug thun, über sie zu klagen. Wollen wir billig sein, so werden wir sagen, daß solche Einflüsse nie ganz zu beseitigen seien, aber innerhalb gewisser Grenzen sich halten müssen. Der Regent kann nicht in der Wahl seines Umganges, seiner Adjutanten und Generale, seiner Diener ganz bevormundet werden, sonst wird der leitende Minister zum Hausmeier; vollends in Zeiten der Krise, des Zweifels an demselben, muß der König auch andere Personen hören können. Andererseits muß der leitende Minister fordern, daß nicht unverantwortliche Ratgeber mehr das Ohr des Königs haben als er, wie daß die anderen Minister nur in Übereinstimmung mit ihm den König beraten, daß taktlose Intriguanten und Streber sich nicht herandrängen dürfen. Es ist so teils Sache des Taktes und des gegenseitigen Vertrauens, teils der Hofetikette und des positiven Rechts, wie der König zu beraten sei. Zuletzt, wenn der leitende Minister nicht mit seinem Rate durchdringt, hat er das Pressionsmittel der Kabinetsfrage, sofern er sich erhebliche Verdienste erworben und bei den Parlamenten und der öffentlichen Meinung einen Rückhalt gefunden hat. Bismarck hat es auch Kaiser Wilhelm I. gegenüber öfters und stets mit Erfolg angewandt. Und man wird nicht sagen können, daß Kaiser Wilhelm sich dabei etwas vergeben habe. Ich habe dem, was ich in meinem ersten Bismarckbrief (1. Sept. 1898) über diese Konflikte, ihre psychologischen Ursachen und die stets wieder gelingende Versöhnung sagte, weder etwas zuzufügen, noch auf Grund der „Erinnerungen" etwas zu ändern. Wie ich dort schon

sagte, erscheint die Größe beider Männer gerade hiebei in ihrem reinsten Lichte.

* * *

Ich glaube daher auch, daß die vollständige Aufdeckung dieser Konflikte und der jedesmaligen Versöhnung, welche hier zum ersten Male rückhaltlos geschieht, nicht nur nicht Schaden, sondern Segen stiften wird. Die volle Wahrheit gleicht auch hier dem Speere, der wohl Wunden schlagen kann, aber sie stets auch heilt. Nur wenn die Menschen endlich zu begreifen anfangen, wie unendlich schwierig das Regieren, das Zusammenfassen Vieler zu einem Willen, ja nur das einheitliche Zusammenwirken zweier großer und edler Männer durch Jahre hindurch ist, werden sie beginnen, etwas verständiger über politische Fragen zu urteilen.

Und der letzte Eindruck der „Erinnerungen" wird nach dem ersten tragischen doch am Ende der versöhnliche sein; gerade durch die Art, wie Bismarck sein Verhältnis zu Kaiser Wilhelm schildert. Nicht ohne Absicht sind die Kapitel über die beiden letzten Kaiser ans Ende gestellt. Nicht mit Worten des Grolls, wie er sie vorher reichlich nach den verschiedensten Seiten ausgeschüttet, scheidet der eiserne Kanzler von seinem Volke, sondern mit Worten der Liebe, der Pietät, der Dankbarkeit.

Kaiser Wilhelm wird freilich in den ganzen zwei Bänden nur mit Verehrung behandelt. Als er in Nikolsburg Bismarck vorgeworfen hatte, er lasse ihn vor dem Feinde im Stich und zwinge ihn zu schmachvollem Frieden, fügt Bismarck bei, er habe sich an dieser unverbindlichen Form der Zustimmung zu seinen Vorschlägen nicht gestoßen und beklagt es, daß er seinen geliebten Herrn so habe verstimmen müssen. Nun im vorletzten Kapitel schildert er im Zusammenhang die Persönlichkeit des Kaisers; ohne übertreibendes Lobwort, ja die Eigenheiten und Grenzen scharf bezeichnend, aber die schönen ritterlichen und großen Züge in so rührender Weise, so hinreißend zeichnend, daß man sagen muß: so schön und so wahr ist entfernt kein anderes Porträt. Bismarck erscheint nur als der Lehnsmann, der treue Diener des treuen Herrn, der sich jede Verstimmung, ja, jede Ungerechtigkeit gern gefallen läßt, wie der Sohn es vom Vater hinnimmt. Er erzählt, wie der Kaiser offen sagt, er wisse, daß er von ihm geleitet werde, daß er ohne ihn sich in seinem Alter „blamieren" würde, wie aber all das seiner königlichen Würde nie Eintrag gethan, weil er sich seiner hohen Stellung und seines Wertes stets bewußt gewesen sei, daher er nie eine Spur von Eifersucht auf den Kanzler gezeigt habe. Und fast wie ein Jubel klingt es, wenn er zuletzt außer den vorher schon eingestreuten Dankesbriefen des Kaisers nun noch eine ganze Serie von solchen abdruckt, als wolle

er sagen: Seht, ihr Mäkler und Feinde, dieser Eine, mein Herr, der mich kannte, er hat mich verstanden und gewürdigt!

Auch was über Kaiser Friedrich gesagt wird, ist in ähnlichem Geiste gehalten. Ihr Verhältnis zu einander habe bis 1866 ab und zu geschwankt, später nie mehr. In den entscheidenden Konflikten mit Wilhelm I. war der Kronprinz stets auf Bismarcks Seite. Bei der Besprechung der Frage, ob Bismarck später bei ihm bleiben werde, hatte sich ein vollständiges Einverständnis ergeben auf Grundlage von dem Worte des Ministers: „Keine Parlamentsregierung und kein auswärtiger Einfluß in der Politik.“

Das Verhältnis zur Kaiserin Friedrich ist ebenfalls mit besonderem Takt besprochen, ohne die vorhandenen Gegensätze zu leugnen. Bismarck hat eine Art ritterlicher Hochachtung vor dieser geistreichen Philosophin auf dem Throne, mit der er scherzhaft-neckische Gespräche über Republik und Königtum führt.

So klingt das politische Testament Bismarcks harmonisch aus. Es wird dadurch dem deutschen Volke um so mehr ans Herz wachsen; er wird Tausende seiner Gegner entwaffnen, die meisten überraschen durch die olympische Ruhe und Vermeidung jeder Pikanterie. Wir Socialpolitiker, die wir in manchem Punkte seine Gegner waren, haben ihm zu danken, daß er auf diese strittigen Fragen gar nicht eingeht; das Werk gewinnt dadurch an geschlossener Größe. Die, welche sagen, das Testament würde im Amte geschrieben auf etwas anderen Ton abgestimmt sein, haben gewiß Recht; eine königliche Regierung über dem Parlament wäre dann etwas stärker betont. Aber die Erinnerungen würden damit nicht wirksamer, vielleicht auch nicht innerlich wahrer. Ebenso verliert der Eindruck nicht dadurch, daß die Schwächen, die Leidenschaften, die teilweise einseitigen Gefühle zwischen der fast übermenschlichen Größe des Mannes überall menschlich durchblicken.

Ich kenne von keinem großen Mann der Geschichte ein ähnliches Testament, — außer von Friedrich dem Großen. Aber dessen beide Testamente werden von bureaukratischer Geheimniskrämerei leider immer noch dem deutschen Volke vorenthalten. Stets hat sich bisher eine Summe von Legenden und Mißverständnissen für Generationen wie ein Nebel vor das Bild der großen Staatenlenker gelagert, so daß erst spätere Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte sie ganz begriffen. Hier wird zum erstenmal sofort nach dem Tode dieser Nebel zerrissen durch ein authentisches Dokument, das uns den deutschen Helden unseres Jahrhunderts in seiner ganzen Thatkraft, seiner ganzen Leidenschaftlichkeit, seinem unbezwinglichen Mute, seinem stolzen Patriotismus, seiner Schlichtheit,

seiner Mäßigung im Handeln, seinem durchdringenden Scharfsinn, seinem unbegreiflichen Augenmaß für die wirklichen Kräfte des staatlichen Lebens zeigt. Es ist ein Werk, dessen Wirkung man kaum überschätzen kann.

Es wird noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden gelesen und studiert werden. Heute sollen schon 80 000 Exemplare der deutschen Ausgabe fest bestellt sein, über Jahr und Tag werden es Hunderttausende werden und Millionen von Menschen, die es gelesen haben. Mögen die Lehren geschichtlicher und politischer Weisheit, die es predigt, als Samenkörnchen wirken und tausendfach aufgehen, dann wird es wahr werden, was ich am 3. August am Schluß meiner Rektoratsrede im Hinblick auf Bismarck aussprach: „daß die breiteste Wirksamkeit der großen Genien der Menschheit gerade nach ihrem Tode beginnt!“

Berlin, 1. Dezember 1898.

I.

Der Schöpfer von Kaiser und Reich.

II.

Rede,

gehalten bei der Gedächtnisfeier der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin

am 22. Dezember 1898.

Von

Max Lenz.

I.

Der Schöpfer von Kaiser und Reich*).

Fürst Bismarck, geboren am 1. April 1815, gestorben am 30. Juli 1898, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I. — so soll die selbstgewählte Inschrift auf dem Grabmal lauten, das von dem Einiger unserer Nation aufnehmen wird was sterblich an ihm war. Nicht in der Fürstengruft des Hohenzollerndomes, zu Füßen seiner Kaiser, denen er Thron und Reich gebaut, in der Hauptstadt, die ihre Größe ihm verdankt, die seine Jugend sah und seine Mannheit, seine Kämpfe und seine Siege, sondern umrauscht von seinen Buchen, deren Wipfeldach dem Arbeitsmüden so oft Erquickung brachte, in deren Schatten der Entlassene, der Verbannte sich barg, will er ruhen von seiner Arbeit. Auf der Höhe des Teutoburger Waldes ragt ein Monument, das unser Volk dem ersten Vorkämpfer seiner Freiheit, von dem die Geschichte meldet, errichtet hat: gegründet in der Zeit unserer Zersplitterung, vollendet nach dem Siege über Frankreich, ist es recht ein Symbol geworden für das Zeitalter der Kämpfe um unsere Einheit mit seiner heißen Sehnsucht nach dem nationalen Staate und der Ziellosigkeit, ja der Ohnmacht seines Strebens. Es steht mitten im alten Sachsenlande, nahe

*) Erschien in der Cosmopolis, September 1898. Die Auffassung, die ich dort über Bismarcks Stellung zu Olmütz äußerte, bedarf nach den „Gedanken und Erinnerungen“ einer Korrektur, die den Grundgedanken dieser Studie übrigens bestätigt und bereits aus Gerlachs Tagebuch (I 559 und 584) ersichtlich war. Es ist richtig, daß Bismarck über den Sturz Radowitz' ganz erfreut war, ja ihm zugejubelt hat. Aber das brutale Vorgehen der Österreicher brachte ihn denn doch ins Schwanken; sein „nationales oder preußisch-militärisches Ehrgefühl“ ward, wie er schreibt, dadurch verletzt. Er hat, von Kleist und selbst von Stahl sekundiert, Ende November in der Kammer gegen die Räumung Hessens auftreten wollen, und ist darüber mit Gerlach, der für einfache Unterwerfung war, heftig zusammen geraten. — Sonst sind nur ein paar meist formale Änderungen nötig geworden.

der Stätte, wo der starke Arm des Germanenfürsten die römische Flut wandte und die Reste der deutschen Freiheit errettete. So wird auch Bismarcks Asche in sächsischer Erde ruhen, aber in dem Winkel hart an der alten Nordostgrenze, in dem Gau, der wie kein anderer von fremder Überflutung, bald slavischer, bald dänischer, heimgesucht worden ist, und den er selbst erst der Heimat wieder zurückgewonnen hat. Und wie er es war, der unser Volk geeinigt und das neue Reich gegründet hat, so hat er sich auch die Grabstätte auf dem eigenen Boden ausgewählt und die stolz bescheidene Inschrift selbst gesetzt, welche den fernsten Geschlechtern sein Wesen und Wirken verkündigen wird. Neunzehn Jahrhunderte deutscher Geschichte blicken gleichsam sich an von diesen Höhen, über die beiden Ströme hinweg, zwischen denen einst die Urkraft des deutschen Volkes wohnte: Urgestalten des germanischen Bodens waren es, denen diese Denkmäler geweiht sind, und die Geschicke der Nation sind in ihnen verkörpert. Hermann der Cherusker konnte das Joch der Römer brechen, aber dem Neid und Haß seiner Volksgenossen, seiner eigenen Sippe erlag der Ehrgeizige; sie wollten die starke Hand des Stolzen nicht über sich dulden: im Sachsenwalde aber ruht ein Mann, zum Herrscher geboren wie kein Zweiter, und der doch alle Kräfte seiner gewaltigen Natur einsetzte für die Größe seines Herren und seines Landes, und nichts sein und heißen wollte als ein treuer deutscher Diener seines Kaisers.

Noch einmal erhob sich in diesen Wochen der hehre Schatten vor den Augen Europas, gewaltiger und triumphierender als je der Lebende in den Tagen seiner herrlichsten Erfolge: laut übertönte die Bewunderung die Stimmen der Gegner, und die Klage um den Entschlafenen hallte aus fünf Weltteilen seinen Kindern entgegen. Vor der Majestät des Todes verstummte zum Teil der Groll seiner Feinde, und ihre Kritik hüllte sich in Worte der Huldigung für die Genialität und die Energie seiner Staatskunst. Es mag noch lange währen, bis sich die Nation rückhaltlos zu dem Schöpfer ihrer Einheit bekennen wird: so lange die Gedanken leben werden, mit denen er um den Sieg gerungen hat, wird auch sein Bild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte schwanken: dies Loos wird er mit allen Gewaltigen teilen, welche die Spuren ihres Wesens eingruben in das Leben ihres Volkes. Aber gleich ihnen wird seine Gestalt immer nur wachsen und sich über die Scharen seiner Gegner und Rivalen erheben, je weiter die Nation auf den Bahnen, die er gewiesen, vorwärts schreitet; so wie die höchsten Gipfel des Gebirges immer freier und einsamer aus dem Gewirr ihrer Umgebung heraustreten, je weiter sie von uns zurückweichen.

Wie mächtig entfaltete sich dieser Eindruck schon jetzt bei seinem

Tode! Der Kaiser von Österreich, den er aus der Vormachtstellung im Reich, dem sechshundertjährigen Erbe seines Hauses, verdrängt hatte, die deutschen Fürsten, deren Souveränität er zerbrochen, deren dynastischen Ehrgeiz er unter das Scepter der Hohenzollern gebeugt, sandten Worte der Verehrung und des Dankes: stürmischer fast als in seiner Heimat erscholl die Klage um seinen Tod bei den Besiegten von 1866 südlich vom Main und jenseits der Grenze unter den Deutschen Österreichs; wo immer Deutsche wohnen und den Glauben an des Vaterlandes Größe bewahren, ward sein Heimgang als ein nationaler Verlust empfunden. Seit Gustav Adolf hat es keinen entschlosseneren Vorkämpfer des evangelischen Staatsgedankens gegeben als Bismarck, und niemals sind seitdem die Römlinge auf deutschem Boden stärker getroffen worden als durch seine Siege über Österreich und Frankreich. Auch ist er nirgends besser gehaßt worden als gerade von dieser Seite. Ihr galt das Wort, das er Mallinckrodt entgegenschleuderte, als dieser sich erfrecht hatte, ihn vor dem Reichstage des Verrates an deutschem Lande zu bezichtigen: „Gehen Sie von der Garonne bis zur Weichsel," rief er aus, „vom Belt bis zum Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin." Diese Gegner blieben sich darum nur selbst treu, als sie dem Achtzigjährigen die Ehrung des Reichstages, in dem sie herrschten, versagten. Heute aber, da der Löwe tot ist, haben sogar sie an seiner Bahre nicht fehlen wollen, und so mußten wir es mit ansehen, daß Leute ihres Lagers im Hause des entschlafenen Feindes erscheinen und im Namen des deutschen Reichstages einen Kranz an seinem Sarge niederlegen durften.

Auch diejenigen Parteien aber, welche sich heute zu Bismarcks Werk bekennen, hat er fast alle einmal unter seinen Gegnern gehabt. Er führte die Monarchie auf den Gipfel des Erfolges und sprengte im Siege die Partei, welche den Schutz der Krone auf ihre Fahne geschrieben, auseinander. Er widerstand der liberalen Opposition und brutalisierte sie, so lange sie das Land hinter sich sah: als er sie überwunden hatte, begann er sich auf sie zu stützen. Mit vollstem Nachdruck führte er die Fehde gegen Rom, und niemals hat er leidenschaftlicher gekämpft: plötzlich wirft er das Steuer herum, bricht die Maigesetze ab, versöhnt sich mit den Konservativen und drückt sein liberales Gefolge an die Wand. Er ließ es geschehen, daß die Liberalen die wirtschaftlichen Fesseln lösten und den Strom der befreiten Arbeit durch das Reich dahin fluten ließen: aber sobald er wahrnahm, daß die obersten

Interessen, denen er diente, von ihren Theorien Schaden nahmen, ward er dem Kernsatz ihres Glaubens untreu, in dem er selbst mit aller Welt erzogen war. Niemals folgte er ganz einer Partei; er suchte sie alle den wechselnden Zielen seiner Politik dienstbar zu machen, und gerade die ältesten und intimsten Freunde mußten seine Zügelfaust am stärksten empfinden. Aus allen Programmen wählte er sich, was ihm gefiel, aber jeden Gedanken, den er annahm, fügte er in sein System ein und gab ihm das Gepräge.

Er hat zu keiner Zeit mit dem Bekenntnis zurückgehalten, daß er seine Ansichten gewandelt habe, rechnete es sich vielmehr zur Ehre an, daß er fortschreite in der Erkenntnis des politisch Notwendigen. „Der Reichstag," so erklärte er im Januar 1874 zweien Freunden, die ihn am Krankenbett besuchten, „verkennt die Lage. Einzelne hervorragende Mitglieder glauben sich durch irgend eine frühere Äußerung gebunden. Sie glauben deshalb, das nicht thun zu dürfen, was die Lage des Augenblicks gebieterisch fordert. Ich habe es anders gemacht. Ich habe stets gestrebt, Neues zu lernen; und wenn ich dadurch in die Lage kam, eine frühere Meinung berichtigen zu müssen, so habe ich das sofort gethan, und bin stolz darauf, daß ich so gehandelt habe, denn ich stelle stets das Vaterland über meine Person. Das gegenteilige Verhalten ist mir geradezu unbegreiflich. Ich habe mich gar nicht besonnen, sogar meine subjektive Meinung zu opfern oder unterzuordnen, wenn das Wohl des Ganzen es erheischte."

Dennoch entstammen die politischen Ideen Bismarcks, wie mannigfach und vielgeartet sie uns erscheinen mögen, nur einem Boden, und es sind zuletzt wenige Leitsätze, in denen sich seine Meinungen mit all ihrem Wortwechsel wiederfinden und vereinigen lassen. Die welthistorische Größe des Mannes besteht gerade in dieser Geschlossenheit seiner Ideenwelt, und es wird immer die Hauptaufgabe seines Biographen sein müssen, die Grundgedanken aufzusuchen und das organische Wachstum seiner Persönlichkeit aus der Wurzel ihres Daseins zu verstehen. Auch darin ist es mit ihm wie mit jedem wahrhaft Großen in der Geschichte. So wenig wie der Versuch, der freilich immer noch gemacht wird, jemals gelingen wird, die Einheit in der Entwicklung Luthers zu zerstören und einen innern Widerspruch zwischen seinem Wirken vor und nach dem Bauernkriege aufzufinden, ebenso vergeblich wird auf die Dauer das Bemühen derer bleiben, die den Junker Bismarck von dem Reformator des deutschen Staates scheiden wollen. Es ist im letzten Grunde derselbe Mann gewesen, der sich der Revolution entgegenstemmte und der Österreich und Frankreich besiegte, derselbe, der die Krone Hohenzollerns dem

liberalen Ansturm gegenüber aufrecht hielt und der Roms Anspruch auf die Herrschaft im neuen Reich bekämpft hat, derselbe, der die Socialdemokraten als Feinde und Verräter am Vaterlande brandmarkte und verfolgte und der eine Socialpolitik größten Stiles inaugurierte.

Wollen wir aber den Boden finden, in dem die Persönlichkeit Bismarcks wurzelt, und die Gedanken, welche die Aussaat seines Wirkens geworden sind, so müssen wir seine Heimat aufsuchen, die alte sächsische Mark, aus der die Vorfahren, Ritter und Bauern, Bürger und Pfaffen auszogen, um die slavische Erde ihrem Glauben, ihrem Recht, ihrem Pfluge und nicht zuletzt ihrem guten Schwerte zu unterwerfen. Dort, wo sein Geschlecht hauste, lange bevor die Hohenzollern in die Marken kamen, lagen die starken Wurzeln seiner Kraft. Mit allen Fasern seines Wesens haftet er in dem Boden der Heimat: der preußische Staat, die großen Traditionen seiner Geschichte, die Beispiele der Ehre, Zucht, Treue, Tapferkeit und des hingebenden Gehorsams, die er in der preußischen Armee, in der hohenzollernschen Dynastie und in den eigenen Vorfahren verkörpert sah, der protestantische Geist, den jedes Blatt der Geschichte dieses Staates in den letzten Jahrhunderten verkündigte — das war der Hintergrund, auf den er sich mit seiner Jugendbildung gestellt sah: es war der Genius Preußens, der in Bismarck zu Worte kam, als der Zweiunddreißigjährige zuerst die politische Schaubühne betrat.

Es geschah in dem Moment, als die deutsche Bewegung, die von der Monarchie Jahrzehnte hindurch mühsam abgewehrt war, endlich auch den Staat Friedrichs des Großen ergriff und zu überfluten begann: alle Klassen der Bevölkerung, die leitenden Kreise mehr fast als die mittleren und unteren Schichten, und die Standesgenossen Bismarcks ebenso gut wie die andern, wurden rasch und rascher in ihren Bann gezogen. Der König selbst, wie phantastisch und archaisierend seine Bestrebungen den Fortgeschrittneren erscheinen mochten, sah doch in dem deutschen Programm die Aufgabe seines Lebens. Seine intimsten Freunde und Ratgeber, wie Radowitz und auf ihre Weise selbst die Gerlachs, waren bemüht, den Geist des alten Preußens mit freiheitlichen Institutionen und alldeutschen Ideen zu versöhnen. Schritt für Schritt waren seit der Thronbesteigung des Königs die Anhänger des absoluten Systems zurückgedrängt worden, und die Forderungen des Tages, getragen von der europäischen Meinung und vorwärts gedrängt durch den stürmischen Atem der Revolution, errangen mühelos Sieg auf Sieg.

Kaum war der Vereinigte Landtag, Friedrich Wilhelms eigenstes Werk, nach langjährig tastenden Versuchen in der Residenz zusammen getreten, als er zum Tummelplatz der rivalisierenden Tendenzen wurde:

die Spitzen der Behörden und die Mitglieder der Herrenkurie und der Ritterschaft selbst, in denen der König feste Bollwerke seines ständischen Systems zu besitzen glaubte, fielen zum Teil den Liberalen zu oder sträubten sich doch gegen seine liebsten Wünsche. Vergebens suchte er sie mit herrischem Gebot zu fesseln, nur um so kecker und selbstbewußter trat die Opposition hervor. Drei Fünftel rechnete Leopold von Gerlach gleich anfangs als Liberale, nur zwei Fünftel seien Gutgesinnte: aber des Königs Theorie, fügt er klagend hinzu, verabscheuen die meisten, auch sehr viele der sogenannten Gutgesinnten; von den Ministern verstehen ihn die wenigsten, die Liberalen und die Masse der Juristen seien gegen ihn. Die Versammelten gerierten sich in der That fast schon als Nationalrepräsentanten und setzten allen Gesetzentwürfen und Forderungen der Regierung den Anspruch auf ihr konstitutionelles „Recht" entgegen.

In diesen Kreis trat der junge Altmärker ein, dessen Seele nur in Preußens Größe lebte. Er sah, wie der preußische Staatsgedanke von den neuen Doktrinen überwuchert wurde und vor dem Zauber der deutschen Idee erblaßte, und warf sich mit Ungestüm dem Strome entgegen. Den Gerlachs mochte er als einer der Ihrigen erscheinen, und die Liberalen spotteten über den modernen Kreuzritter, der den Juden das Recht, Richter zu werden, absprach und für den christlichen Charakter seines Staates eintrat. Das und anderes waren angelernte Vorstellungen, Schlagwörter der Partei, von denen er sich noch noch nicht losgemacht, die aber sein Eigenstes, den Kern seines Wesens, nicht berührten oder jedenfalls einen andern Inhalt bei ihm hatten, als bei den Stahl und Gerlachs. So wie auch Luther noch an den Formen und Anschauungen der alten Kirche hing, lange nachdem er den Punkt gefunden, von dem aus er das römische System aus den Angeln heben mußte. Der Kerngedanke Bismarcks trat gleich bei der ersten Gelegenheit hervor, die ihn auf die Tribüne rief, am 17. Mai 1847, als der Abgeordnete von Saucken die Erhebung des preußischen Volkes gegen die französische Herrschaft aus dem Drange nach liberalen Institutionen ableiten wollte. Der Ostpreuße sprach damit nichts anderes aus, als was der allgemeine Glaube war, das was David Hansemann damals in die Formel brachte: „Recht, das ist der Boden der Vaterlandsliebe." „Als ob," rief Bismarck dagegen, „die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt, meines Erachtens, der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend ge-

wesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen." Es ist bezeichnend für jene von ihren Doktrinen berauschte Zeit, daß ein Wort, welches doch nichts enthält als das Bekenntnis zum Vaterlande und zu der Einheit des Staatsgedankens gegenüber dem Auslande, also die Voraussetzung und die Grundfarbe unseres Glaubens an die Einheit und Größe des neuen Deutschlands, damals nur lautem, wiederholtem Murren und allgemeinem Proteste begegnete.

Immer aufs neue taucht dieser Gedanke in den Reden dieser Jahre auf. Von ihm aus wollte Bismarck sogar Fragen wie den Gesetzentwurf über die ostpreußische Eisenbahnlinie beurteilt sehen, als er ihn nicht von dem materiellen und provinziellen Standpunkte, sondern „von dem der Konsolidierung unserer politischen und militärischen Verhältnisse" empfahl. In ihn liefen auch seine Ausführungen über die Emancipation der Juden hinaus, als er das sentimentale Argument Beckeraths von dem jüdischen Jüngling, der bei Großgörschen gefallen sein sollte und also vergebens geblutet habe, mit dem Worte parierte: „Nun kann ich nicht glauben, daß ein Blut vergebens geflossen ist, welches für die deutsche Freiheit floß, und bisher steht die Freiheit Deutschlands nicht so niedrig im Preise, daß es nicht der Mühe lohnte, dafür zu sterben, auch wenn man keine Emancipation der Juden damit erreicht"; und als er den Gegnern, die sich auf das Vorbild Englands und Frankreichs beriefen, „das stolze Gefühl der Nationalehre, das diese Nationen auszeichne," entgegenhielt: „welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergiebt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht." Von hier aus trat er der deutschen Revolution entgegen mit allen ihren Ansprüchen, soweit sie in dem Recht der nationalen Souveränität gipfelten. Auch für ihn war es, wie für seinen König, ein Kampf der Prinzipien, über welche nicht die parlamentarische Debatte und Majoritäten, sondern über kurz oder lang der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung werfen müsse. Auch er stellte dem angeblichen Recht des Volkswillens, welches in Wahrheit das Faustrecht der Barrikaden sei, das Prinzip der von Gott eingesetzten Obrigkeit, der Obrigkeit von Gottes Gnaden, entgegen, das seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßigen Rechtszustand suche. Aber wie weit entfernte er sich dennoch mit diesem Begriff von der Ideenwelt Friedrich Wilhelms IV., der sein Leben lang an der mystischen Verbindung seines Herrscherwillens mit dem göttlichen Ratschluß festgehalten und niemals von der Hoffnung gelassen hat, doch noch einmal seine ständischen Ideale

ins Leben zu führen. Bismarck dachte nichts weniger als legitimistisch. Es war nichts als der protestantische', altpreußische Begriff von dem gottgewollten Recht der Obrigkeit, wofür er kämpfte, die Grundlage, auf der Preußens Macht erwachsen war. Ihm blutete das Herz, als er dies Preußen seiner Jugend zusammenbrechen sah. Er nahm die neue Verfassung, wie er unter dem Hohngelächter der Abgeordneten im zweiten Vereinigten Landtag bekannte, nur an, „weil er sich nicht anders helfen konnte," nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen habe. Aber er hielt auch unter der neuen Verfassung an seinem alten Begriff fest, wie er ihn denn niemals aufgegeben hat. „Es ist ein weitverbreitetes Vorurteil," so erklärte er in der Kammer am 22. März 1849, „daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung, er ist es gerade recht!"

Man darf darum nicht sagen, daß Bismarck zu jener Zeit gar kein Herz gehabt habe für die Idee, welche unser Volk in seinen Tiefen erregte. „Die deutsche Einheit," so lautete eins seiner Worte in der Rede gegen die Kaiserkrone am 21. April 1849," will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; aber mit dieser Verfassung will ich sie nicht." Denn das Erste, um was er sorgte, war doch eben Preußens Macht. In dem Moment, wo jedermann an ihr verzagte, wo die einen frohlockend, die andern zähneknirschend sich von der deutschen Bewegung fortreißen ließen, wo selbst Prinz Wilhelm das Aufgehen Preußens in Deutschland hinnehmen zu müssen glaubte und mit Bunsen und Dahlmann die Frankfurter Projekte diskutierte, behielt dieser Junker den Glauben an die Zukunft seines Staates. Ihn blendete nicht der Glanz der Frankfurter Krone: denn das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleihe, solle erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und er habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde. Keinen Augenblick wurde er irre an der Stärke der Monarchie. Als alle Welt an den Krieg mit Rußland glaubte, als ihn der Haß der einen und die Angst der andern herbeizuführen drohten, als König und Minister, Liberale und Radikale das Polentum wetteifernd unter die Waffen riefen, trat er, früher als jeder andere, dieser kopflosen Politik entgegen. Der Brief an die Magdeburger Zeitung vom 20. April 1848, in dem er jenes Verfahren als die bedauerlichste Donquixoterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen habe, brandmarkte, enthält bereits die Grundzüge seiner Politik gegenüber dem Slaventum, an der er bis an sein Ende festgehalten hat. In ihm hat er auch bereits seinen Deutschen das Ziel gewiesen, das sie dereinst unter seiner Führung erreichen sollten:

Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf dem Dom von Straßburg aufzupflanzen. Mit wundervoller Präzision weist er darin die Unmöglichkeit nach, jemals zwischen Preußen und Polen Freundschaft zu stiften, man wolle denn die Grenzen von 1772 herstellen, ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermeland wiedergeben: „dann würden Preußens beste Sehnen durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsichern Verbündeten zu gewinnen, der lüstern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, Polnisch-Schlesien, die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen." Der Russenfurcht aber, die sich unter der Polenschwärmerei verbarg, warf er das furchtlose kurze Wort entgegen: „Schutz gegen Rußland brauchen wir von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug."

Es hat in jenen Jahren nur eine Partei gegeben, die Bismarck an Konsequenz und Geschlossenheit ihres politischen Systems, wenn auch nicht ebenbürtig gewesen, so doch nahe gekommen ist: das waren die Radikalen, welche die Lehre von dem Herrscherwillen des Volkes wahrhaft ins Leben führen und die Vollkraft der Nation ohne Rücksicht auf dynastische und politische Grenzlinien in der einen unteilbaren Republick vereinigen wollten. Alle andern Parteien litten mehr oder weniger unter der Halbheit und Inkonsequenz ihrer Gedanken. Sie schwärmten für die Größe des deutschen Vaterlandes und den Wiedererwerb verlorener Provinzen und gaben an allen Grenzen deutsche Rechte Preis; sie enthusiasmierten sich für die Wiedergeburt Polens und respektierten weder die Dänen in Nordschleswig noch auch die Czechen und Kroaten und die übrigen interessanten Nationalitäten des habsburgischen Kaiserstaates, an den sie gekettet blieben, auch nachdem sie die Loslösung von ihm dekretiert hatten; sie gaben sich als die Vertreter der nationalen Souveränität und waren im Grunde alle, wenn auch mit Unterschied, Partikularisten; sie deklamierten von der Unwiderstehlichkeit des allgemeinen Willens und der Unzerstörbarkeit ihrer Verfassung und krochen vor jedem Stirnrunzeln der Machthaber zu Kreuz; sie ließen sich immer nur schieben und modelten ihre heiligsten Überzeugungen unter jedem Windhauch, der sie von rechts oder links her berührte.

Von allen diesen Zwiespältigkeiten und Zweideutigkeiten blieb Bismarck frei, weil er eben in erster Linie Preuße bleiben wollte um jeden Preis, auch um den der deutschen Verfassung und der deutschen Einheit. Das schuf die Kongruenz zwischen seiner innern und seiner äußern Politik und die Zielbewußtheit seines Handelns. Das schärfte ihm den Blick für die Fehler und die Schwächen seiner Gegner. Er lachte über den

Anspruch der erbkaiserlichen Parteien, daß durch ihre Weisheit und Mäßigung die Schrecken der Anarchie abgewehrt und die Regierungen unversehrt geblieben wären, und wollte nur in dem „spezifischen Stockpreußentum,“ d. h. in der Armee, in den geordneten Finanzen, in der ehrenfesten Verwaltung und in den altpreußischen Tugenden der Zucht und Ehre, des Gehorsams und der Tapferkeit die Kräfte erblicken, an denen die Revolution gescheitert war. Für ihn war Ausland alles was jenseits der schwarz-weißen Grenzpfähle lag. Darum konnte er frei sein in der Wahl seiner Feinde und seiner Freunde; nichts als das eigene Interesse seines Staates brauchte ihn zu leiten. Er konnte nun die weitesten Perspektiven für Preußens Politik ziehen; bewegten sich doch alle auf den alten Ruhmesbahnen der Monarchie, mochte er sie nun in Polen oder in Österreich, im Reiche oder im Elsaß suchen. Er war völlig bereit, einen kühnen Flug zu wagen. „Wir Alle wollen,“ sprach er in seiner großen Rede am 6. September 1849, „daß der preußische Adler seine Fittige von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenscheere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrument umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist.“ Es ist der Umkreis des Norddeutschen Bundes, über den der junge Abgeordnete die Fittiche des preußischen Adlers gebreitet sehen möchte.

Schon in dieser Rede hat er die Frage gestellt, ob Preußen mit oder ohne Österreich die Herrschaft in Deutschland anstreben solle, so scharf und entschlossen wie nur in irgend einer seiner späteren Depeschen bis zum Kriege von 1866. Er bezeichnete die Politik, die er vorschrieb, als diejenige Friedrichs des Großen. „Der große König,“ so führte er aus, „würde sich an die hervorragendste Eigentümlichkeit preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr, gewandt haben, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unserer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den

gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte Preußen im ersten Falle in Gemeinschaft mit Österreich, im andern Falle durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu verhelfen, die ihm in Europa gebührt."

Radowitz, der Prinz von Preußen und selbst noch der König waren nicht ganz ohne Sympathie für den Antrag der Kaiserkrone, und jedenfalls ganz eingenommen für die Lösung der deutschen Frage auf dem Wege der Union. Bismarck erklärte sich gegen das eine Projekt so scharf wie gegen das andere; er war gegen jede Lösung, welche Stärke für Nimbus hingebe. Jenen wollte das Herz brechen, als Otto von Manteuffel den Gang nach Olmütz machen mußte: nichts hat in der Seele Wilhelms aus jener Zeit tiefer gehaftet, als daß das gute preußische Schwert ruhmlos in der Scheide blieb, und unter diesen Eindrücken hat sich sein junger Sohn mit den Ideen des liberalen Deutschlands erfüllt. Auch Bismarcks Preußenblut wallte auf, als Österreich mit herrischem Machtgebot die Wege seines Königs kreuzte. Aber die Politik, die zu der Katastrophe führte, hat er mit Jubel begrüßt. „Ich bin," so schreibt er an Wagener auf die Nachricht von Radowitz' Entlassung, „vorgestern bei Lesung Ihres Montagsblattes vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sekt ist diesseits des Gollenberges auf die Gesundheit des Herrn v. Radowitz getrunken worden; zum ersten Mal fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen." Wiederum Worte von fridericianischem Klang; es ist, als sähe man Seydlitz und seine Kürassiere den Pallasch zur Attacke heben. Selbst ein Gesinnungsgenosse Bismarcks wie Leopold Gerlach, der doch auf seinen geheimen Wegen das meiste zu der Katastrophe beigetragen hatte, sprach davon in einem andern Tone. Seine Anschauungen hatten sich in den Freiheitskriegen und in der Epoche der Restauration gebildet; er betrachtete den Bund mit den Ostmächten im Lichte der heiligen Allianz und wollte Preußens Macht dem Kampf gegen die Revolution dienstbar machen. Auch er also stellte die Doktrin über das Vaterland, und das Wort Bismarcks von der weinerlichen

Sentimentalität des Jahrhunderts traf seine Romantik gerade so gut wie die der Liberalen.

Bismarck hingegen fühlte schon jetzt nichts weniger als Sentiment für Österreich. Sein König freilich sandte ihn mit aus diesem Grunde nach Frankfurt und empfahl ihn nicht lange darauf bei der Mission nach Wien dem jungen Kaiser als einen treuen Anhänger der legitimen Ideen. Bismarck aber war sich des Gegensatzes zwischen beiden Mächten, man möchte fast sagen: von der ersten Stunde ab bewußt; und kein Liberaler hat je über die „Arroganz der ehrlichen Holters" an der Donau und am Main wie über das ganze nichtige Treiben am Bundestage absprechender und souveräner geurteilt als der junge Legationsrat gleich in seinen ersten Berichten.

Die Grundlage seines Urteils über Österreich und die deutsche Frage war nach wie vor der preußische Stolz und das Bewußtsein von der Macht seines Staates. Keinen Augenblick war er darüber im Zweifel, daß Preußen in jeder Hinsicht Österreich überlegen sei, so im Innern wie nach außen in allen Fragen der deutschen wie der europäischen Politik. Die Schwäche der rivalisierenden Macht erblickte er vornehmlich in der Zerrüttung ihrer Finanzen, in dem Hader ihrer Nationalitäten und in ihrer unsicheren Stellung gegen Rußland an der Donau wie gegen Frankreich in Italien. England, so urteilte er während des Krimkrieges, ist zu Lande, Österreich überhaupt ein schwacher Bundesgenosse. Mit einem Scharfblick, der jedem Historiker Ehre machen würde, erkannte er den Anfang und Ursprung der Abwandlung der Lage Österreichs in der Auflösung der Allianz der drei Ostmächte durch die deutsche Revolution. Dadurch sei sein Verhältnis zu Preußen und den deutschen Kleinstaaten von Grund aus verändert worden. So lange die heilige Allianz bestand, war, wie er ausführt, ein gewisses Einvernehmen zwischen den deutschen Mächten im Bunde und nach außen, auch gegen Frankreich gegeben; der Bund war eine Einrichtung, auf die man im Frieden und auch im Kriege einigermaßen zählen konnte. Seitdem aber das Wiener Kabinett weder auf Rußland noch auf Preußen sicher rechnen könne, sei es gezwungen, einen Ersatz in Deutschland selbst zu suchen und daher als Nebenbuhler Preußens im Bunde und an jedem deutschen Hof aufzutreten. Bismarck ist fern davon, in dieser Wendung ein persönliches Verschulden der österreichischen Staatsmänner zu suchen. Die Politik Metternichs war ihm sympathischer als die des Grafen Buol und der Herren von Thun und Prokesch, und er fand sie gewiß vorsichtiger und überlegter als die seiner ehrgeizigen und wetterwendischen Nachfolger; aber er erkannte völlig die politische Not-

wendigkeit an, welche durch ein Mehr oder Weniger von diplomatischer Intelligenz und Findigkeit kaum geändert werden konnte. Es sei eine notwendige und dauernde Konsequenz des veränderten Systems der auswärtigen und besonders der inneren Politik des Kaiserstaats; denn das große Problem der auf dem deutschen Element zu begründenden Centralisation des Reichs sei mit den 18 bis 20 Prozent Deutschen unter der eigenen Bevölkerung nicht durchzuführen, sondern nur vermöge der Gewinnung und Erhaltung engerer und hegemonischer Beziehungen zum übrigen Deutschland.

Auch in diesem Wettstreit waren aber die besseren Bedingungen, wie Bismarck sofort erkannte, auf Seiten Preußens. Die sichersten Bundesgenossen des Wiener Kabinetts waren die Ultramontanen: denn für beide sei Preußens Machtstellung in Deutschland der härteste Stein des Anstoßes. Wollten jedoch die Österreicher den deutschen Wind voll in ihre Segel fangen, so durften sie nicht an der wesentlich liberal gefärbten nationalen Bewegung vorüber gehen. Sie hatten also die schwierige Aufgabe vor sich, beide Strömungen des nationalen Geistes sich zu Diensten zu machen. Man weiß, wie weit sie darin gekommen sind, aber auch wie oft sie die schwersten Rückschläge davon erfahren haben. Denn je weiter sie in dem deutschen Fahrwasser kamen, um so stärker wurde die Rückwirkung auf ihre innere Politik: die Centralisierung Österreichs war seit zwei Jahrhunderten mit seinen deutschen Kräften behauptet worden, jedoch nur mit Hilfe der katholischen Kirche; jeder Schritt auf dem liberalen und dem nationalen Wege mußte daher zur Lockerung der stärksten Klammer führen, die den Staat bisher zusammenhielt; und nichts war gefährlicher, als das Experiment mit einer liberalen Politik zu versuchen. Dieser Zwiespalt zwischen der angeborenen und der neudeutschen Politik Österreichs hat seine ganze Geschichte bis 1866 und darüber hinaus beherrscht und ist ein Haupthebel für Bismarck geworden, um sein Werk hochzubringen. In Deutschland selbst aber war das Kokettieren der Habsburger zugleich mit den Ultramontanen und mit den Liberalen auf die Dauer ebenso unhaltbar wie in dem eigenen Reiche: denn je mächtiger die nationale Bewegung anschwoll, um so unversöhnlicher traten sich beide Richtungen gegenüber, und um so deutlicher wurde allen Liberalen, daß nur bei der protestantischen norddeutschen Macht das Heil war. Bismarck freilich rechnete viel weniger mit den unklaren und von sich aus ohnmächtigen Tendenzen der öffentlichen Meinung als mit den in den Regierungen konzentrirten Interessen. Aber auch auf dieser Seite fand er das Spiel für Preußen leichter als für den Rivalen. Denn er sah alsbald, daß die Kleinstaaten in der inneren wie besonders

der äußeren Politik trotz Bregenz weit mehr Gemeinsamkeiten mit Preußen hatten als mit Österreich. Freilich gab er sich keinen großen Erwartungen hin; denn er sah, wie oft sie bei dem konträren Winde das Steuer herumwarfen. Die Wendung leitete er auch bei ihnen von der Auflösung des Dreibundes her. Dadurch seien auch sie gezwungen worden, sich bei Zeiten nach einer Macht umzusehen, bei der sie Anlehnung finden könnten. Denn die Lage zwischen den beiden rivalisierenden Mächten sei für sie kaum zu ertragen. Die Besorgnisse vor der Zukunft nennt er das vorherrschende Prinzip in der Politik der deutschen Kleinstaaten; die Furcht treibe sie viel mehr an als der Ehrgeiz. Die Erhaltung des status quo stehe ihnen jedenfalls in erster Linie, und ihr Ehrgeiz dürfe in dem Wunsche begrenzt sein, durch das Medium des Bundes eine indirekte Beteiligung an der europäischen Politik formell zu bethätigen und den Beweis zu liefern, daß ein Aufgehen der Souveränität in der auswärtigen Politik der beiden Großmächte sich nicht von selbst verstehe. Daher das Interesse der kleinen Höfe an der Erhaltung des Bundes: er sei das Brett unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa, sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte. Was aber würden sie machen, wenn das Brett wirklich unter ihren Füßen wiche? Bismark faßt dafür mehrere Fälle ins Auge. Entweder die Vormächte gerieten in wachsenden Hader: dann würden die Kleinen die stärkere Seite wählen, lieber aber wohl noch ihre Neutralität rechtzeitig unter dem Schutz einer dritten Macht zu sichern suchen. Diese dritte Macht aber könne nur Frankreich sein. Oder die Großmächte führten mit Frankreich Krieg und die Franzosen kämen über den Rhein. Auch dann würden jene so rasch wie möglich Schutz in einem neuen Rheinbund suchen; wie Bismarck meint, nicht aus Ehrgeiz, — denn es fehle an sichern Objekten der Begehrlichkeit, da die geistlichen Güter, Reichsstädte und kleinen Territorien verteilt seien und die sieben Jahre, welche man, um diese Rahel zu erwerben, im Rheinbunde durchgemacht habe, eine zu gute Erinnerung seien, um der Neigung, eine Lea zu verdienen, nicht die Wage zu halten: das Hauptmotiv erblickt er vielmehr wieder in ihrer nicht unberechtigten Furcht, als die ersten, die der Angriffsposition von Straßburg ausgesetzt seien, zu erliegen. Und noch schlimmer sei für sie die Lage, wenn Preußen und Österreich ihren Hader ausglichen, da das nur auf ihre Kosten geschehen könne. Sie würden dann also erst recht sich Frankreich zuwenden.

Niemand konnte eine geringere Meinung von dem liberalen und nationalen Eifer hegen, der an den kleinen Höfen so lebhaft glühte, und zwar in der Regel um so heißer, je kleiner sein Herd war, als Bismarck.

Aber er denkt nicht daran, sowenig wie bei Österreich, ihnen daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Denn er legte an sie den eigenen Maßstab und betrachtete sie genau so wie sein Preußen, als Machtcentren mit einem eigenen Kreis von Interessen, die sich je nach der Abwandlung der großen Politik verändern mußten. Offenbar urteilte er darin sehr viel besonnener und richtiger als z. B. Heinrich von Treitschke und alle Historiker jener Epoche, die ihre Muse in den Dienst der nationalen Idee gestellt hatten und die undeutsche, selbstsüchtige Politik der „Rheinbündler" leidenschaftlich anzugreifen pflegten. Von solchen Erregungen sind die Denkschriften und Berichte des großen Staatsmannes völlig frei. Sie machen in der strengen Folge ihrer Deduktionen und der Weite ihres geschichtlichen Horizontes häufig den Eindruck leidenschaftsloser historischer Betrachtungen und lesen sich etwa wie Kapitel aus Rankes Werken.

In dieser Pressung zwischen den deutschen Vormächten, die sie fortwährend zum Lavieren zwang, mußten die Kleinen, falls sie die Neutralität im Rheinbunde nicht erlangen konnten, mit angstvollem Eifer den Moment zu erspähen trachten, um sich auf die stärkere Seite zu stellen. In dem entscheidenden Augenblick sind sie dann doch nach verschiedenen, meist nach der schwächeren Seite gesprungen, und mit sehr verschiedenem Glück. In den fünziger Jahren jedoch rechnete Bismarck noch mit der Möglichkeit, sie alle um Preußen zu scharen. Er zählte dabei auf die Divergenz ihrer Interessen mit Österreich, zumal in der auswärtigen Politik, die ihnen von da nur Gefahren und keinerlei Vorteil bringen konnte, und betonte die Momente, die sie auf Preußens Seite führen könnten. Es waren bereits dieselben, welche den Bund von 1866 und 1870 bedingt haben und bis heute die festesten Klammern des Reiches bilden. Die kirchliche Frage gehörte nicht darunter, so lebhaft Bismarck sonst für eine nähere Fühlung mit den protestantischen Höfen einzutreten pflegte. Die Zeiten der protestantischen Unionen und der katholischen Ligen waren vorüber, und, wie schon im Fürstenbunde Friedrichs des Großen, kamen auch für Bismarck nur politische Faktoren in Betracht: die wirtschaftliche und geographische Zusammengehörigkeit, die Verwandtschaft der Institutionen und das gleiche Volkstum, nicht zum wenigsten auch die Aussicht der Kleinen, von Preußen rascheren, wirksameren und ehrlicheren Schutz gegen Frankreich zu erhalten, waren für ihn allein von Bedeutung. Dies hielt er für die Grundlage zu einer Neugestaltung des Bundes, in dem Preußen eine stärkere Stellung haben müsse als bisher, ohne doch wenigstens in die formelle Selbständigkeit der Höfe allzutief einzugreifen. Für Österreich freilich, das gestand er sich, war dann kein Raum mehr diesseits vom Inn, und er war nicht im Zweifel, daß es auf diesem Wege zu

einem Konflikt mit dem Kaiserstaat kommen, und daß nur die Waffen die Entscheidung bringen würden. Er faßte diesen Fall noch keineswegs bestimmt ins Auge und rechnete, wie bemerkt, noch Jahre lang mit der Möglichkeit, sich auf Kosten der Kleinstaaten mit der rivalisierenden Macht zu vergleichen, zumal da sein Zuvertrauen zu jenen eben nicht groß war. Das aber waren Sorgen der Zukunft: zunächst suchte er doch das Verhältnis zu den kleinen Höfen fester zu gestalten. Gleich im Krimkriege sollte es sich zeigen, daß seine Rechnung in Bezug auf sie, wie vorsichtig er sie aufgestellt hatte, doch richtig war.

Wir sind heute durch das Tagebuch Gerlachs in Verbindung mit den Frankfurter Berichten und der Korrespondenz Bismarcks mit dem General bereits in der Lage, das ganze Intriguengewirr, welches den preußischen Hof zur Zeit dieser Krisis erfüllte, zu durchschauen und den Zickzackkurs seiner Politik in jeder Biegung zu verfolgen. Zumal Bismarcks Auffassung der Lage ist dadurch in jeder Linie sichtbar geworden. Sie bewegte sich ganz auf dem Boden der Anschauungen, die wir soeben kennen lernten. Im Gegensatz zu der Aktionspartei, die bis in die höchsten Kreise hineinreichte und mehr als einmal den immer schwankenden König mit sich fortriß, trat Bismarck unausgesetzt für die strikte Neutralität Preußens ein. Er zog darin mit Gerlach und den Manteuffels an einem Strang, aber Gesinnung und Tendenz gingen bei ihnen weit auseinander. Gerlach verfolgte in Wahrheit reaktionäre Politik. Für ihn war Napoleon III. der eigentliche Gegner, als Vertreter der Revolution und des ihrem höllischen Schoß entstiegenen Absolutismus. Er wollte die Neutralität, um die Freiheit, so wie er sie verstand, gegen den drohenden Bund der beiden despotischen Mächte, Rußlands und Frankreichs, zu schützen. Bismarck riet auch den Westmächten gegenüber sich mit „kühler Würde und ohne Empressement" zu benehmen, und war unter Umständen bereit, sogar mit Frankreich zu gehen, wie entfernt ihm auch dieser Fall zu liegen schien. Furcht, sei es vor der Fremdherrschaft oder der Reaktion, vor Rußland oder vor Frankreich, war die herrschende Stimmung im deutschen Lager, soweit er um sich sah. Sie war es, die die kleinen Höfe Preußen zutrieb, sie vor allem machte die Liberalen kriegslustig gegen Rußland, sie trieb auch den König und seinen Minister zwischen den Parteien hin und her, und sie beeinflußte die Ratschläge, mit denen ihn sein Bruder und die um Pourtalès und Bunsen, die Freunde Englands, bestürmten. Es war überall die Angst, in der großen Krisis allein zu bleiben, und nirgends ein stolzes Sichverlassen auf die eigene Kraft. Bismarck allein war der völlig Furchtlose. Er lachte über die Sorge vor einem Angriff Napoleons auf Oberdeutschland oder vor einer Blockade

der Ostseeküste durch die englische Flotte. Er fürchtete nichts als den Kleinmut der eigenen Regierung. „Es würde mich ängstigen," schreibt er an Manteuffel, „wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsere schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige alte Orlogschiff von Österreich koppelten. Wir sind der bessere Schwimmer von beiden, und jedem ein willkommener Bundesgenosse, sobald wir unsere etwaige Isolierung und strenge Neutralität aufgeben wollen; und wo wir später Bedingungen für unseren Beistand stellen können, würde es jetzt schwer fallen, den Schein einer ängstlich von uns gesuchten Anlehnung zu vermeiden. Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert, indem sie furchtlos, vielleicht auch sehr rücksichtslos von uns benutzt werden; wollen wir noch weiter wachsen, so müssen wir wenigstens nicht fürchten, mit 400,000 Mann allein zu stehen, besonders so lange die anderen sich schlagen, und wir durch Parteinahme für jeden von ihnen immer noch ein besseres Geschäft machen, als durch frühe und unbedingte Allianz mit einem so wenig kampffähigen Genossen wie Österreich."

Es war, mochte sie auch im Augenblick die Neutralität fordern, doch die fridericianische Politik, wie sie Bismarck in der Revolution verkündigt hatte, es war die „waffenmäßige Großmachtspolitik," die er als Minister durchgeführt hat. Denn er wollte nur deshalb das Schwert in der Scheide halten, weil er sich der Stärke und Selbständigkeit Preußens bewußt war, und weil es im ganzen Orient kein Interesse für dasselbe gab, welches auch nur die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert war. Bismarck folgte dem selbstbewußten Satze Kurfürst Friedrich Wilhelms: „Allianzen seind gut, aber eigene Kräfte seind besser," und war, wie Friedrich der Große, in jedem Augenblick bereit, aus der Ruhe sei es zum Angriff, sei es zur Verteidigung überzugehen. Er hatte nichts dagegen, in einem späteren Augenblick sich Österreich zu verpflichten, wollte es nur jetzt nicht, da es noch nicht mürbe genug und zu Konzessionen geneigt sei, und da Preußens Beistand mit der fortschreitenden Verwicklung im Preise steigen müsse. Denn nur um Austrias schöner Augen oder um deutscher Ideale willen, mochten sie großdeutsch oder kleindeutsch heißen, war er nicht zu finden. Gleich im Anschluß an jene Worte hat er diese Möglichkeit erörtert. Er bezog sich dabei auf ein Wort Metternichs, das er von dem Nestor der europäischen Diplomatie zwei Jahre zuvor auf dem Johannisberge vernommen hatte, und das er gerne wiederholte: „Preußen sei noch kein saturierter Staat; es liege in Österreichs Interesse, daß Preußen saturiert werde, dann werde es im Stande und geneigt sein, aufrichtig und ohne Rivalität mit Österreich

zu gehen." Das konnte natürlich, wie es auch der alte Fürst gemeint hatte, nur in Deutschland geschehen. „Gewiß ein sehr wahres Wort," fügt Bismarck warnend hinzu, „wenn man in Wien nur danach handeln wollte!"

Seine Politik war mit der seiner Freunde im Rate des Königs wenigstens im Effekt identisch: der der Liberalen lief sie schnurstracks entgegen. Denn diese beurteilten in allen ihren Schattierungen die Lage immer nur nach dem deutschen Gesichtspunkt, wie sie ihn gerade verstanden, und verquickten damit wieder ihre freiheitlichen Vorstellungen und Forderungen. Die Historiker unter ihnen verliehen ihren Forschungen mit Vorliebe die kleindeutsche Tendenz, die meisten waren „Gothaer"; sie entdeckten in der preußischen Geschichte den providentiellen Beruf, die deutschen Interessen zu schirmen; Friedrich den Großen und den Großen Kurfürsten, eben die Herrscher, welche Preußen groß gemacht hatten, pflegten sie in diesem Lichte zu schauen. Hier war nun ein Staatsmann, der wahrhaft fridericianische Politik trieb, aber demjenigen, was sie von Preußen forderten, ganz entgegen handelte. Wo aber fanden das deutsche Volkstum und selbst die wahrhaft freien Gedanken den stärkeren Schutz: bei den liberalen Wortführern der Nation, welche Rußland vor den Kopf stoßen und die Polen in die Höhe bringen, die Engländer und den französischen Erbfeind im Westen und Österreich im Osten verstärken und ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen wollten — oder bei diesem Stockpreußen, der den Zaren seinem König verpflichten und die Polen niederhalten wollte, der den Westmächten die Stirn bot, ohne doch mit ihnen zu brechen, der niemandem nachlief und den schon die Kleinstaaten, die „Bamberger", Hilfe bittend aufsuchten, der die deutschen Interessen gegenüber den slavisch-magyarischen des Wiener Kabinetts verteidigte, und dessen Politik mit jedem Zuge das Übergewicht der katholischen Vormacht und ihrer ultramontanen Freunde in Deutschland lähmte? Das war die Politik, welche damals von aller Welt, auch von den echtesten Preußen, als undeutsch oder unpreußisch, als tollkühn oder Russenknechtsdienst gescholten wurde, und von der selbst der Prinz von Preußen einmal meinte, es sei die Politik eines Gymnasiasten.

Die liberalen Preußenfreunde sprachen und schrieben viel von der Bedeutung der Macht im Staatsleben und citierten gern die gottlosen Lehren Macchiavells als das Evangelium der wahren Politik; in ihren Kreisen tauchte zu jener Zeit das Schlagwort von der Realpolitik, welche Deutschland retten müsse, auf. Dabei verlangten sie aber, daß der Staat ihrer Wahl seine Macht einsetzte für Ideen und Interessen, die ihm von Natur fremd waren. Der wahre Realpolitiker war Bismarck, weil der

Kreis der Interessen, für die er sorgte, sich mit dem Machtbereich des preußischen Staates deckte. Die Realpolitiker und Preußenfreunde im liberalen Lager waren keine guten Söhne ihres engeren Vaterlandes; sie waren oder wurden doch mehr und mehr bereit, auf ein größeres Preußen zu hoffen, und gingen schließlich zum Teil so weit, das ganze kleinere Deutschland für Preußen in Anspruch zu nehmen. Sie brachten damit die Idee der Radikalen, der Unitarier von 1848, der preußischen Krone als Opfergabe auf dem Altar des Vaterlandes dar; aber auch dieser Adler sollte nicht geschenkt sein, denn sie forderten dafür von der norddeutschen Großmacht denselben Gegendienst, den das kleine Piemont den Unitariern Italiens natürlich leisten mußte — die Unterwerfung unter die nationale Idee und ihre Verfassungstheorien. Das ist auch die Stellung Heinrich von Treitschkes in den Jahren des Kampfes gewesen, und niemand hat sie je leidenschaftlicher verfochten; ich brauche nicht zu sagen, wie weit Bismarck auch von ihm abwich.

In der Mehrzahl jedoch waren die Liberalen gar nicht so kampfesfroher Natur. Sie entsetzten sich über die Absicht des Ministers, das deutsche Übel ferro et igni sanieren zu wollen. Ihr Enthusiasmus für die deutsche Einheit hinderte sie zum Teil nicht, die getreuesten Trabanten der kleineren Höfe und gelegentlich auch der Wiener Hofburg zu sein; und als es sich um die erste Machterweiterung Deutschlands im Norden der Elbe handelte, ihre Kraft an der Spottgeburt eines neuen Kleinstaates zu versuchen. Darin waren die Kleindeutschen, fürs erste wenigstens, kaum viel besser als die Anhänger eines Großdeutschlands: ohne der deutsch-protestantischen Traditionen Preußens sonderlich zu achten, liefen sie im gegebenen Moment hinter Österreich und seinem klerikalen Anhang im Reiche her.

Gestehen wir es nur, daß die Blut- und Eisen-Politik für die Liberalen, so lange sie ihre nationalen und parlamentarischen Ideale dem specifisch preußischen Interesse voransetzten, gar nicht möglich war. Die Friedfertigkeit lag ihnen im Blute. Nachdem sie einmal den Weg der Radikalen verlassen und die Idee von der nationalen Souveränität aufgegeben hatten, gab es keine Wahl mehr, als Preußen zu dienen oder Österreich — Großstaatler zu sein oder Partikularisten. Nur ein Großstaat wie Preußen konnte annektieren, da es ja ein Reich noch nicht gab, und nur auf Kosten der Kleinen konnte es wachsen. Was sollten jene Enthusiasten anders thun als für die deutsche Einheit und Freiheit reden und schreiben, turnen und singen, so lange Preußen nichts als das eigene Interesse verfocht und sich der nationalen Bewegung ebenso schroff widersetzte, wie allen Ansprüchen auf parlamentarische Macht!

Im Krimkriege hatten Bismarck und seine Freunde ihre Regierung von der österreichischen Gefolgschaft noch glücklich fern gehalten; es war ihnen freilich schwer genug gemacht worden, Manteuffel und den König aus den Sackgassen, in die sie sich immer wieder verrannten, hinauszuführen und auf der geraden Straße zu halten. In der nächsten europäischen Krisis, dem italienischen Kriege, war das Steuer ihren Händen ganz entglitten, und das Staatsschiff trieb mit vollen Segeln auf den stürmischen Wogen der nationalen und liberalen Bewegung einher. Bismarck stand ganz bei Seite; er war an der Newa kalt gestellt worden. Seine Grundsätze hatten sich nicht geändert. Italiens Einigung, welche die nationale Glut in Deutschland so gewaltig entfachte, ließ ihn kalt; er rechnete mit dem neuen Faktor der europäischen Politik nur nach dem Maß und Gewicht, das er für Preußen gewinnen konnte. In der deutschen Bewegung, in der kriegerischen Aufwallung gegen Frankreich, den Reformvorschlägen, die am Bundestage und an den Höfen, im Nationalverein und in der Presse vorgebracht wurden, in der ganzen Politik der neuen Ära erkannte er im wesentlichen nur eine Wiederholung der Strömungen, denen Friedrich Wilhelm IV. in der Revolution und in der Union fast erlegen war und die er selbst je und je bekämpft hatte. Nach außen entwickelte sich in der That alles wieder wie vier Jahre zuvor. Je deutscher Preußens Regierung sich gab, um so diensteifriger besorgte sie die Geschäfte Österreichs. Mit ohnmächtigem Ingrimm sah Bismarck, wie ihre Politik mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hineinglitt, und wie, sobald der erste Schuß am Rhein gefallen, sich aus dem italienisch-österreichischen ein preußisch-französischer Krieg entwickeln mußte, in welchem Österreich gerade so weit helfen werde wie es ihm passe: „und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen, wie welke Pflaumen im Winde, und jeder Fürst, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten."

Das gute Glück Preußens wollte, daß diese Besorgniß grundlos war: aber nicht weil es in Berlin an dem guten Willen, den Krieg zu führen, fehlte, sondern weil Österreichs Staatsmänner nicht so weit zu blicken wußten wie Bismarck und lieber die Stellung in Italien schmälern lassen als die in Deutschland in Gefahr bringen wollten.

In Preußen aber geschah was nicht ausbleiben konnte. Der innere Widerspruch, an dem die neue Ära von Anfang an krankte, trat immer schärfer zu Tage. Der Militärkonflikt war doch nur ein Symptom, wenn auch das stärkste, für die Unlöslichkeit des Problems, auf dem

Wege moralischer Eroberungen in Deutschland vorwärts zu kommen, Preußens Macht und Deutschlands Einigung zu fördern. Alle Politik der Freunde wie der Gegner lief darauf hinaus, Preußen mehr oder minder zu mediatisieren, vor der deutschen Idee in den Schatten zu drücken, mochte sie nun von der Demokratie oder den Gothaern, von den Mittelstaaten oder von Österreich selbst gemacht werden. Die liberale Haltung der Regierung half gar nichts, von allen Seiten erntete sie nur Undank. König Wilhelm sah sich umringt von Gefahren: seine Krone, sein Heer, sein eigenes Leben sah er bedroht. Am 14. Juli 1861 ward auf ihn geschossen, weil er, wie der Verbrecher bekannte, nicht genug für die deutsche Einheit thäte. „Das ist klar," schrieb der immer Tapfere mit gutem Humor, „aber etwas drastisch." Immer weiter fand er sich auf sein eigenstes Fundament, auf das Altpreußentum, auf das Recht und die Macht seiner Krone zurückgedrängt. Aber eine Lösung des Konflikts schien unmöglich: auf allen Seiten ward seiner Regierung der Weg versperrt, sie konnte bald nicht mehr vor- noch rückwärts und fühlte sich nahe am Bankrott.

In diesem Augenblick ist Bismarck herzugesprungen und hat das verschobene Gefährt mit einem Ruck auf festen Boden gestellt.

Nun kann ich aber unmöglich die Wege, auf denen er sein Preußen aus dem Dickicht herausgeführt hat, auch nur in der skizzenhaften Form wie bisher verfolgen; das hieße die Biographie des Gewaltigen schreiben. Möge man es daher verzeihen, wenn ich nur noch an ein paar Beispielen die Einheit der Bismarckschen Staatskunst auch während seines Ministeriums und die Verbindungslinien nachzuweisen versuche, die zu den Ideen der älteren Zeit zurückführen.

Bis 1866 ist seine Politik in Wahrheit nichts als die Probe auf die Rechnung gewesen, die er so oft in den Frankfurter Berichten aufgestellt hatte: kein Satz in seinen Reden und Weisungen, der jenen widerspräche, und kaum ein Gedanke, der sich nicht bereits in ihnen vorfände. Rundum hatte er dort den Boden seiner deutschen Politik abgesteckt und ausgemessen. Noch hatte er den Gedanken, in dem er sich mit Metternich zusammengefunden, durch einen Vergleich mit Österreich in Deutschland zu wachsen, nicht aufgegeben. Es war der Plan, der von den Hoffnungen der Einheitsschwärmer am weitesten abwich. Auch für Bismarck lag er weiter zurück als der entgegengesetzte des Kampfes. Aber immerhin war es eine Karte im Spiel, die er neben den stärkeren Trümpfen in seiner Hand nicht verachten wollte. Denn so oft er sie ausspielte, konnte er hoffen, ein paar Stiche zu gewinnen. Wenigstens aus Verlegenheiten des Momentes hat sie ihm mehr als einmal geholfen.

So gab er sie heraus im November 1863, als der Dänenkönig gestorben war, und es Österreich an seine Politik zu fesseln galt. Sie brachte ihm den Teilgewinn von Gastein, und wie oft hat er sie sonst noch vor- und nachher hervorgezogen! Er hat sie seinem Gegenspieler noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges angeboten, als er den Herrn von Gablenz nach Wien sandte; und mit dem Schreckgespenst dieser Kombination scheuchte er noch nach den Präliminarien von Nikolsburg Napoleons Habsucht zurück, als dieser ihm durch Benedetti Mainz und Landau abfordern ließ. Wenn die Österreicher der lockenden Versuchung zuletzt widerstanden, so geschah es, denke ich, nicht bloß aus übermütigem Vertrauen in die eigene Kraft und die ihrer Bundesgenossen, oder weil sie die kostbaren Rüstungen nicht rückgängig machen konnten, sondern mehr noch vielleicht aus der Einsicht, daß sie aus der Sackgasse, in die Bismarck sie durch jenes Spiel hineingeführt, so oder so herauskommen und also lieber die augenblickliche Gunst der Lage benutzen und hindurchbrechen müßten, anstatt noch einmal den vergebenen Versuch der Umkehr zu machen. Denn dazu eben hatte der preußische Staatsmann jene Karte in seinem Meisterspiel, dem um Schleswig-Holstein, vorzüglich verwenden können, und darin hatte für ihn ihr Hauptwert gelegen: indem er Österreich hinter sich herzog, brachte er es immer von neuem in unmögliche Situationen.

Die Handhabe dafür bot ihm der Zwiespalt in der österreichischen Politik zwischen ihrer traditionellen und ihrer neudeutschen Haltung daheim wie im Bunde, der ihm, wie wir wissen, nach Art und Ursprung so genau bekannt war. Jeder Schritt, den Österreich hinter Preußen her that, brachte es von den deutschen Freunden weg und unterhöhlte das Werk, an dem seine Staatsmänner seit dem italienischen Unglück mit ganz besonderem Eifer bauten. Wie bedeutend stand der Kaiser im August 1863 da, als Schmerling ihm in Frankfurt die „glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten" arrangiert hatte, als Nationalverein und Abgeordnetentag, Demokraten und Ultramontane sich in Preis und Huldigung des deutsch und liberal gewordenen Kaiserstaates überboten; und wie isoliert und ärmlich erschien der öffentlichen Meinung dagegen die Stellung des preußischen Königs und des „leichtsinnigen Spielers," seines Ministers! Aber schon drei Monate hernach segelte die Wiener Staatskunst munter in Preußens Kielwasser einher und war in Deutschland heillos kompromittiert; alle ihre Bewunderer sahen sich schmählich enttäuscht. Bismarck seinerseits konnte der deutschen Bewegung mit viel größerem Gleichmut trotzen: war man es doch von ihm gewohnt; er machte es mit der eigenen Kammer ja

nicht besser und blieb sich nur selbst treu — während in Österreich der Umschwung der deutschen Politik jedesmal eine völlige Erschütterung der inneren Verhältnisse zuwege brachte, und die Schwankungen um so heftiger wurden, je häufiger die Männer am Steuer die Fahrtrichtung wechselten.

Übrigens hatte jener auch sonst noch Mittel genug an der Hand, um die deutsch-nationalen Allüren der Wiener Staatsmänner vor der Welt bloß zu stellen. Das stärkste darunter war das, was er bereits nach dem Frankfurter Fürstenkongreß anwandte und vor Ausbruch des Krieges wieder hervorholte, als er die Bemühungen der Rivalen um die deutsche Volksgunst durch seine Anträge auf Bundesreform und ein Nationalparlament übertrumpfte. Er konnte das zunächst wohl noch riskieren ohne die bestimmte Absicht, solche Versprechungen unter allen Umständen zu verwirklichen; wie denn auch die Liberalen lange nicht daran glauben mochten und laut gegen solche Danaergeschenke aus den Händen des Absolutisten, des Russenfreundes protestierten. Aber je mehr sich seine Gedanken der Lösung des Knotens durch das Schwert näherten, um so ernsthafter faßte er diese Pläne ins Auge. Denn er respektierte nun doch die täglich wachsende Kraft der nationalen Idee und wußte überdies seit der Revolution, daß er keinen stärkeren Hebel ansetzen konnte, um den Donaustaat und das kleinere Deutschland auseinander zu sprengen.

Daß er mit dem wirksamsten Sprengmittel, dem direkten Wahlrecht, eine Idee der Radikalen aufnahm, genierte ihn nicht; ebensowenig wie er vor dem Bündnis mit dem italienischen Nationalstaat zurückschreckte, das ja auch ein Erbstück aus ihrem Programm von 1848 war. Er glaubte gleich ihnen nur an seine Götter und war nicht gewillt, für fremde Legitimität auch nur den Finger aufzuheben. Er vertraute fest, und nur darum adoptierte er jene Idee, daß gerade durch sie und ein deutsches Volkshaus Preußen seine Stellung in Deutschland besser wahren würde als einer Majorität fortschrittlicher Abgeordneter oder den Diplomaten am Bundestage gegenüber.

Bekanntlich hat Bismarck sich schon in der Petersburger Zeit sowohl vor Freunden als offiziell für eine nationale Vertretung des deutschen Volkes bei dem Bunde ausgesprochen, damals jedoch noch in dem Sinne einer Delegation aus den einzelnen Landtagen. Nach dem Fürstenkongreß, als Österreich diesen Plan zu dem seinen gemacht hatte, trat er mit vollem Nachdruck für das direkte Wahlrecht ein, zumal in der großen Denkschrift vom 15. September, in der er dem König sein Reformprogramm in großartiger Geschlossenheit der Gedanken vortrug.

In keiner Zeile hat er darin den preußischen Gesichtspunkt verleugnet und gerade von ihm aus das direkte Wahlrecht begründet. „In einer Versammlung," schreibt er, „die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstabe der Bevölkerung durch direkte Wahlen hervorgeht, wird der Schwerpunkt, sowenig wie außer Deutschland, so auch nie in einen einzelnen, von dem Ganzen sich loslösenden Teil fallen; darum kann Preußen mit Vertrauen in sie eintreten. Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes sind wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dies Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung kommt, wird Preußen niemals befürchten müssen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden."

So gilt also auch von diesem Programm, was wir als die Grundlinie in Bismarcks Leben wahrnahmen: wie verwandt im einzelnen seine Reform den Ideen von 1848 sein mag, in dem Kernpunkt stand er ihnen so feindlich gegenüber wie nur jemals in der Revolution. Denn mochten auch die Parteien der Paulskirche die Verteilung der Macht in ihrem deutschen Reiche regeln und die Idee der nationalen Souveränität verhüllen, abschwächen oder ableugnen wie sie wollten, darin stimmten sie dennoch alle überein, daß sie den Ausschlag in die Nationalversammlung legten und in ein Centralorgan, welches von ihr abhing, aber die Regierungen alle unter sich beugen sollte. Der Fundamentalunterschied der Politik Bismarcks liegt aber darin, daß er, wenn auch nicht mehr die alte Souveränität, so doch jedenfalls die formellste Parität der Regierungen unter sich und gegenüber den Institutionen des Reiches behauptete, und daß er das Schwergewicht der Souveränität in ihren Bund und seine Organe gelegt hat. „Nicht auf der gezwungenen oder geforderten und doch nicht zu erzwingenden Unterordnung der einen Macht unter die andere, sondern auf ihrer Einigkeit beruht die Kraft und die Sicherheit Deutschlands": diesen Satz, den er in jener Denkschrift auf das Verhältnis Preußens zu Österreich bezog, brachte er in seinen beiden Verfassungen auf jedes Glied des neuen Bundes, ob klein oder groß, zur Anwendung. „Denn er war," wie Jolly im Februar 1871 bemerkte, „mit einer wunderbar zarten Empfindung für reale Macht ausgestattet und würde das kleinste Staatsinteresse von Reuß nicht ohne Not verletzt haben." Darum aber schuf er eben auf breitestem Grunde die Vertretung der Nation als „das Element welches berufen ist, die Sonderinteressen der einzelnen Staaten Deutschlands zur Einheit zu vermitteln." Er wollte auch für den deutschen Neubau die Machtverteilung nach dem

System, zu dem er sich einst entschlossen, als die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, und für das er im Konflikt rückhaltlos und ohne Rücksicht eingetreten war. Nicht eine Macht, sei es Krone oder Parlament, soll den Ausschlag geben, sondern zwei Gewalten will er haben, eine jede ausgestattet mit einer Summe entsprechender Attribute. Sie sollen fortan auf einander angewiesen, an einander gekettet sein. Wie sie beide auf dem Boden der Nation und ihrer Geschichte stehen, so sollen sie dieselbe in Zukunft beide vertreten: dort die althistorischen Mächte, die mit ihren Dynastien verwachsenen Territorien und der Rest der freien Städte, hier der junge Riese, der sich mit gewaltigen Armen, wie seine Brüder in aller Welt, Bahn gebrochen hatte, der Wille des Volkes, genährt von allen Kräften des Jahrhunderts und vorwärts getrieben durch das allmächtige Schicksal — die harte Notwendigkeit, in dem Kampf um den Erdball die wachsende Kraft zu sammeln und zu erhalten. Nicht in die Herrschaft der einen über die andere, sondern gerade in das Ringen der Kräfte, die sich aus dem nationalen Schoß seit Jahrhunderten entwickelt hatten, in ihren Kampf und Kompromiß hat Bismarck die Zukunft der Nation gestellt. Und nur für die gewaltigen Klammern hat er Sorge tragen wollen, welche von der allgemeinen Notwendigkeit gefordert wurden und die Grundlagen unseres Daseins, das Wachstum und die Weltstellung unseres Volkes verbürgen: die Einheitlichkeit der Waffen, der Politik, des Rechtes und des Marktes, und die führende Stellung der stärksten Territorialgewalt in dem Glanz der kaiserlichen Krone.

Ein stärkerer Beweis für die Einheitlichkeit Bismarcks und seine organische Entwicklung aus altpreußischen Elementen, als die Einfügung des radikalsten Gedankens in sein eigenstes System, läßt sich nicht denken. Auch sonst aber lassen sich seine größten Thaten zu allen Zeiten seiner Herrschaft aus dem preußischen Staatsgedanken herleiten. Nur dieser machte die Annexionen möglich und führte den Untergang der norddeutschen Staaten herbei, welche die geographische Einheit Preußens störten. Und wie Bismarck hier für ganze Arbeit, für „ausgiebige Tötung" sein mußte, so brachte ihn derselbe Grundsatz dahin, die Gegner, auf die er für den Neubau rechnete, zu schonen. Darum widersetzte er sich in Nikolsburg den partiellen Annexionswünschen seines königlichen Herren und schloß die Verträge mit den Südstaaten und mit Österreich, welche ihre Territorien unversehrt ließen und damit allein die Möglichkeit eines späteren Zusammenschlusses mit dem Sieger gewährleisteten: das großartigste Beispiel für den gloriosen Weitblick seiner Staatskunst.

Darum verwarf er die Entwürfe zur Bundesverfassung, welche Savigny und Max Duncker ausgearbeitet hatten: sie schnitten, erklärte er, zu tief in die Selbständigkeit der Einzelstaaten ein; aus dem Kopf diktierte er dem getreuen Lothar Bucher an einem Nachmittag die Verfassung, auf der das neue Deutschland ruht. Daher widersetzte er sich auch den Plänen des Kronprinzen auf eine festere Ausstattung der Kaiserkrone und der Centralgewalt, und den verwandten Projekten der Liberalen wie der Konservativen, die seltsamerweise, wie verschieden auch ihre Absichten waren, darin zum Teil zusammentrafen. Von da aus versagte er sich allen unitarischen Tendenzen im Sinne Treitschkes, wie dem Gedanken, Elsaß-Lothringen an Preußens Kronreif zu schmieden, nachdem es doch durch die gemeinsamen Anstrengungen gewonnen, und gerade die Süddeutschen bei Weißenburg und Wörth, vor Straßburg und Belfort Schulter an Schulter mit altpreußischen Regimentern gefochten hatten: wollte er das Fundament seines Werkes befestigen, so durfte das alte deutsche Land weder an Preußen noch an Bayern oder Baden gegeben oder verteilt werden, sondern mußte wieder werden, was es in den alten Zeiten gewesen war, ein Land des Reiches. So war aufs allerbeste das gleiche Interesse der Bundesstaaten an ihm gewahrt als an dem Schlußstein der deutschen Einheit, den Bismarck schon in Frankfurt an der Südwestecke gesetzt sehen wollte; der „Schlüssel zum deutschen Hause" blieb in gemeinsamer Verwahrung. Die Annexion selbst hat Bismarck unter diesem Gesichtspunkt vollzogen, nicht aus der nationalen Idee heraus, die das verlorene deutsche Gut an den Vogesen brausend forderte: sondern weil er die alte Ausfallspforte Frankreichs schließen und zum sicheren Thor seiner friedlichen Nation machen wollte: der Gefahr eines Rheinbundes war somit auf alle Zeiten der Riegel vorgeschoben. Wie oft hat er später erklärt, daß es sonst ein Fehler von ihm gewesen wäre, Metz und Straßburg den Franzosen zu entreißen!

Seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen, Männern wie Moritz von Blanckenburg und Roon, erschien es nach 1870, als sei er ganz in das liberale Fahrwasser geraten, und sie schalten wohl über seine „Verdeutschung à tout prix." Er hingegen beklagte sich wieder bitter über die „Desertion der Konservativen." In der That aber blieb er, wie gewaltig er auch fortschreitend sich und Deutschland mit ihm wandeln mochte, auf den alten Bahnen. Preußische Staatsgesinnung war es, unter die er vergebens den Klerikalismus zu beugen versuchte, fridericianisch ebensosehr wie die Socialpolitik der achtziger Jahre: mit Friedrichs Beispiel hatte er auch diese Gedanken längst zuvor begründet.

Mochte er sich den Liberalen hingeben — dem specifischen Geist von 1848 blieb er so feindlich gesinnt wie je zuvor. Nur wenn sie diesen aufgaben, konnten jene auf seine Freundschaft rechnen. Die Konflikte der siebziger Jahre hatten darin ihren Ursprung, daß sie, die Besiegten, die von ihm Geschonten, die Kapitulanten, die Ideen, die er zu Hülfe gerufen, ihm aufdrängen wollten. Er aber wollte den Geist von 1848 nur dulden und fördern, wenn er sich ihm und der Idee seines Staates unterwarf.

Fert unda nec regitur: Die Woge trägt und läßt sich nicht lenken — in diesem Bekenntnis der Demut hat der Mann sein Wirken und Können zusammenfassen wollen, der, wie ihm unzählig oft nachgerühmt wurde, die Sehnsucht der Nation erfüllte und das Prophetenwort des Dichters wahr machte von dem Reiter, dem Nibelungenenkel, der den tollgewordenen Renner der Zeit mit eherner Faust und ehernem Schenkel beherrschen sollte. Es ist der Satz, zu dem sich die Größten und Mächtigsten, die wahren Herrscher noch immer bekannt haben, wenn sie sich als die Männer des Schicksals oder, wie Bismarck gesagt hätte, als Werkzeuge Gottes bezeichneten. Als er noch jünger gewesen sei, so hörte John Motley ihn einmal sagen, habe er sich für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorherrschend, und als übe er große Macht aus in der Welt.

Alles an ihm war gewaltig, auch der Zorn; er konnte hassen wie er liebte, mit der vollen Leidenschaft seiner Natur. „Ich habe nicht schlafen können,“ sagte er eines Morgens zu einem Vertrauten, „ich habe die ganze Nacht gehaßt.“ Und dennoch hat ihn, der keine Rücksicht kannte, wenn es der Idee galt, der er diente, der mit Ländern und Kronen und dem Schicksal der Millionen spielte, wie er es für gut fand, jenes Gefühl der Abhängigkeit, das bei ihm in tiefer Gottesfurcht wurzelte, oft gerecht und besonnen gemacht auch gegen seine Feinde und Rivalen. Er wußte, wir sahen es, sich in ihre Interessen zu versetzen, als wären es seine eigenen; auch sie unterwarf sein Urteil der allgemeinen, ehernen Notwendigkeit. Mit Humor und einem Gefühl fast wie Mitleid konnte er die Gegner betrachten, die er auf den Tod bekämpfte. „Haut doch die Polen,“ schrieb er an seine Schwester aus Petersburg, „daß sie am Leben verzagen; ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts andres, als sie ausrotten; der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott

geschaffen ist, wie er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann."

Man würde dem Mann, der sich als einen immer Lernenden bezeichnet hat, Unrecht thun, wenn man ihm dem Glauben an die Vollkommenheit seines Werkes beimessen wollte: und ein Blick auf unsere Parteien wie auf die deutschen Brüder jenseits der Grenzen, die wir opfern mußten, sollte das Reich geschaffen werden, genügt, um auch uns den Glauben zu nehmen, daß wir unter der besten der Verfassungen leben, und daß die deutsche Einheit bereits fertig sei. Wie über Luther, so sind auch über Bismarck zuweilen Stunden der Schwermut gekommen, in denen er über das Unglück, das er vieltausendfach geschaffen, klagte und nichts von Freude, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe in seinem Leben sehen wollte. Aber so wie der Reformator aus der Nacht der Trübsal und unter den Trümmern, die unter dem Anhauch seiner Lehre von den göttlichen Dingen ringsum sich häuften, sich immer wieder emporraffte und an den Glauben sich klammerte, der ihm das Heil war, so erwachte auch in Bismarck immer von neuem die Kraft des Schaffens und der Glaube, dem er lebte. Doktrinen gab er „außerordentlich wohlfeil." Man könne es so machen oder so, es gebe viele Wege, die nach Rom führen: „Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß; es wechselt alles; hier giebt es keine Ewigkeit." Er wollte auch der Zukunft ihre Rechte nicht verkümmern: man solle, sagte er, unsern Kindern und Enkeln noch etwas zu thun übrig lassen, sie möchten sich sonst langweilen. „Aber von dem Bau des Deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation, da verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehe und nicht bloß eine passagere Feldbefestigung nach einigen Seiten hin haben soll."

Seine volle Kraft hat er, seitdem er Preußen an die Spitze Deutschlands gebracht, für sein Werk eingesetzt, und zu allen Zeiten war auch ihm die Einigkeit der deutschen Nation das höchste der Probleme gewesen. In diesem Sinne durfte er mit Recht die Parteien im Reichstage auffordern, ihm einen einzigen Moment zu zeigen, wo er nicht nach dieser Richtung der Magnetnadel gesteuert habe, und darauf deutete er auch mit dem Wort von dem teutonischen Teufel, dem er allein verschrieben sein wollte. Dennoch hat er den Boden, auf dem er im Anfang gestanden, niemals verleugnet; und noch auf seiner Höhe, in dem Jahr der socialen Botschaft konnte er von sich schreiben: „Ich habe mich immer nur für einen Mann des Königs und des Vaterlandes ausgegeben." Damit brachte er gerade zum Ausdruck, daß die Gedanken, die

ihm aus seiner Heimat zugewachsen waren, in dem gemeinsamen Vaterlande Wurzeln geschlagen hatten, und daß sie es waren, die seine Schöpfung, Kaiser und Reich, recht eigentlich zusammen hielten.

Diesen Glauben, die Summe seines Wollens und Vollbringens, wollen wir als unzerstörbare Erbschaft in Treue bewahren. In ihm wollen wir an seinem Werke weiter arbeiten, heilen, was zerbrochen ward, und ausführen, was er unvollendet ließ. Und so schreite denn sein gigantischer Schatten durch das neue Jahrhundert hin, unsern Kindern und Kindeskindern voran auf dem Wege zur Vollendung der deutschen Einheit.

II.

Rede,*)

gehalten bei der Gedächtnisfeier der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 22. Dezember 1898.

Hochangesehene Festgäste!
Verehrte Kollegen! Liebe Kommilitonen!

Wir stehen heute nicht mehr unter dem ersten schweren Druck der Trauerkunde, welche, längst gefürchtet, uns dennoch vor vier Monaten mit dem jähen Schreck des Unerwarteten traf und im Innersten erschütterte. Die tiefe Bewegung, welche durch das deutsche Land ging, als die Rieseneiche des Sachsenwaldes brach und stürzte, hat sich gelegt, wie sehr auch immer noch der Schmerz nachzittern mag in den Herzen derer, die den großen Toten dieses Jahres liebten; in dem Lärm des Tages und seiner nie rastenden Geschäftigkeit verstummte die Klage, welche sich sturmgleich erhob, als die Todesnachricht von dem stillen Waldhause her die Welt durchzuckte. In ruhigerer Stimmung und mit freierem Urteil kann unsere Universität heute die Gedächtnisfeier ihres größten Sohnes begehen.

Schon erhebt sich vor uns, von ihm selbst geformt und auf den großartigen Hintergrund seiner historisch-politischen Ideenwelt gestellt, sein Denkmal in den reinen Äther geschichtlicher Betrachtung. Ein Bildnis, wie ihm noch keines je gesetzt wurde, und wie nur er es entwerfen konnte, ganz geprägt aus seinem Geiste, in der Größe der Auffassung, in der Freiheit und der Feinheit der Linienführung, und in jeder Zeile der wie in Erz gegossenen Gedanken. Ihm ähnlich hat nur noch Lenbach es verstanden, uns seine Gestalt lebendig zu machen.

---

*) Berliner Universitätsschrift; abgedruckt in den Pr. Jahrbb. Febr. 1899, gleichfalls mit einigen Änderungen.

Und ist es nicht in Wahrheit, als sähen wir die gewaltigen Augen und die tiefgefurchten Züge vor uns, wie sie des Künstlers Hand in den Bildern seines unsterblichen Freundes der Nachwelt festgehalten hat, wenn wir in diesem Buche lesen? So spiegelt sich auch in ihm dies große Leben wieder mit seinen Kämpfen und seinen Siegen, die heiße Leidenschaft und die verzehrenden Sorgen, die Einheitlichkeit, Tiefe und Klarheit seiner Politik, die Schlagkraft des Urteils, die Schnelligkeit des Entschlusses und jene Kunst der Berechnung, welche Gegenwart und Zukunft blitzschnell umfaßte, die stahlharte Energie, die mit der Wucht des Dampfhammers auf die Gegner niederfuhr und doch in jedem Augenblick der beherrschenden Einsicht gehorchte, der Zorn und Haß, ja der höhnende Ingrimm, womit der Erbarmungslose Neider und Rivalen über das Grab hinaus verfolgen konnte, und die das eigene Ungestüm bändigende Kraft des Charakters, der furchtlos freie Stolz und die vor dem Ewigen sich beugende Demut, und auf jeder Seite, in jedem Satze der Grund, auf dem er stand, die nie erschütterte Treue gegen den König, seinen Herrn, dem er diente, und gegen das Land, das ihn geboren — das alles aber in der festgefügten und gedankenklaren Pracht seiner von Geist und Leben funkelnden Sprache, ganz ungekünstelt und dadurch um so tiefer packend, durchblitzt von den Lichtern des Humors und der Ironie, Ausstrahlungen des in sich ruhenden Kraftgefühls, und überdeckt von jenem Hauch der Tragik und der Schwermut, der auf so vielen weltgeschichtlichen Helden ruht, welche das Leben ihres Volkes in neue Bahnen zwangen.

Der Treue dieses Bildes thun die Lücken nnd die Irrtümer keinen Abbruch, die fast in jedem Kapitel des Buches den Leser zum Widerspruche reizen. Wir wollen nicht sowohl die Zeitgeschichte daraus lernen, als ihn selbst verstehen. Und sie gehören zu seiner Charakteristik. Gerade in den Härten seines Urteils, in der Herbigkeit seines Tadels, der zornigen Verachtung und der schroffen Einseitigkeit, womit er die Parteien, seine Gegner und wohl auch seine Freunde behandelt, hat er sich selbst gezeichnet. „Zorn giebt Courage", so schrieb er seinem Freund Leopold von Gerlach, als er die feige Vorsicht des Ministeriums Manteuffel zur That anstacheln wollte. Er wäre niemals seiner Feinde Meister geworden, hätte er ihre Meinungen und ihre Absichten mit der objektiven Gelassenheit des Historikers beurteilen wollen. Nur indem seine Politik sich zur persönlichen Leidenschaft steigerte, konnte sich der Herrscherwille voll entfalten, der das Schiff durch den tosenden Sturm in den sicheren Hafen geleitet hat. Nur so verstehen wir das Ursprüngliche in ihm, das Germanische seiner Natur, nur so die Größe seines

Heldentums. Wir möchten nichts davon missen, so wenig wie wir die herben und schroffen Züge fortwünschen werden, welche die deutsche Sage ihren starkmütigen Recken verliehen hat, die ihm vergleichbar sind, dem grimmen Hagen von Tronje, der seinen Feinden ein schrecklicher Hasser, doch seines Königs Mann war bis in den Tod, und dem feueratmenden Dietrich von Bern, oder so wenig wir etwas hinwegnehmen möchten von den heißen Leidenschaften der Helden, denen die tragische Muse seines englischen Lieblingsdichters Unsterblichkeit verliehen hat.

So also wollen wir ihn zu fassen suchen, denn nur so werden wir dem Heros gerecht werden und ihn wahrhaft ehren. Der große Realist will realistisch und mit resolutem Pinselstriche dargestellt werden. Er, der sich frei erklärte von dem Laster der Love of approbation, der in sich selbst die Fähigkeit, fremde Größe zu bewundern, nur mäßig ausgebildet fand, verdient es, daß wir auch ihm gegenüber unser Selbst behaupten und ihm mit freier Huldigung nahen. Seine Erzgestalt würde nur verlieren, wenn wir ihr ein Mäntelchen, gewebt aus kritiklosen Phrasen, umhängen und in dem thränenweichen Ton einer Leichenrede ihm den Nachruf halten wollten. Wir wollen uns mit unserm Urteil auf den Grund furchtloser Wahrhaftigkeit stellen. Denn damit treten wir auf den Boden, in dem sein eigenes Wesen und Wirken wurzelte, und nur so handeln wir würdig dieser Stelle und des Geistes, in dem unsere Universität den Lebensodem ihrer Arbeit sieht.

Das Jahr, das uns den Schöpfer unserer Macht und Größe nahm und aller Gedanken noch einmal auf ihn richtete, hat uns noch eine große Erinnerung der nationalen Geschichte vor die Seele gerufen: den Versuch, den unsere Väter vor fünfzig Jahren machten, im Sturm der Revolution des Vaterlandes Glück und Größe im nationalen Staate zu zu erringen.

Bismarcks mächtige Gestalt und der Glanz seiner Siege haben diese Ereignisse verdunkelt, und es herrscht heute wohl eher die Neigung vor, über die Träumer und doktrinären Schaumschläger des Frankfurter Parlaments zu spötteln, welche mit Kammerdebatten und Majoritätsbeschlüssen das alte Deutschland aus den Fugen reißen und ein neues begründen wollten. Wer aber der Größe Bismarcks huldigen will und doch auch der Männer der Paulskirche gern gedenken möchte, pflegt von ihnen zu rühmen, daß der große Kanzler ihre Gedanken zur Wahrheit gemacht, daß er ihr Programm zur That gewandelt habe. Diese Illusion zu zerstören, sind die „Gedanken und Erinnerungen“ nun allerdings zur rechten Zeit gekommen. Denn sie zeigen den alten Staats-

mann jenen Gegnern gegenüber noch ganz in der gleichen Kämpferstellung wie vor einem halben Jahrhundert.

Und in der That, nichts kann verkehrter sein, als das Werk Bismarcks mit den Idealen der Paulskirche gleich setzen zu wollen. „Das ganze Deutschland soll es sein", so erscholl es in jenen Maientagen durch alle deutschen Gauen, als die Nation ihre Vertreter in die Wahl- und Krönungsstadt des alten Reiches sandte. Von Tilsit und der Königsau bis zum Südrande der Alpen, und von den Rebengeländen der Mosel bis zur March und Leytha kamen die Reichsboten dahergezogen. Der alte Arndt und sein Vaterlandslied, das war das Symbol, unter dem sie ihre Beratungen begannen. Sie wähnten, der Druck der öffentlichen Meinung, die Wucht des nationalen Willens würde stark genug sein, um die Dynastien und ihre Länder niederzubeugen und umzuformen, so wie sie es geboten; die Nation schien ihnen wie Wachs zu sein in ihren Händen; und, wie sie auch immer die Stellung des Parlaments zu den Territorien und zu dem regierenden Centralorgan, das sie schufen, definieren und den Druckpunkt verlegen mochten, wollten sie doch alle und zu jeder Zeit, daß der Wille der Nation das entscheidende Triebrad in der Verfassung würde. Wohl stellte es sich bald genug in tragischen Konflikten und erschütternden Katastrophen heraus, daß die Einheit des ganzen Deutschlands ein schöner Traum gewesen sei, und daß man den Brüdern aus Österreich Valet sagen müsse, wenn man einen in sich geschlossenen nationalen Staat errichten wolle. Aber auch dann noch, als sie bereits mit allen ihren Hoffnungen sich an den preußischen Thron klammerten, träumten die Ohnmächtigen von der Möglichkeit, ihn umstürzen zu können. Trug sich doch selbst ein so überzeugter Anhänger der erbkaiserlichen Partei wie Rümelin, der Realist, mit der Hoffnung, daß Preußen in seine Provinzen zerschlagen und gar keine Gesamtverfassung, sondern nur Provinzialstände bekommen, der König aber mit seiner Regierung nach Frankfurt übersiedeln würde. Solche oder ähnliche Gedanken hegten die Männer, welche Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anboten. So ernsthaft meinten sie das Aufgehen Preußens in Deutschland. Sie wollten Preußen deutsch, nicht Deutschland preußisch machen. Ihr Kaiser sollte mächtig werden über seine Mitfürsten, sich selbst aber mit der alten und neuen Krone dem Willen der Nation unterwerfen. In das vom Volke gewählte Parlament verlegten sie den Schwerpunkt der Macht und die Zukunft der nationalen Geschicke: es wäre die Form des parlamentarisch regierten Nationalstaates geworden, wie er zehn Jahre darauf jenseits der Alpen verwirklicht worden ist.

Hiervor hat Bismarck unsere Dynastien und die nationale Monarchie bewahrt. Und nun sehen wir wohl, weshalb er diesem Geiste bis ans Ende feindlich geblieben ist: weil er ihm feindlich war von Grund aus. Es war das kleine Deutschland, das er in dem neuen Bunde vereinigte, diesseits vom Böhmerwalde und den Alpen, die deutschen Fürstenhäuser, die in der Union Preußen verraten hatten, dieselben, die er in Frankfurt als die Bamberger mit einem Gemisch von Wohlwollen, Mißtrauen und Nichtachtung behandelt und deren Mehrheit er in dem deutschen Kriege unter den Feinden seines Königs gesehen hatte. Heute stehen sie, soweit er ihnen das Leben ließ, Schulter an Schulter neben der Krone Preußen, eng aneinander gedrängt, gleichberechtigt nach dem Maße ihrer Macht, aufs festeste mit dem führenden Staate vereinigt durch die Gleichartigkeit der Organisation und der Interessen, und zusammengeschmiedet durch die gemeinsamen Institutionen, welche das Recht und die Macht, die Wirtschaft und die Freiheit der Nation verbürgen.

Das ist Bismarcks Werk. Es ist klar, daß es gar nicht begonnen werden konnte, bevor das Programm der Paulskirche wie das von Erfurt zerrissen war. Die Erhaltung Preußens und seiner Krone war die Vorbedingung und Grundlage von allem, und Schonung der Eigenart eines jeden, soweit es das Ganze erlaubte, die notwendige Folge: dies System kennt nur Gleichberechtigung oder Vernichtung. In der Gesamtheit der deutschen Staaten liegt des Reiches Souveränität, und nicht, wie die Frankfurter wollten, in dem Volkshause, das vielmehr zum Tummelplatze geworden ist für alle die centrifugalen Interessen, welche einst das alte Reich auseinandersprengten oder bei der Ausbildung der neuen zu Tage traten.

So ist die Begründung und der Ausbau des neuen Deutschlands für Bismarck zu einem Kampf geworden mit dem specifischen Geist von 1848: in jeder Phase hat er mit ihm gerungen, und alle seine Erfolge sind zugleich Siege gewesen über diesen frühesten Gegner.

Doch war es nicht dieser, der ihn matt gemacht und ihm die schwersten Wunden geschlagen hat. Er hat den Männern von achtundvierzig in den Tagen der erbittertsten Kämpfe viel eher Verachtung als Zorn bewiesen. Denn diesen Widersachern gegenüber galt für ihn beinah dasselbe Wort, das er einmal auf sein Verhältnis zu Lassalle angewendet hat: „was kannst du armer Teufel geben!" Nur was sich wägen und zählen ließ, galt ihm als Macht. Damit rechnete er,

mochte sie auch nur ein kleines Centrum besitzen. Jene Gegner aber hatten ihm nichts entgegenzustellen, was ihm der Rede wert schien, nichts als ihre Träume und das, was sich die öffentliche Meinung nannte, „die tägliche Strömung, die in der Presse und den Parlamenten am lautesten rauscht, aber nicht maßgebend ist für die Volksstimmung, von der es abhängt, ob die Masse den auf regelmäßigem Wege von oben ergehenden Anforderungen noch Folge leistet." Mußte er in der preußischen Kammer, in dem „Hause der Phrasen", ihre Reden mit anhören, in denen sie ihm das Ziel der nationalen Freiheit und Größe wiesen und vor Mit- und Nachwelt ihr Wehe riefen über die verworrene und abenteuerliche Politik des „leichtsinnigen Spielers", so blätterte er wohl auf seinem Sitz in Zeitungen oder Akten, oder benutzte die „unfreiwillige Muße", um Verwandten und Freunden, etwa John Motley oder der Schwester, seiner „geliebten Malle", Nachricht von seinem Ergehen zu geben. So verdanken wir jenen stürmischen Sitzungen fast die köstlichsten seiner Briefe, sprühend von übermütiger Laune und fröhlichstem Humor, freilich auch oft voll Hohn und Sarkasmus über die „aufgeregten" Herren unter ihm und über „das unwürdige Gewerbe eines parlamentarischen Ministers". Er hat den Parlamentariern gegenüber immer etwas von der Stimmung behalten, die er einst zu Erfurt gegen Otto von Manteuffel in seinem Bericht über jenes Gespräch mit Heinrich von Gagern in das klassische Diktum kleidete: „Er hat mir eine Rede gehalten, als ob ich eine Volksversammlung wäre."

Wo gab es eine Zeit in der deutschen Geschichte seit der Reformation, in der die Seele unseres Volkes tiefer und mächtiger bewegt worden wäre, als in dem Zeitalter unserer Einigungskämpfe! Wann hat sie je voller zusammengeklungen, und wann seit Martin Luther hat sie reineren und erhabeneren Zielen nachgestrebt? Wie weit auch immer die Parteien auseinander traten, und wie heiß sie um den Besitz der Macht miteinander rangen, so strahlte dennoch am deutschen Firmament für alle das Ideal nationaler Größe, und eine jede unter ihnen behauptete, es auf ihre Art erreichen zu können und wahrhaft zu vertreten. Bismarck aber glaubt im Rückblick auf diese Kämpfe nicht an den Ernst ihrer Programme und Prinzipien. Er, der selbst als der Heißsporn einer Partei emporkam, will in den Fraktionen nichts mehr sehen als die Gefolgschaften ehrsüchtiger Condottieri, Haufen von Abgeordneten und publizistischen Strebern, welche mit ihrem Führer zur Macht zu gelangen hoffen. Hunger und Ehrgeiz, das Interesse der Besitzenden und etwa noch das Streben nach Absonderung, das man nach Belieben Egoismus oder Unabhängigkeit nennen könne, und worin er den Grund-

trieb der ganzen deutschen Geschichte erblicken möchte, sind ihm die Elemente des Parteilebens. Und so spricht er kaum von den parlamentarischen Stürmen, durch die er die Monarchie hindurchgeführt hat. Es ist fast, als habe er diese Kämpfe nie bestanden, als hätten solche Gegner kaum existiert, und als sei die Nation niemals in ihren Tiefen erschüttert worden. Kaum daß einer der Parteiführer genannt wird. Männer wie Twesten und Lasker, Bennigsen und der uns unter allen teuerste, unser Heinrich Treitschke, finden nur zufällig und nebenher Erwähnung. Die geistige Potenz der obern Zehntausend in der Presse und auf der Tribüne, schreibt er, sei von einer zu großen Mannigfaltigkeit sich kreuzender Bestrebungen und Kräfte getragen und geleitet, als daß die Regierungen aus ihr die Richtschnur für ihr Verhalten entnehmen könnten, solange nicht die Evangelien der Redner und Schriftsteller vermöge des Glaubens, den sie bei der Masse finden, die materiellen Kräfte, die sich „hart im Raume" stoßen, zur Verfügung haben. Erst dann trete die vis major ein, mit der die Politik rechnen müsse. Solange aber nur das Geschrei der rerum novarum cupidi in größeren Centren, das Emotionsbedürfnis der Presse und des parlamentarischen Lebens den Lärm machen, trete für den Realpolitiker die Betrachtung Coriolans über populäre Kundgebungen in Kraft, wenn auch in ihr die Druckerschwärze noch keine Erwähnung finde. Das Wort, mit dem das Haupt der römischen Aristokratie die hungernden Plebejer nach Hause scheucht, wirft er den Fraktionen und ihren Führen entgegen: Get you home, you fragments!

Die Bitterkeit der letzten Jahre, da der Gewaltige in seinem Walde einsam hauste, „so wie ein Drache einsam, den die Höhle gefürchtet macht, besprochen mehr, weil nicht gesehn," mag solchen Urteilen, welche uns fast erschrecken könnten, eine besondere Schärfe gegeben haben. Dennoch entstammen sie seiner innersten Natur. Aus ihnen spricht nicht bloß die kühle Berechnung des Realpolitikers, sondern sie atmen den Geist des Titanen: die Überkraft des Staatsgefühls und Machtempfindens, den gigantischen Herrscherwillen, den im Feuer der Lebenskämpfe gehärteten Stolz des Helden, der die Gefahren nicht sieht noch sehen will, und blind verachtend durch die Scharen der Feinde bricht.

> So wie Binsen tauchen
> Dem Schiff im Segeln, wichen ihm die Menschen
> Und schwanden seinem Streich.

Wenn aber Bismarcks Simsonskraft der Feinde Macht nicht sah, ist es doch nicht unsere Sache, sie zu leugnen; und epigonenhafte Verblendung wäre es, wollten wir in öder Imitierung seines Selbstbewußtseins

den Ernst seiner Gegner bespötteln und die Macht der Ideen bestreiten, deren Energie und Bedeutung an seinem Werke selbst sichtbar genug geworden ist. In der Täuschung über die realen Machtverhältnisse und in den Hintergedanken des Königs an Beifall und Popularität bei verwandten Fürstenhäusern, bei Parlamenten, Historikern und in der Tagespresse will Bismarck die Fehler der preußischen Politik im Jahre 1848 erblicken; und er möchte glauben, daß ohne sie und mit festerer militärischer Führung im März ein günstigerer Erfolg möglich gewesen wäre. Und nichts kann richtiger sein, als daß Hof und Regierung in Preußen unter dem Druck der Ideen handelten, welche die obersten Zehntausend der gebildeten Welt erfüllten. Wann hätte es je eine Revolution gegeben, in der nicht von diesen Schichten her Antrieb, Kraft und Richtung der Bewegung ausgegangen wären! Empörungen der großen Masse, der schwerfällig blinden Menge, die nichts als materielle Kräfte für sich hatte, haben allezeit nur kurze Dauer und ein klägliches Schicksal gehabt. Das mußten die armen deutschen Bauern erfahren, als sie, von ideenarmen Agitatoren verhetzt, sich in anarchischem Aufruhr blindwütend gegen ihre Pfaffen und Herren erhoben: wenige Tausend Soldknechte genügten, um ihre zuchtlosen Scharen auseinander zu jagen; zu Tausenden erlagen sie dem rächenden Schwert oder den Beilen ihrer fürstlichen Henker — und unaufgehalten, immer tiefere Kreise ergreifend, Staaten und Völker in seinen Strudel reißend, weltverwandelnd schritt über die Erschlagenen hinweg der Kampf der Ideen, der sich in der Weltverlorenheit eines sächsischen Klosters, in den seelischen Tiefen eines armen Mönchleins entzündet hatte. Nur diejenigen Revolutionen haben je und je gesiegt, in denen Ideen lebten, welche stärker waren an ethischer Kraft als die Gedanken, auf denen die alten Ordnungen ruhten. Darum sind es stets noch die geistigen Führer der Völker gewesen, mögen sie stammen, woher sie wollen, in deren Händen und Herzen das Schicksal ihrer Nation geruht hat. Wenn sich in ihrem Kreise das Irren und Schwanken über das Recht und die Kraft der überlieferten Gedanken regt, dann drohen dem Bestehenden die Gefahren, wenn ihre Herzen von den neuen Zielen des allgemeinen Lebens unterjocht werden, dann beginnt der Zeiten Erfüllung.

Das aber war die Lage in Deutschland vor fünfzig Jahren. Die Vis major war bereits da, obwohl sie weder die Bajonette hinter sich hatte noch die materiellen Kräfte der Masse. Die neuen Ideen, liberal oft nur der Form nach und erfüllt von den tiefsten, doch kaum erschlossenen Gegensätzen, hatten sich aus den alten, fesselnden Schranken gelöst und durchdrangen den Körper der Nation. Die Monarchie Friedrichs des

Großen, protestantisch und territorial geartet, war seit Jahren von ihrer Flut umrauscht gewesen, und selbst unter Friedrich Wilhelm III. nur mühsam und in ängstlicher Defensive ihrer Herr geworden. Noch unter ihm hatte sie, zum Frohlocken selbst der Liberalen, im Zusammenstoß mit der neukatholischen Partei die erste Niederlage erlitten. Niemals hätten die preußischen Könige freiwillig ihre absolute Krone aus den Händen gegeben. Aber der Geist der Zeit war mächtiger als sie. Unter seinem Einfluß stand auch der Sohn des alten Königs lange Jahre, bevor er die Krone überkam; seine ganze Entwicklung wurde durch das Emporsteigen der deutschen Idee bestimmt. Sowie er den Thron bestieg, ließ er ihr Raum, und durch die vorsichtig geöffnete Schleuse stürzten die Wogen mit gewaltigem Schwall und immer stärkerem Nachdruck in den sorgsam umfriedeten Bannkreis des alten Staates hinein.

Von dem geistigen Hochlande unseres nationalen Lebens her, den Kreisen Arndts und Steins, hatte der Strom seinen Lauf begonnen. Jetzt hatte er tiefere Regionen, wenn auch noch nicht die Niederung erreicht. Jede Hemmung verdoppelte seine Kräfte, und aus tausend Quellen des nationalen wie des europäischen Lebens floß ihm Nahrung zu. Der König und sein Hof, die Beamten und selbst der Adel, zumal die höheren Schichten, Kaufmannschaft und Fabrikanten, ja sogar gewisse Kreise der Armee (wann gab es liberalere Generale?) sympathisierten mehr oder weniger mit den größeren Zielen nationaler Politik.

Plötzlich erhob sich, von Süden her ansteigend und mit gewaltiger Schnelle der Sturmwind der Revolution. Da bedeckten in einem Moment die Wasser alles Land. Wer wollte in dieser Stunde noch widerstehen? Auf welches Programm hin sollte Widerstand geleistet, in welcher Richtung der Staat gesteuert werden? Angst und Sympathie, Ehrgeiz und Idealismus trieben alles zugleich in der einen Richtung vorwärts. Die alte Zeit war aus, und es galt neue Ziele und Wege zu finden.

In diesem Moment der allgemeinen Verwirrung — was that der Landedelmann zu Schönhausen? Als wäre der heimatliche Strom über seine Ufer getreten, als gälte es, die Pflicht des Deichhauptmanns zu erfüllen und mit den Nachbaren das landverderbende Element in seine Dämme zurückzuzwingen, so ruft der Junker von Bismarck seine Nachbarn und Freunde auf, um die Bewegung zurückzustauen. Er treibt die Bauern in Schönhausen an, die Spießbürger aus Tangermünde, die mit der schwarz-rot-goldenen Fahne in das Dorf gekommen sind, hinaus zu werfen, bewaffnet sie und seine Knechte mit Jagdgewehren und läßt eine preußische Fahne, das eiserne Kreuz im weißen Felde, lustig vom Turme flattern. Nichts Geringeres plant er, als an der Spitze seiner Bauern

dem Könige nach Berlin zu Hülfe zu ziehen. Ein Gutsnachbar will abwiegeln. Er erwidert ihm: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das thun, schieße ich Sie nieder.“ „Das werden Sie nicht“, meint jener. Bismarck aber: „Ich gebe mein Ehrenwort darauf, und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das.“ Er fährt nach Potsdam und bietet den Generalen sein Bauernaufgebot an. Er hofft dann vom Könige selbst den Befehl zum Handeln zu erreichen, wendet sich an die Prinzessin von Preußen, an den Prinzen Karl, eilt nach Berlin und sucht vergebens in das Schloß zu gelangen. Noch einmal bespricht er, nach Potsdam zurückgekehrt, mit dem alten Möllendorf und Prittwitz die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie sollen wir das anfangen?“ sagt Prittwitz. Bismarck, ohne weiter zu antworten, setzt sich an das geöffnete Klavier und klimpert darauf den Infanteriemarsch zum Angriff. Und nun planen die Drei wirklich, die Truppen aus den Provinzen gegen Berlin heranzuführen. Er selbst fährt nach Magdeburg, um General Hedemann zu überreden: er will den König ihm selbst zum Trotz aus der Revolution erretten.

Wahrlich, auf diesen Mann passen die Worte, mit denen in Shakespeares Drama Konsul Cominius den Eroberer Coriolis schildert:

Wie man sagt,
Ist Mut die erste Tugend, und erhebt
Zumeist den Eigner; ist es so, dann wiegt
Den Mann, von dem ich sprech', in aller Welt
Kein andrer auf.

Wochenlang verharrt der Edelmann in dieser Haltung stolzen Trotzes. Noch im Juni lehnt er eine Einladung des Königs schroff ab. Brüskierend fast tritt er darauf dem hohen Herrn auf der Terrasse von Sanssouci entgegen, und er ist, wie er selbst schreibt, hart genug, dem Prinzen von Preußen ein Gedicht vorzulesen, in dem der Schmerz und Ingrimm der Truppen über ihre Ausweisung aus Berlin nach dem Siege über die Rebellen einen erschütternden Ausdruck gefunden hatte:

Das waren Preußen, schwarz und weiß die Farben.
So schwebt die Fahne einmal noch voran,
Als für den König seine Treuen starben,
Für ihren König jubelnd Mann für Mann.
Wir sahen ohne Zagen
Fort die Gefall'nen tragen,
Da schnitt ein Ruf ins treue Herz hinein,
„Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein“.

Das war es, was ihn in seinen Tiefen erregte, das die Angst, die ihn zu dem Versuch einer Kontrerevolution antrieb, der Schmerz, der

ihn am 2. April im vereinigten Landtage, als er unter dem Lachen der Versammlung Protest erhob gegen die Adresse, die dem König den Dank für den Frieden mit seinem Volke aussprach, so furchtbar schüttelte, daß er in einen Weinkrampf ausbrechend die Tribüne verlassen mußte.

Der Verächter der Idee weint. Diese Thränen zeugen wider ihn selbst. Es gab also doch etwas, was den harten Realisten schmelzen, was ihn weich machen konnte wie einen Knaben. Das Land seiner Väter, Preußens Farben, die Krone Friedrichs des Großen sah er beschimpft und in den Staub getreten. Da empörten sich die Tiefen seiner Seele: seine Heiligtümer waren ihm zerbrochen. Das war die Welt seiner Ideen, die Traditionen, in denen er groß geworden war, in denen seine Seele lebte: die vaterländischen Erinnerungen, die altpreußischen Tugenden der Ehre, Treue, Zucht und Tapferkeit, die Krone Hohenzollerns sah er in Gefahr: Preußens Genius war in ihm durch die deutsche Revolution verwundet worden. Auch er konnte von sich sagen gleich jenem Römer, den die Vaterstadt, die er groß gemacht, in das Elend hinausstieß:

Ich liebe
Des Vaterlandes Wohl mit zart'rer Erfurcht,
Heiliger und tiefer als mein eignes Leben,
Mehr als mein Weib und ihres Leibes Kinder,
Die Schätze meines Bluts.

Hier rühren wir an den Kern seiner Persönlichkeit und an den Herzschlag seiner Staatskunst. Nicht der Kampf mit seinen politischen Gegnern, in dem es vielmehr dieser Löwennatur wohl ward, nicht die Überlast der Arbeit, die er spielend bewältigte, auch nicht so sehr die höfischen Friktionen und der Neid der Rivalen, so bitter er darüber geklagt, noch der Abfall seiner Freunde, wie schmerzlich er ihn auch empfunden hat, war es, was seine Riesenkraft am stärksten erschütterte: sondern, wie er selbst von sich schreibt, das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand, und die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung für einen Minister, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifizierte: Patriae inserviendo consumor!

Man hat viel Wesens gemacht von den deutsch-nationalen Empfindungen, mit denen der junge Bismarck auf die Universität kam, und die in der bekannten Wette mit einem amerikanischen Freunde auf die baldige Einigung Deutschlands ihren Ausdruck fand. Aber es ist doch kein Wunder, daß auch er sich einen Moment von der Flutwelle der nationalen Idee tragen ließ, die durch den Stoß der Julirevolution einen besonders starken Antrieb erhalten hatte. Wie bald trat bei ihm diese leise An-

regung vor den tieferen Elementen seiner Persönlichkeit zurück, die sich dann gerade im Widerspruch zu der Anmaßlichkeit entwickelte, mit der die nationale Bewegung das preußische Wesen zu bedrängen anfing. In der Epoche unserer Revolution stand er jedenfalls wieder ganz auf dem angestammten Boden. Wenn er damals an das stolze Gefühl der Nationalehre oder an die wahrhaft nationale Politik appellierte, so war es, wie er offen sagte, nur diejenige Preußens, für welche er eintrat. Von ihr aus war er sogleich bereit, nach dem Beispiel des großen Königs das preußische Schwert unter die Parteien zu werfen und mit oder ohne Österreich den Deutschen die Verfassung zu diktieren, unter der sie fortan leben sollten. Niemals hat er diesen Boden völlig verlassen; er hat in all den Jahren, da er mit Habsburg um die Vorherrschaft in Deutschland rang, bis zur Entscheidung in Böhmen hin, ja noch in den Tagen des Sieges ganz ernsthaft, wenn auch an zweiter Stelle, den Plan einer Theilung des österreichischen und preußischen Einflusses, das heißt die Zerreißung von Nord- und Süddeutschland erwogen; und der preußische Einschlag läßt sich in allen Epochen und Wandlungen seiner Politik, bei den größten Aktionen, ja in der Verfassung des neuen Reiches selbst bis in ihre radikalsten Bestimmungen hinein nachweisen.

Der preußische Staatsgedanke, das war das Programm, von dem er ausging, und kein Parteiführer ist jemals dem seinen treuer geblieben. Alle anderen Politiker, die Liberalen so gut wie die Reaktionäre, waren von Nebengedanken geleitet: er allein fragte nur nach dem Machtinteresse der preußischen Krone. Darum konnte er sich ohne Mühe frei machen von den österreichischen Überlieferungen und den romantischen Velleitäten seiner alten Partei, wie von allem Firlefanz legitimistischer Theorien. Alle andern waren durch eigene oder fremde Doktrinen in ihrem Glauben an die Kraft der preußischen Krone irre geworden: er allein hatte ihn bewahrt. Dieser war es, der ihn antrieb, seine schwachen Schultern unter den wankenden Staatsbau zu stellen, sowie er später den Riesenbau des neuen Reiches auf sich genommen hat. Dieser gab ihm sofort das rechte Augenmaß für die Realität der Verhältnisse, das jedermann in Deutschland verloren hatte. Er wußte, daß er auf dem gewachsenen Felsboden der preußischen Monarchie stand, von dem die revolutionären Fluten ablaufen mußten: er vertraute unbedingt der Treue der Armee, welche die Rebellen am ersten Tage niedergeschlagen hatte, und der altpreußischen Gesinnung gerade der niederen Schichten, zumal des Landvolks, unter dem er aufgewachsen und mit dem er als Gutsherr und Offizier kameradschaftlich verbunden war. Weil er sein Vaterland liebte, glaubte er an seine Größe, und durch den Glauben ward ihm die Erkenntnis.

Jahrhunderte hindurch hatte die Monarchie des großen Königs ein Sonderleben in der Nation geführt: hart und selbstsüchtig, je mächtiger sie wurde, war ihre Politik gewesen. Aber jeder Schritt, den sie vorwärts that, sei es auf deutschem Boden oder in die slavische Welt hinein, hatte sie mit den besten Kräften der Nation in Beziehung gebracht oder die Marken deutscher Macht und Gesittung weiter hinausgeschoben. Fridericianisch war auch Bismarcks Politik lange Jahre hindurch, und wir verstehen besser als er die beklemmende Angst, mit der die Patrioten, in deren Seele das Ideal deutscher Größe glühte, diese rücksichtslose Staatskunst begleiteten, welche allen ihren freiheitlichen und nationalen Programmen ins Gesicht schlug. Aber jeder Schritt, den der preußische Staatsmann in Deutschland und an den deutschen Grenzen vorwärts that, korrigierte die Widersprüche und Unmöglichkeiten der liberalen Politik, und erfüllte dennoch die nationalen Wünsche, welche die Revolution verkündigt und gefordert hatte. Wohl vertiefte sich der Widerstand der nationalen Parteien, je schroffer der herrische Minister die monarchischen und preußischen Gedanken betonte. Endlich aber mußte doch die Stunde kommen, die tausend Propheten verkündigt hatten, da die Nation die Gleichheit ihrer Ziele mit denen der preußischen Größe erkannte, und das Evangelium vom neuen Reiche in Bismarcks Sprache jubelnd durch ganz Deutschland hin verkündigt ward. Je höher die Flut gerade unter dem Druck seiner starken Hand sich angestaut hatte, um so mächtiger wurde sie, als nun die Linie überschritten wurde und unter der sicheren Hand des verwegenen Steuermanns das Schiff seines Staates in den vollen Strom hineinschoß. Um so brausender war der Jubel, der ihm folgte, und um so größer das Vertrauen der Nation zu dem Kurse, den er einschlug.

Und da ist auch ihm die Tragkraft der nationalen Woge deutlich geworden. Sie war es, die ihm in Nikolsburg den Kronprinzen, der sich immer von ihr hatte treiben lassen, entgegenführte, in jener Stunde, da er nach dem vergeblichen Ringen mit den dynastischen Tendenzen seines königlichen Herrn der Verzweiflung nahe war. Sie hat durch den Mund des Siegers von Chlum König Wilhelm die Konzessionen an Bismarcks nationale Ziele abgetrotzt, die er dem Minister, dem Kampfgenossen verwehrt hatte. Sie hat diesem geholfen, die fremden Mächte von seinem Werke fernzuhalten, mochte nun Furcht oder Sympathie dieselben dabei leiten. Sie lähmte die Rachegelüste Dänemarks und Habsburgs. Unter ihrem Druck zersetzten sich die alten Parteien und modelten sich um nach nationalen Programmen. Sie gewann ihm Millionen Herzen in den neuen Provinzen und in den besiegten Staaten Süddeutschlands;

alle Bänke des Reichstages füllten sich mit seinen Anhängern. Sie durchflutete unsere Jugend, und brandete in allen Erdteilen, wo immer deutsche Herzen schlugen. Von ihr gehoben, stimmten jetzt auf allen Kathedern die Professoren der Geschichte in den Jubel ein, allen voran ihr Chorführer, der Herold des neuen Reiches, der Unvergeßliche, Heinrich von Treitschke. In diesen Tagen fühlte sich Bismark selbst von der Gewalt der Strömung wie überwältigt und fast abgedrängt von seinem alten Boden, als er dem preußischen Partikularismus des Grafen Roon die alte Zeit vorhielt, da die Brandenburger ihren alten Namen mit dem der Preußen vertauscht hätten, und ihn auf die zukünftige hinwies, die, wie er zu Gott hoffe, kommen werde, „wo unsere Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer königlich deutschen Flotte und im königlich deutschen Heere zu dienen". Der Elementarkraft dieser Bewegung ordnete auch er jetzt jedes andere Ziel seiner Politik unter, und sein preußisches Herz durchdrang sich ganz mit der Idee des neuen Deutschlands. Das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Zukunft, die Gleichsetzung seiner persönlichen Ehre mit der des Vaterlandes übertrug er fortan auf seine Stellung zu der deutschen Nation. Von diesem Empfinden geleitet, nahm er am 13. Juli 1870 mit der Umredigierung der Emser Depesche das Schicksal unseres Volkes in seine Faust: zwei Minuten genügten ihm, um die Nation in die Schrecknisse des Krieges, in die Bahn unverwelklichen Ruhmes und auf den Weg ihres neuen Lebens zu drängen.

Da leerten sich die Hörsäle und die Werkstätten. Der Geist der Freiheitskämpfer kam über unser Volk. Er verscheuchte das klägliche Gelichter, daß sich ihm noch entgegenstemmte, in die hintersten Winkel; er führte die süddeutschen Brüder zu uns und bewährte auf hundert Schlachtfeldern germanische Kraft und Treue. Das waren herrliche Zeiten.

Es waren die frohen Tage, da Preußens Genius nach heißem Werben, lange gesucht und gemieden, sich der Seele Germaniens endlich doch vermählte.

Heute, nach mehr als fünfundzwanzigjähriger Ehe, sind diese Empfindungen einigermaßen abgekühlt. Und schon sind die Klatschbasen wieder bei der Hand, um über Zwist und drohende Trennung zu zischeln. Solchen Unkenrufen entgegen können wir auf die Lügenpropheten hindeuten, welche Jahrzehnte lang Unglück weissagten, weil alles in dem neuen Bauwerk auf den Einen zugeschnitten sei: giebt es heute wohl in aller Welt etwas, das fester wäre, als die Einigung der deutschen Fürstenhäuser, das Fundament, auf dem Bismarck das Reich errichtet hat? Auch mögen wir noch einmal daran denken, daß in dem

deutschen Territorialstaat, vorzüglich in Preußen, die besten Kräfte der Nation wirksam geworden sind, und daß vor allem Preußen jene Geistesmacht in sich aufgenommen hat, in der unser Volk zu Luthers Zeit seinen Lebensodem und den Schlußstein seiner wahrhaftigen Einigkeit erblickt hat. Freilich werden wir nicht vergessen, daß es immer noch die glorreichsten Zeiten Preußens gewesen sind, in denen die Unglücksraben ganz verschwanden und die geistigen Führer unseres Volkes seiner Staatslenkung am einmütigsten zugejubelt haben. Das Fridericanische Wort „Toujours en vedette“, das uns der erste Kanzler des neuen Reiches über das Grab hin zuruft, dürfte weniger noch den äußeren Gegnern gelten (denn wer unter uns würde diese fürchten?) als den inneren Feinden, die nicht bloß an den Grundmauern rütteln, sondern in allen Stockwerken hausen. Jedermann auf seinem Posten! Suchen wir denjenigen zu behaupten, den die Weisheit unserer Könige uns angewiesen hat. Er gehört nicht zu den geringsten. Denn uns vor andern ist die Pflege jener Gedanken anvertraut worden, die in den „Kern der Nuß und in das Mark des Weizens“ dringen, die das Lebensgeheimnis auch der politischen Macht enthalten: die geistigen Realitäten, ohne welche alle äußere Gewalt, und wäre sie auch, wie Luther schreibt, „aus aller Welt auf einen Haufen zusammengeschmelzet“, nur Schein und Schatten bleiben wird. Mag Bismarck auch mitunter in der Zeit haßerfüllten Kampfes oder in der Bitterkeit einsamen Alters das Augenmaß für dieselben getrübt worden sein: daß er es dennoch besaß, und daß er in ihnen das Lebensmark seiner Existenz erblickte, hat er hundertfach bewiesen. Er, der nicht begreifen konnte, wie ein Mann von Nachdenken über sich ein Leben ohne Gott ertragen könnte und es nicht lieber ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde, dieser Preuße, der es zum Verzweifeln hielt, wenn wir auf den Patriotismus mit unserer Seligkeit angewiesen wären, wußte, daß es etwas Höheres gab als alle Macht dieser Welt. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelte er in dem Gottesbegriff Martin Luthers. Und der noch als Greis sich eingeschworen nannte auf das evangelische Kaisertum deutscher Nation, der wußte, daß die Krone der Hohenzollern aus dem Staatsgedanken der Reformation ihre beste Kraft gewonnen hat.

In dieser Meinung wollen auch wir Preußen sein und bleiben, Männer, wie er, des Königs und des Vaterlandes. Die Zukunftsmacht der deutschen Nation, die Welt ihrer Ideen ist in unsern Händen. Hüten wir das heilige Feuer; nähren wir die Flamme, so daß sie sich reinige vom Rauch und himmelan steige; sorgen wir, soweit unser Leben und Können reicht, daß sie niemals verlösche.

I.

Gedenkworte,

gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins deutscher Studenten zu Leipzig

am 2. August 1898.

II.

Fürst Bismarck und das Haus Hohenzollern.

Abhandlung, November 1898.

III.

Rede,

gehalten bei der Gedächtnisfeier der Universität Leipzig in der Aula

am Totensonntag, 20. November 1898.

Von

Erich Marcks.

I.

Gedenkworte,

gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898*).

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen, in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin; der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr, wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der 83jährige, seit langem in Einsamkeit, in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt, — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unablässig, so lange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden; aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

---

*) Zuerst gedruckt in Velhagen und Klasings Monatsheften, September 1898.

Alle die größten Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet; Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an, und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen Grund monarchischer und religiöser Überzeugung gefunden hat, dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig und dann schöpferisch in sich die Forderungen seiner Nation und fügt sie schließlich in sein Leben und sein Wollen ein. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor: der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: er handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil er das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neuen Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine That der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen, schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die socialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltsschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gärt und tobt, er verarbeitet es in

machtvoller seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher und nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drängenden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen That. Und auch sie hat er noch vollbracht: die Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer, sittlicher und politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten oder Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal wurde er der Führer einer umwälzenden allgemeinen Bewegung; und zum zweitenmal hat er, im wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen; die großen Probleme des socialen Kampfes und der socialen Heilung hat er zuerst, nach seiner Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von neuem einte und beflügelte, blieb, so lange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste; er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwickelungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unauslöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung, bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man Größeres verkünden dürfte? Von wie wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien *unseres* Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Thaten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn vom Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dürfen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer

neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute, und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach: er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehe, und damit dem Erhabensten, wovon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind“, so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind“.

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus Einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf: daß wir Otto von Bismarck als den Unsern wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres,

immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig, als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so thöricht und klein wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff. Er hat zu jenen stärksten unseres Geschlechts gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem inneren Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm dennoch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und für uns gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur, weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat; und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperaments unter die Zucht des staatsmännischen Maßes, einer großartigen Selbstbeschränkung und weisen Besonnenheit beugte — sondern zudem und zumal, weil er so deutsch ist bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überspringt, und von zarter und schlichter Treue, wie er es besaß, an unseren besten und größten Deutschen kennen und ganz verstehen; weil diese Natur mit ihrem schöpferischen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfeslust ihre Wurzeln so tief in dem Boden des Gesunden und Allgemeinen, in dem Boden unserer Volksart hat; weil alles dies Große so echt und schließlich so einfach ist, daß unser Gefühl es nachempfindet, ohne über seine Gegensätze zu erstaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und stand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und dessen Früchte er, der Landedelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimischen

Natur, sodaß ein frischer Erdgeruch das ganze hohe Dasein auch des Staatsmannes, des Genius umwitterte; wie er so ganz in seiner Familie lebte, ein germanischer Mensch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauses, zart, innig und einfach in seiner Liebe, von der er doch bekannte, daß sie mit seinem Glauben zusammen die festeste gestaltende Kraft seines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu seiner Gemahlin, zu seiner Schwester gesprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles absichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernst: die tiefen Saiten seines Seelenlebens schwingen und klingen da so schlicht und so voll; wer diese Briefe liest, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, sein Wesen zusammenzusetzen und nachsinnend zu erläutern; wir wagen es in dieser Stunde nicht, einander die einzelnen Züge der Erscheinung, des Antlitzes zu schildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben wiedersehen sollen: aber in ihrem gesamten Bilde stehen sie uns allen doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir sehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigste waren, was unsere Zeit in einem Menschenantlitze zu schauen hatte, in diese Augen, von deren Blicken, wenn sie scharf auf dem anderen ruhten, sich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrscht fühlte — wir sehen ruhig und ohne Scheu in sie hinein: so löwenhaft sie sind, sie sind uns tief vertraut; wir fühlen es: er war unser.

Freilich, er selber ist er — und gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unseres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat so wenig zu rasten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, so lange ihm die Sonne noch schiene. Aber gewiß, nicht in dem harmonischen Gleichgewichte der Seele, wie es der höchste Mensch unseres humanistischen Zeitalters in sich selber, als Künstler und Weiser, ausgestaltet hatte; denn Bismarck war, so tief seine Bildung und seine Liebe in dem Kreise der goethischen Kunst ruhte, wahrlich kein Humanist. Der stürmische Drang seiner Persönlichkeit sprengte alle Fesseln des goethischen Ideals: er war der Genius der politischen Zeit, und seine Seele war politisches Handeln. Verstanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensschaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von seiner Welt, dem Schaffen und Herrschen, geschieden worden zu sein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen seiner wundervollen Ansprachen vom 80. Geburtstage auch bei Bismarck den Geist der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geist goethischen Greisenalters, der die stille Welt beruhigt zu seinen Füßen sähe. Das waren Augenblicke,

die auch bei Bismarck nicht selten sein mochten: aber sein Eigenstes enthielten sie nicht. Wie erschütternd klang seine Klage, daß ihm sein Leben in all dem Überschwange seiner Erfolge doch so wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genusse dieses Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geschick, protestierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt sich gegenüber sah, weiterstreitend für sein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — so hat er fortgelebt in seiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den starken Strom seiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greisentum, vielmehr aufrichtig und stolz, herb, kriegerisch, und doch ein unvergängliches Schauspiel: er blieb sich treu; in der Rastlosigkeit, „im Weiterschreiten fand er Qual und Glück," wie Goethes ewiger Held: er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Faust nur an dies Irdische geglaubt und in ihm allein sich hätte bethätigen wollen, sondern weil er es nicht lassen konnte, so lange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort strebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, so lange sein Herz noch schlüge — der Träger und die Verkörperung der höchsten irdischen Erlösung, die der Dichter unserer Welt dereinst ersehnt und vorgehalten hatte: im Anfang war die That.

So ist er gewaltig und ganz er selber gewesen, bis in seinen letzten Tag. Eine Erscheinung von persönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert seit dem ersten Napoleon keine gesehen hat; und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menschenalter hindurch war er der Ausdruck, der Gestalter seiner Zeit; wir haben das Gefühl, daß sie nicht nur für Deutschland, daß sie für Europa das „Zeitalter Bismarcks" bleiben wird, und daß wir die Epoche von 1870 erst mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt waren, den Genius so leibhaft unter uns, vor unseren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geschlechtern den Umgang mit den Heroen der Menschheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieser Neid einst gelten: das sagte sich dankbar jeder, der einmal, erschauernd und erhoben, Angesicht gegen Angesicht, vor diesen ersten unter den lebenden Menschen treten gedurft.

Otto von Bismarck wurzelte in festbestimmtem Boden, in einer festbestimmten Epoche; seine besondere Art, seine besonderen Schöpfungen sind, wie alles Irdische und wie seine Lebensdauer selbst, zeitlich begrenzt: sie sind wandelbar, sie sind sterblich. Wer könnte sich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein

gutes Stück seines Lebens ist dennoch ewig. Wann hat ein Einzelner sein Volk so überschwänglich reich und mit so innerlich gefesteten Gaben beschenkt? Was er zum Abschluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und starker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geschaffen, durch sich selber fortdauern wird; sein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unseres Vaterlandes selbst. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie sie vollendet ward, das ist sein Werk, und tief hat sich sein Wille und sein Wesen in sie hineingeprägt: so lange jene besteht, und mag sie auch weiter- und umgebildet werden, so lange wirkt auch sein Eigenstes in ihrem Gefüge und ihrem Geiste mitbestimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die Lehre seines Daseins zu Grunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle seiner Kraft und seines Ernstes, sein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter seines Staates und seiner Einheit ergreifend durch Wort und That an das Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geist, Willen und Strenge in unser aller Leben gepflanzt, den Geist der Wirklichkeit, der Treue, der Entschlossenheit, der in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Bethätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen jegliches Geschlecht, mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampfe, bei dem das Wort des Widerstrebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, so lange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davontrugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre

den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiter wehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns stähle für den Kampf des morgenden Tages, den sein Auge nicht mehr schaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft sein Geist des Mutes, der Verantwortung, der Thatkraft, des großen Willens uns weiterführe, auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen doch das Licht der alten Sonne weiterscheinen muß. Wir können nur unsere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieses vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu stärken haben an diesem Bilde menschlicher und deutscher Erhabenheit. Er wird uns begleiten, — so wie in diesen ernsten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt wir ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in diesen Tagen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlassen mußte; mit allem Stolze des Gefühles, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menschlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die sich weiter und weiter entfalten müssen, lange über unser persönliches Dasein hinaus.

Wir nehmen von dem Gestorbenen Abschied — einen Abschied, bei dem wir dennoch wissen, daß Bismarck der Unsere nun erst recht bleibt und daß sein Besitz, den der Kampf seiner Lebenstage unmittelbar auf die beschränkte, die ihm anhingen, sich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unserer Nation, und dem Ganzen muß seine Nachwirkung und muß sein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiedersehen: ein Wiedersehen inmitten unserer Welt, in der wir ihn treffen sollen, alle Jahre und alle Tage: so lange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unser Auge gesehen und unser Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem sagen wir heute, in den Tiefen unserer Seele erschüttert, unser Fahrewohl.

II.

Fürst Bismarck und das Haus Hohenzollern*).

In diesem Jahre der Trauer, in dem die Gestalt des ersten Kanzlers nicht nur, wie sie es immer that und immer thun wird, in jede allgemeine Entscheidung unseres nationalen Lebens kämpfend und wirkend hineinragt, sondern an jedem Tage alle Blicke auf sich lenkt; in dieser Zeit eines unablässig erneuerten Gedenkens, da die Reihe der Nachrufe kein Ende nimmt und die Persönlichkeit oder das Werk des großen Verstorbenen oder die einzelnen Seiten seines Wesens und Handelns immer wieder geschildert, untersucht, gewürdigt werden, so gut es uns die räumliche Nähe und die notwendige Beschränkung des Blickes und des Empfindens heute erlaubt: da mag dieses Jahrbuch, indem es Otto von Bismarck auch seinen Trauergruß darbringt, vor allem auf das Verhältnis sein Auge richten, das für Bismarcks ganzes Dasein doch wohl das eigentlich grundlegende heißen muß, sein Verhältnis zum Hause Hohenzollern. Wie oft hat er in den Gesprächen, die uns überliefert worden sind, gerade dieses Verhältnis erörtert, derart, wie ihm

*) Aufsatz aus dem Hohenzollern-Jahrbuch Band II, verfaßt im November, erschienen im Dezember 1898 und hier mit freundlicher Erlaubnis der ersten Verleger (Giesecke und Devrient) wieder abgedruckt. Ich habe, als ich diese Abhandlung schrieb, die Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck sowohl wie den voranstehenden, im September erschienenen Nachruf von Max Lenz gekannt. Es sei mir hier erlaubt zu bemerken, daß meine Hauptgedanken, die sich mit denen von Lenz so vielfach berühren, dennoch von ihm so unabhängig sind wie die seinigen von mir; auch ich habe die entscheidende Bedeutung des preußischen Grundzuges in Bismarck seit Jahren immer scharf betont. Die akademische Rede (III) ist unmittelbar nach der Abhandlung und ursprünglich nicht mit der Absicht der Herausgabe entworfen worden; gewisse Anklänge und Wiederholungen, die sich daraus ergaben, habe ich, der Absicht dieses Buches gemäß, bei ihrem Wiederabdruck nicht zu beseitigen brauchen. Im ganzen weichen Abhandlung und Rede doch weit genug von einander ab.

die Stimmung des Augenblicks, in Hingabe oder Widerspruch, zwanglos über die Lippen floß; die Tagebücher Buschs haben solche Äußerungen soeben wieder reichlich auf den Markt geworfen, und der Streit der öffentlichen Meinung hat sie lebhaft genug aufgegriffen. Bald werden wir in seinem eigenen Vermächtnisbuche lesen, wie er als Achtzigjähriger seine Beziehungen zu seinen verstorbenen Herrschern ansah und wie er sie der Geschichte zu überliefern wünschte. Da wird er zumal die subjektive Seite jenes Verhältnisses behandeln: seine Empfindungen, das was ihm bewußt ward, was er wollte und that und erfuhr. Es hat noch eine andere, objektivere besessen: auch unabhängig von Bismarcks Willen und seinem Bewußtsein hielten ihn die Bande umstrickt, die ihn mit seinem Königshause verknüpften. Auf beides möchte ich hier hinweisen, so, wie es sich mir heute darstellt; und es wird nicht die schlechteste Huldigung sein, die man dem Gewaltigen weihen kann, wenn man so die Kräfte des Allgemeinen hervorhebt, die in seinem Dasein stark waren, es umspannten uud es beinahe lenkten.

Das ist ja unter den seelischen Rätseln, die dieses mächtige Leben aufgiebt, das packendste und wohl auch das feinste: wie sich in ihm die persönlichen und sachlichen Elemente zu einander verhielten, miteinander stritten und sich vertrugen — die höchste persönliche Selbstherrlichkeit und die getreueste sachliche Hingabe, der titanische Drang, sich durchzusetzen, und die Anerkennung unweigerlicher Gebundenheit. Denn beides war in ihm vorhanden und beides in einer Stärke, die ihresgleichen sucht. Unser reiches Jahrhundert hat seit Napoleon I. keine Persönlichkeit von so erdrückender eigener Kraft und keine von höherem Bewußtsein ihrer Überlegenheit hervorgebracht. Fürst Bismarck ragte über jeden der Kreise, in die ihn sein Leben hineingestellt hat, weit hinweg; er empfand sich überall als den ersten, den Führer von Natur wegen. Er war nach dem Reichtum und der Größe seiner Anlage ein Herrscher in dem allseitigen und persönlichen Sinne Friedrichs II.; gewiß, er hätte, wenn er zu solcher Stellung geboren worden wäre, nicht nur die innere und äußere Politik seines Landes gelenkt, wie er es gethan hat, er hätte auch seine Heere selber geführt und nach aller Wahrscheinlichkeit, wie sein Wesen und seine gelegentlichen militärischen Leistungen sie ahnen lassen, wäre er ein Feldherr großen Stils gewesen. Alle diese Kräfte drängten sich in ihm, unerschöpflich, immer von frischem zu Tage; und wo sie in ihrer Bethätigung innerhalb der Welt auf Hemmnisse oder Widerstände trafen, da erhob sich sein Groll, sein Stolz, sein anklagendes und verdammendes Urteil immer wieder in heller Leidenschaft. Es gehört zu den gewaltigsten Äußerungen

seines Wesens, wie er da zürnte und kämpfte, die Gegner oder die lähmenden Genossen schroff beiseite schob, wie er sich Raum brach, ob auch mit zerstörender Gewalt. Hört man ihn selber von seiner Geschichte erzählen, wie er es so oft gethan hat, so klingt es fast, als hätten diese persönlichen Gegensätze in ihr die wichtigste Stelle eingenommen. Wie andere seinesgleichen hat er eben sich selber und sein Werk miteinander verschmolzen: die Feinde seines Staates wurden ihm seine Feinde, und in dem persönlichen Gegner wiederum sah er auch den Gegner seines Vaterlandes. Wenn der große Hasser in solchen Stunden der Erregung, im Streite oder im Rückblicke auf den Streit, seine Urteile aussprach, haben sie sicherlich oft schneidend scharf gelautet; er hat dann an Einrichtungen und Menschen das Schwache und Sterbliche allein betont und scheinbar allein anerkannt; und solche, die ihn ergründet zu haben vermeinten, haben gelegentlich in ihm selber nur die Souveränität der genialen Persönlichkeit, aber nicht den Glauben an die sachlichen Gewalten, nicht die Unterordnung unter die allgemeinen Mächte für echt halten wollen. Ganz gewiß mit großem Unrecht. Beides war in ihm, und beides gleich echt und gleich groß; die Widersprüche, die in jeder Menschenseele sind, erfüllten auch die seine, nur daß sie in dem Genius in das Riesenhafte gesteigert waren; wer nur das eine oder nur das andere in ihm sehen will, begreift ihn nicht. Unabläſsig, bis an sein Ende, ist aus der ungeheueren Spannung seiner Natur der Funkenregen von Spott und Zorn sprühend hervorgebrochen; aber die Kräfte, die in ihr aufgehäuft waren, ordneten sich immer den sachlichen Aufgaben ein und unter, und noch gewaltiger als aller Drang des Persönlichen war in Bismarck die Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung, die Hingabe in den Dienst jener Mächte, die er außerhalb seiner Persönlichkeit und über ihr walten sah, die Weisheit und vor allem: die Treue. Erst diese Mäßigung hat ihn zu seinen größten Schöpfungen befähigt und hat ihnen Dauer verliehen; erst diese Unterordnung hat ihm den Mut gegeben, das Höchste überhaupt zu wagen. Ihm hat der Glaube an seinen persönlichen Gott den Schicksalsglauben reicher und schöner ersetzt, der anderen Genien der That die unentbehrliche Stütze auf dem gefahrvollen Wege in das Dunkel furchtbar folgenreicher Entschlüsse war: ein lebendiger Glaube, der sein ganzes Dasein im kleinsten wie im größten umschloß und durchdrang und der seinem eigenen Gefühle doch offenbar als die erste und stärkste der allgemeinen Kräfte, die ihn beherrschten, erschienen ist. Seinem Glauben hat er auch die andere, von der hier zumal gehandelt werden soll, tief untergeordnet, seinen Royalismus. Was mache ihn zum Königsdiener als allein seine

Religion? so hat er wohl einmal im bewegten Gespräche gefragt und dem Gedanken der Monarchie an sich die verpflichtende Gewalt über sein Inneres bestritten. Er selber hat freilich zu anderer Zeit mit gutem Rechte abgelehnt, bei flüchtigen Augenblicksäußerungen festgehalten zu werden; und daß seine Königstreue ihre Stärke nur aus dem religiösen Boden ziehe, darf man, sogar ihm selber gegenüber, gewißlich bestreiten. Roon, der ihn gut kannte, fand ihn auf einem der Höhepunkte seines Daseins, im Jahre 1871, „vor allem ganz ‚kurbrandenburgischen Vasallen‘, voll Hingebung und Verehrung“. Und die Grabschrift, die Fürst Bismarck sich selber gewählt hat, das Wort von dem „treuen Diener“, spiegelt wohl zunächst die Stimmung seiner letzten Jahre wieder; aber sie ist nicht bloß, nach seiner ganzen Natur, sicherlich rückhaltlos aufrichtig, sie wiederholt zugleich eine Formel, die er früher bereits oft genug gebraucht hatte: diese Treue schien ihm in der That, als wirkendem Manne wie als Greise an der Schwelle der Ewigkeit, der beste Ausdruck für den Inhalt seines Lebens zu sein. Sie war ihm die stärkste seiner irdischen, mindestens seiner politischen Empfindungen; sie wies ihn selber und sie weist die historische Betrachtung über seine eigene Zeit in die Jahrhunderte hinauf.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Juni 1852 den jugendlichen Diplomaten, der soeben noch lediglich konservativer Parteimann gewesen war, nach Wien entsandte, empfahl er ihn an Kaiser Franz Josef in einem eigenhändigen Briefe. „Es ist der Herr von Bismarck-Schönhausen. Er gehört einem Rittergeschlecht an, welches länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von jeher und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat.“ Die Auffassung des königlichen Romantikers, dem Bismarck vor allem der Legitimist war, hat wohl niemals auf den wirklichen Bismarck ganz zugetroffen. Bismarck hat das vorhohenzollerische Alter seines Hauses wohl einmal im Gespräche halb spielend betont und hat es in einem berühmten Briefe an Ludwig II. von Bayern, als den Nachkommen der wittelsbacher Markgrafen, denen sein Haus dereinst bereits im 14. Jahrhundert gedient habe, verwendet, weil er sich davon eine seelische Wirkung auf den königlichen Leser versprach. Er selbst aber hat von grundsätzlich allgemeinem, gar von romantisch verklärtem Legitimismus schwerlich je etwas in sich verspürt: Seinem Fürsten allein wollte er treu sein bis in die Vendée. Und wenn er sich Wilhelm I. gegenüber auf die Vasallentreue berief, die auf dem Grunde seines Empfindens schlummere, so hat er stets die Treue des preußischen Offiziers gegenüber seinem Kriegsherrn ergänzend und bestimmend danebengestellt. Sein historisch legitimistisches Gefühl, scheint mir, ging immer nur bis

auf die Hohenzollern, und eigentlich wohl immer nur bis in die Zeiten des preußischen vielmehr als des brandenburgischen Staates zurück; auch dieses wie jedes Gefühl war in ihm mit realistischem, greifbarem Inhalte angefüllt. Und nur, indem er seinem jungen „Freunde und Diener" „einen ritterlich-freien Gehorsam" nachrühmte, traf Friedrich Wilhelm in seinem 1852er Briefe wirklich das für jenen Bezeichnende. Was aber diese „ritterliche Freiheit" des Gehorsams historisch bedeutet, das tritt aus einigen Mahnworten, welche der erste Friedrich Wilhelm in seinem politischen Testamente von 1722 zu Nutz und Frommen seines künftigen Thronfolgers aufgezeichnet hat, mit einer derben aber treffenden Deutlichkeit hervor, die seinen mystisch zart empfindenden Urenkel verletzt haben würde. Da werden die Edelleute der verschiedenen Landschaften des Königreichs charakterisiert: die pommerschen und brandenburgischen sind treu wie Gold, wenn sie auch zum Teile gern raisonnieren; aber die Ostpreußen, die Magdeburger und Altmärker, und die Rheinländer sind noch voll altadeligen Trotzes, und unter den gefährlichen Familien in der Altmark nennt Friedrich Wilhelm I. neben den Schulenburgs und den Alvenslebens auch die Bismarcks: die drei sind „die vornehmsten und schlimmsten". Sie sind ungehorsam und leichtfertig gegen ihren Landesherrn: „mein lieber Successor muß sie den Daumen auf die Augen halten". Und er muß sie alle erziehen, die Guten begünstigen, die Söhne im preußischen Dienste halten, sie Kadetten und Offiziere werden lassen.

Welcher Wandel der Zeiten! Der größte der Junker, der stets seinen adeligen Stolz und auch ein gutes Stück von dem alten adeligen Trotze in der Seele bewahrt hat, ist der größte aller Diener der Hohenzollern geworden. Die Zucht des Königshauses und seines Staates hat aus den widerspenstigen Edelleuten die besten Stützen des preußischen Thrones gemacht; sie hat diesen Adel erzogen, erhoben und dem Ganzen eingefügt. Die alten Nebenbuhler um die Macht, Junkertum und Königtum, sind eins geworden; im Jahre 1862 konnte „der Herr von Bismarck-Schönhausen" seinem verzagenden Monarchen die Versicherung geben, solange noch ein altmärkischer Edelmann auf der Welt sei, solle man nicht sagen können, daß der König von Preußen keinen Diener mehr finde.

Das ist der Boden, auf dem Bismarcks Leben sich bewegt hat, die Welt, in die er hineingehört · der preußische Staat, von den Hohenzollern geschaffen. Ihre Arbeit führt er weiter. Die hohenzollerische Geschichte, wie wir sie jetzt durch die Jahrhunderte hin als eine Einheit sehen, in der Frühes und Spätes mit einander in fester Beziehung steht, ist künftighin undenkbar ohne ihn, und er, natürlich, ist undenkbar ohne sie.

Der Zusammenhang mit der Geschichte seines Königshauses tritt bereits

in allem Äußerlichen sofort zu Tage; ich deute auf einiges davon hin, ehe ich in die eigentliche Tiefe jener Schicksals- und Wesensgemeinschaft hinabsteige.

Heinrich von Treitschke hat darauf aufmerksam gemacht, wie vollkommen sich in der Erfüllungszeit von 1864—71, in den drei Kriegen, die Kämpfe der drei größten Epochen der früheren preußischen Geschichte wiederholen: 1864 nimmt das Werk des großen Kurfürsten, die Befreiung unseres Nordens, 1866 das des großen Königs, den Zweikampf mit Österreich, 1870 das der Befreiungskriege, die Abrechnung mit Frankreich, auf und führt es jedesmal zu abschließendem oder vorläufigem, sicher zu vollerem Ende als je zuvor. Die Gegner sind die alten, die Aufgaben sind frühe gestellt; und Preußen selber hat einfach die Richtung fortgesetzt, die es von Anfang an her eingeschlagen hatte. Bildet doch auch der hundertmal gefeierte Aufstieg vom Kurfürsten des 17. zum Könige des 18. und zum Kaiser und Kanzler des 19. Jahrhunderts eine Reihe, die uns nachträglich wie etwas logisch Natürliches erscheinen möchte: auch hier die konsequente Weiterverfolgung des einmal gewählten Weges. Gleiche Ähnlichkeit hat man wohl im politischen Verfahren der drei großen preußischen Staatsmänner während ihrer ersten und entscheidenden europäischen Aktionen beobachtet: den Anfängen Friedrich Wilhelms im nordischen Kriege von 1655, Friedrichs II. im ersten schlesischen, Bismarcks im dänischen Kriege. Jedesmal dasselbe Spiel zwischen den großen Mächten, in deren Mitte Brandenburg-Preußen durch seine geographische Lage versetzt ist; dieselbe charakteristische Mischung kühner Unternehmungskraft mit geschmeidiger Rücksicht auf eine an sich überlegene Umgebung. Der Kurfürst und Bismarck haben es beide fertig gebracht, mit den eigentlichen Feinden ihres Staates zusammenzugehen, jener mit Schweden, dieser mit Österreich, durch sie zu gewinnen und dann doch im richtigen Augenblick das zugleich hemmende Band wieder zu zerreißen, sich gegen sie zu kehren; und auch in König Friedrichs wechselvoller Haltung begegnen verwandte Bestrebungen. Allen dreien ist die Aufgabe gemeinsam, die eben aus jener centralen Lage ihres Landes hervorgeht; sie müssen nach allen Seiten zugleich blicken, und ein festes System einzuhalten, in dem sie ein für alle Male verharren könnten, wie es Staaten mit gedeckter Stellung, Staaten wie England und Rußland in gewissem Sinne vermögen, ist ihnen nicht gestattet. Schwerlich wird auch in Zukunft ein Erbe ihrer, wie immer erweiterten, Aufgaben von diesen Grundbedingungen deutscher Politik frei werden. Und zugleich spiegelt sich in ihrem Verhalten die Entwickelung zur Großmacht: der Kurfürst hat mit schwachen Hilfsmitteln begonnen, die erst allmählich wuchsen; er war nur der Herr eines kleinen Staates, und

er hat durch tastende List und durch rücksichtslos jähes Abschwenken ersetzen müssen, was ihm an eigener Macht noch fehlte. Er hat dann in seinen alten Tagen lange abwarten müssen, ehe er sich aus den einträglichen Fesseln Ludwigs XIV. löste; nur die Wucht seiner gewaltigen Natur, seines hohen Ehrgeizes verschaffte ihm bereits ein Gewicht in der europäischen Welt; zu senken vermochte er die Schale noch nicht. König Friedrich hat schon anders dareinfahren können, vom ersten Jahre seiner Regierung an, und nach dem Siebenjährigen Kriege bildete er wirklich das Zünglein der europäischen Wage — aber auch er doch noch immer abhängig, gefährdet und sorgenvoll genug. Otto von Bismarcks Politik stützt sich von Anfang an auf das große, soeben reorganisierte preußische Volksheer, sie schreitet fester und sicherer daher als die der beiden Vorläufer. Aber auch sie sucht sich in ihren ersten Jahren mühsam, mit Hilfe des Gegners, die Bahnen, und wenn sie später Europa überragt und bis zu einem gewissen Maße beherrscht hat, unendlich machtvoller, als es der alte Fritz vermochte — um die Sorge vor drohenden und vielleicht überlegenen Gegenbünden ist auch sie niemals herumgekommen: auch das starke neue Deutschland, das hat der greise Kanzler bis zuletzt so oft wiederholt, muß, im Herzen des bewaffneten Europas, umringt von dessen großen nationalen Staaten, die Anlehnung sichernder Bündnisse suchen. Die Lebensarbeit des Reichsgründers blieb somit umschlossen von denselben Forderungen, die einst in den kleineren Verhältnissen seine Vorgänger beschäftigt haben; er steht auch hier in der Reihe und hat von jenen bewußt oder unbewußt übernommen und gelernt. Und gemeinsam blieb ihnen auch, gottlob, das letzte und höchste Wort, das, über alle Nebenmittel weit hinweg, durch alle Gefahren hindurch, alle Größe Preußens doch erst erklärt: das Wort, das Kurfürst Friedrich Wilhelm 1667 in seinem politischen Testamente aussprach, das aus der Geschichte Friedrichs II. glorreich wiederklingt und das der Kanzler in der Vermächtnisrede vom 6. Februar 1888 seinem vollen Sinne nach wiederholt hat, nur er freilich mit dem besseren Rechte der trotz aller Feindschaften stolz in sich selber ruhenden Großmacht: Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte sind noch besser.

Gewiß, mit allem Starken und Lebendigen aus der Vorgeschichte dieses Staates und seines Königshauses hängt so die Geschichte Bismarcks unablösbar zusammen; es ist immer derselbe Fluß, das eine Mal noch schmal und seiner Quelle nah, später gewachsen, zuletzt verbreitert zum mächtigen Strom. Aber das wahrhaft Bezeichnende liegt doch nicht so sehr in dieser Ähnlichkeit der allgemeineren Aufgaben und des politischen Verfahrens: es liegt in der Gleichheit des Wesens selber, und in der

Gleichheit gerade der wichtigsten und persönlichsten Ziele, die den Fürsten Bismarck mit dem alten Preußen und zumal mit dem bedeutendsten aller Hohenzollern innig verknüpft hielt, mit Friedrich II.

Denn trotz allem Scheine vom Gegenteil ist es wahr: der große Minister des 19. Jahrhunderts wurzelt in dem Wesen der altpreußischen Monarchie, in dem Systeme des großen Königs. In dessen Regierung hat ja, nach einem Jahrhundert schöpferischer Vorarbeit, das alte, absolutistische Preußen seine vollste Ausbildung und seinen höchsten Abschluß gefunden. Der Staat liegt in der Hand des Herrschers, der sich, in schroffer staatlicher Selbstsucht, aber in voller persönlicher Hingabe, unter dem Zeichen der Pflicht und der inneren Verantwortlichkeit, mit ihm gleichsetzt. Ein straff zusammengefaßter Staat, dessen Kern Einheit und Autorität ist; ohne solche bindenden und zwingenden Kräfte vermöchte das Gebilde dieses langhingestreckten, äußerlich unzusammenhängenden Preußens gar nicht zu bestehen. Ein Staat, geschaffen und fortdauernd geleitet durch den Herrscherwillen; das mächtigste Organ die Armee, an deren Entstehung und Vergrößerung, Erhaltung und Bethätigung sich alles übrige staatliche Leben angeschlossen hat; neben ihr das Beamtentum Friedrich Wilhelms I., gleichmäßig aufgebaut, durch den König erzogen und beseelt, mit allen Aufgaben umfassender Staatsthätigkeit, der erleuchteten Staatsfürsorge des aufgeklärten Absolutismus betraut. Der Staat nimmt im allgemeinen Leben der Bevölkerung jede Pflicht und jedes Recht für sich in Anspruch; er will dieses Leben wirtschaftlich und social regeln und verbessern; er erkennt keine Gewalt über sich oder neben sich an. Es war ein System von harter Ausschließlichkeit und starker Wirkungskraft, der letzte und höchste Gipfel eines Weltalters europäischer Verfassungsgeschichte; es ist lebendig geblieben, so lange die persönliche Leitung, auf die hier alles eingerichtet war, lebendig und schöpferisch blieb. Unter König Friedrich war das noch der Fall, obwohl das Alte ringsum in der Welt, und im stillen auch in Preußen, sich bereits zu wandeln und abzubröckeln begann. Der König übte noch alle Wirkungen, die in seinem Systeme ruhten, gewaltig aus; unter ihm, als dem Letzten der großen absolutistischen Reihe, ist eine Art Harmonie zwischen den früher miteinander streitenden Kräften und Ansprüchen hergestellt worden, ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem lange vordringenden Staate und dem ehedem widerstrebenden Adel, zwischen den einzelnen Klassen der Gesellschaft. Wenigstens lag dies in Friedrichs Absicht; er hatte keinen Kampf mehr um die innere Macht zu führen wie seine Väter, er wollte, als Herr aller, allen Schichten seiner Unterthanen zugehören. Man kann nachweisen, wie er jeder Klasse, dem Bauern-, dem städtischen

Bürgertume, dem Landadel eine manchmal einseitig scheinende Vorliebe und Beihilfe zugewendet hat: das sollte sich ausgleichen, er stand über allen. Dem Adel gehörte seine persönliche Neigung wohl am meisten zu; der hatte als Stand, als politische Gewalt, nichts mehr zu sagen, aber in der lokalen Verwaltung blieb er stark, und wirtschaftlich wuchs er empor, mit dem Königtume eng verbündet und befreundet, an den Dienst in Heer und Beamtenschaft gewöhnt, nach innen und außen die sichere Stütze des fridericianischen Regiments. Krone und Adel lebten so in- und miteinander; nur eben: der Befehl kam lediglich von oben her, und auf den Befehl war dieses ganze System gestellt. Es ist bekannt, wie sich dagegen das neue Jahrhundert, das in der Aufklärung wurzelte und in der französischen Revolution seine politischen Gedanken durchgearbeitet hatte, erhoben hat: der Liberalismus verwarf die Allgewalt des Staates, seine politische Alleinherrschaft ebenso wie seine wirtschaftliche Führerrolle, und stellte ihm den Einzelnen, die sittliche Persönlichkeit, die Freiwilligkeit und Freiheit des Einzelnen auf allen Lebensgebieten gegenüber. Neue Ideale wurden formuliert; das Bürgertum wurde — im größten angesehen — ihr vornehmlicher Träger und durchdrang seine Standesinteressen mit diesen Idealen und die Ideale mit jenen Interessen. Es ist hier nicht auszuführen, wie neben den Liberalismus, in gleicher Mischung von Gedanken und wirtschaftlich-socialen Bedürfnissen, die Idee der Nationalität trat und sich mit ihm verbündete. Auch auf den ostdeutschen Adel haben alle jene Bewegungen gewirkt. Viele Einzelne in ihm hingen dem neuen Idealen an; im ganzen, als Stand, hat er die allgemeine Erweckung bewußter socialer Klasseninteressen, die das 19. Jahrhundert brachte, auch in sich erfahren und hat seine Standesforderungen, politische und wirtschaftliche, lauter und lauter gestellt, ganz so wie das Bürgertum. Wie jenes die Repräsentativverfassung, so forderte er die ständische; er wollte sich als Geburts- und Besitzstand auch zur Geltung bringen, die alte fraglose Abhängigkeit vom Königsstaate hörte auch für ihn auf, auch er wollte seinen aktiven Teil an der Staatsmacht haben, auch in ihm stellte sich die Persönlichkeit wie der Stand unabhängiger neben die alte Herrschergewalt. Aber der Adel blieb dabei in Preußen zugleich der Bundesgenosse und Diener der Krone. Die Zusammengehörigkeit mit ihr hat er aus dem fridericianischen Zeitalter wie etwas Selbstverständliches herübergenommen und stets weitergebildet, wenngleich er, wenigstens in seinen lebendigsten Elementen, mit dem eigentlichen Absolutismus auch seinerseits brach. Er wollte mehr Selbständigkeit für sich selber, aber daneben und darüber, in seinen und in des Königs Händen, die feste, gebietende Autorität.

Das ist nun der Kreis politischer Anschauungen, von dem Bismarck hergekommen ist; ihnen ist er, im ganzen, treu geblieben bis zuletzt: ein Aristokrat und ein Monarchist zugleich, und beides mit aller Wucht seines Wesens. Dem Königtume selber bringt er, nach Friedrich Wilhelms IV. Worte, einen „ritterlich-freien Gehorsam“ entgegen. Die Organe des Königtumes, die Bureaukratie, die Juristen und Schreiber, die Gesetzesmacher, die Männer ohne Ar und Halm sind ihm verdächtig und verhaßt von Jugend auf; er steht ihnen, ob nun in begründeter Überlegenheit und natürlicher Frische, ob in ungerechter Unterschätzung, immer mit der gleichen elementaren Abneigung des Landedelmannes gegenüber, und durch alle Wandlungen seines Lebens hindurch ist ihm dieser ursprünglichste Grundton seines Wesens vollkommen erhalten geblieben, der Zusammenhang mit dem Lande, das er bebaute und beherrschte, sein Berufs- und Standesgefühl als adeliger Landwirt. Aber von vornherein, seit er 1847 zum erstenmale in das politische Treiben eingetreten ist, hatte er sich zugleich in den Dienst der Krone gestellt, und wenn anfangs der konservative Parteimann und Mitarbeiter der Kreuzzeitung, also, wie er es mit Stolz bekannte, „der Junker“, in ihm überwogen hat, so ist die andere Seite seiner Anschauungen, die monarchische, im Laufe der Jahre, je länger er selber dem Könige und dem Staate handelnd diente, immer stärker hervorgetreten; der staatliche Zug in ihm ist der bestimmende geworden. Er hat aber auch da auf den „freien Gehorsam“ des unabhängigen Mannes niemals verzichtet: sein Fuß blieb stets auf seinem heimischen Grunde stehen. Dem Liberalismus aber ist er, von diesem Grunde aus, immer feindlich gewesen. Er hat die liberalen Mächte des deutschen Lebens als Wirklichkeiten anerkannt und sich als Staatsmann mit ihnen auseinandergesetzt und mit ihnen zusammengearbeitet; er sah sie innerhalb seiner Zeit wirksam und bedeutsam und dachte nicht daran, sie einfach auszuschalten zu können; auf Formen und Programme hat er als staatsmännischer Praktiker ja immer nur ein sehr geringes Gewicht gelegt. Aber der Gegensatz war da und blieb ungebrochen bestehen: gegenüber dem politischen Freiheitsideale wie dem wirtschaftlich-individualistischen Bestreben des bürgerlichen Liberalismus, der den Staat in beiderlei Beziehungen in seinen Rechten beschränken will, knüpft Bismarck von jeher an die alte, die fridericianische Monarchie mit ihrem starken Staat und ihrer wuchtigen Autorität an. Was ihn vom Absolutismus trennte, vergaß er nie: er blieb dabei, daß der Königsstaat in Verwaltung und Verfassung der Ergänzungen vom Volke aus bedürfe und daß die freie Persönlichkeit neben dem Monarchen sich selber und ihre Verantwortung behaupten müsse. Allein von den großen

Strömungen unserer Geschichte ist diejenige, die ihn weiter trug, jene monarchische oder monarchisch-aristokratische gewesen, die ihre wichtigsten Quellen in der hohenzollerischen Vergangenheit hat und nicht in dem Jahrhundert nach 1786. Und da ist es ja nun, seit Gustav Schmoller, vor allen anderen, uns den Blick in die Eigenart und das lebendige Wesen des fridericianischen Systems wieder eröffnet hat, allbekannt, wie Fürst Bismarck von 1877 ab, nach der langen Vorherrschaft liberaler Gedanken, dem alten Staate in seiner Wirtschaftspolitik und Socialpolitik, in seiner mächtigen Erfassung aller Lebensgebiete mit staatlicher Energie, von neuem Bahn gebrochen, wie er über die Kluft eines Jahrhunderts hinweg, nicht aus historischer Romantik sicherlich, aber nicht ohne das Bewußtsein des Zusammenhanges, Friedrich dem Großen die Hand gereicht hat. Er hat damals die neuen Anforderungen, die seine Gegenwart dem Staate stellte, die Klagen der Landwirtschaft und Industrie, die Nöte der Arbeiter, das Bedürfnis seines deutschen Staates nach festem Zusammenschluß und festen Zolleinnahmen, in schöpferischer seelischer Arbeit ganz selbständig und persönlich durchdacht und selbständig in sich geklärt: allein die Mittel, die er wählte, die Kraft, mit der er seine Monarchie von neuem durchdrang, der Sieg, den diese Monarchie in Kaiser Wilhelms letztem Jahrzehnte wieder davontrug — das alles, so neu und gegenwartsvoll es war, ist für den Historiker doch zugleich die Fortsetzung, die Wiederbethätigung der alten preußischen Geschichte, deren unversiegter Strom hier wieder zum Tageslicht hervorbricht und die Felder neu befruchtet.

Seit diese entscheidenden Beziehungen wieder deutlich geworden sind, hat sich der starke Parallelismus, der überhaupt in so vielem zumal zwischen dem alten Friedrich und dem alten Bismarck besteht, um so deutlicher aufgedrängt. Ich habe oben von der Ähnlichkeit der europäischen Lage und der daraus entspringenden Ähnlichkeit in der äußerpolitischen Haltung der beiden Männer im ganzen gesprochen; der Vergleich würde gerade für ihre späteren Epochen, die letzten zwei Jahrzehnte Friedrichs nach dem Siebenjährigen, Bismarcks nach dem Französischen Kriege, in viele Einzelheiten hinein durchführbar sein, und man möchte wohl wissen, wieweit sich der Reichskanzler in seiner Bündnis- und Gleichgewichtspolitik dieser langen Friedenszeiten des Vorganges Friedrichs II. bewußt gewesen ist; ob er selbst sich darüber öffentlich ausgesprochen hat, ist mir nicht gegenwärtig. Jedenfalls haben die Historiker auf die Analogie hingewiesen, und der Biograph Friedrichs hat dabei die Palme der staatsmännischen Kunst dem Reichskanzler zuerkannt. Noch tiefer hat man die Vergleichung geführt. Erinnert nicht die Gestalt des greisen

Königs auch in vielem Persönlichen an Bismarck in seinen späteren Kanzlerjahren? In der Macht der Persönlichkeit, die ein Volk überragt und leitet, aber auch auf denen, die ihr näher stehen, mit immer schwererem Drucke lastet, ja die schwachen Naturen um sich her zerdrückt, während sie geneigt ist, die selbständigeren ungeduldig beiseite zu schieben? In der stähleren Härte des Wesens, die mit der langen Dauer der eigenen Vorherrschaft zur schneidenden Menschenverachtung wird? In der ganzen Zusammensetzung ihres Genius, der Mischung aus scharfen Gegensätzen, aus Leidenschaft und kaltem Realismus, aus Willensstärke und sorgenvoller Vorsicht, aus Zornesmut und sarkastischem Witze? Vielleicht wird ein jüngeres Geschlecht, das die Erscheinung des Kanzlers aus etwas weiterer Ferne und mit jenem Gefühle teilweisen Gegensatzes, wie es die nachfolgende Generation zu erfüllen pflegt, betrachten wird, diese und andere Ähnlichkeiten der zwei großen konservativen Staatsmänner stärker empfinden als wir. Das freilich scheint gewiß, daß auf dem zuletzt berührten Gebiete, dem des Persönlichen, die innere Verschiedenheit der beiden doch stärker ist als alle Verwandtschaft, und daß hier der Abstand um so deutlicher hervortritt, je näher man auf den eigentlichen Kern der Naturen eindringt. Das, was für Bismarck das persönlich Wertvollste war und was ihn am sichersten bezeichnet, fehlt seinem königlichen Vorläufer: das Verhältnis des Gemütes zur Erde und zum Hause, zur Nation und zur Gottheit. Da trennt den Menschen des 19. Jahrhunderts von dem des 18. eine breite Kluft des Empfindungslebens und des Bewußtseins; ich weiß nicht, ob ich aus einigen Äußerungen Bismarcks über den großen König mit Recht etwas wie eine leise Abneigung herausgehört habe, begreiflich wäre sie wohl. Und von der Abweichung der Zeit, der Weltanschauung, des „Glaubens" im weitesten Sinne, abgesehen: die Natur Bismarcks, trotz ihrer innerlichen Gegensätze, ist doch unvergleichlich einfacher, klarer, mächtiger als die Friedrichs. Er ist ja auch nie, wie jener in seiner Jugend, aus allen natürlichen Empfindungen schmerzlich herausgerissen worden; gerade daß er überall mit starken Wurzeln im Boden des Natürlichen und Allgemeinen haftet, daß seine Genialität, wie sie das Höchste kühn und frei umspannt, so sicher im Schlichten und Menschlichen ruht, das giebt ihr die volle menschliche Größe und den unvergänglich deutschen Zug, den sie in dieser elementaren Großartigkeit unter all unseren Größten, man hat es oft gesagt, einzig und allein mit Martin Luther teilt. In der Vergleichung des ganz Persönlichen überwiegt so die Besonderheit — gewiß nicht nur zwischen Bismarck und Friedrich. Hier wird die Betrachtung aus nächster Nähe, die innigste Vertrautheit dem Auge des Vergleichenden wohl immer das

Verschiedenartige zweier Erscheinungen deutlicher zeigen als ihre Ähnlichkeit, welche, der Familienähnlichkeit gleich, nur dem ersten Blicke überwältigend erschien; das wahrhaft Interessante ist hier, wenigstens wenn es sich um Menschen handelt, die überhaupt die Betrachtung wahrhaft lohnen, doch immer lediglich die ganz eigene, nur noch sich selber ähnliche Individualität.

Um so erstaunlicher ist bei den beiden, die ich in dieser Betrachtung zumeist zusammengestellt habe, der enge Zusammenhang ihres sachlichen Schaffens. Ich habe ihn in der ganzen Richtung ihres inneren Wirkens, in der Fortsetzung und Wiederaufnahme des alten Königtumes durch Bismarck nachzuweisen gesucht; ich finde ihn nicht minder gerade in derjenigen Leistung des Kanzlers wieder, die seine eigenste und seine bedeutendste bleibt: in seiner Begründung des neuen Reiches. Bismarck, der Deutsche, und Friedrich, der Preuße, sind da nicht nur Arbeiter am selben Werke, sie stehen sich auch — das ist keine neue, aber doch wohl noch immer keine selbstverständliche Beobachtung — in der Gesinnung, der ganzen Eigenart ihres Wirkens überaus nahe. Bismarcks deutsche Politik bis 1866, in gewissem Sinne bis 1870, ist, so kann man geradezu sagen, fridericianisch: in dem Sinne, wie wir Friedrich den Großen heute auffassen — nicht mehr, wie es eine frühere Generation gern that, als einen Vertreter deutscher, sondern schlechthin preußischer Bestrebungen. Gerade seit 1840, seit die nationale Bewegung in stärkeren Fluß gekommen war, hatten die deutschen nationalgesinnten Liberalen Friedrichs II. Bedeutung für die deutsche Geschichte, für die deutsche Zukunft, wie sie sie ersehnten, wiederentdeckt: als des Trägers von Preußens deutscher Mission. Sie meinten, die Führerstellung, die sie 1848 und 1849 Preußen zuweisen wollten, liege in der Konsequenz von Friedrichs Siegen. In Wahrheit stand der Junker, der all diese nationalen Hoffnungen so schroff von sich wies, der die Frankfurter Kaiserkrone des Eintausches gegen die alte Königskrone nicht für wert hielt, der Freund der Pietisten und der Camarilla, der Verteidiger von Preußens Olmützer Selbsterniedrigung, dem aufgeklärten Könige und dessen preußischem Stolze weit näher als Friedrichs liberale Bewunderer. Bismarck ist nicht nur, wie jedermann vor Augen hat, der Nachfolger von Friedrichs Thaten geworden, er war auch hier der Erbe seines eigentlichen staatsmännischen Wesens. Alle Welt sah während der Revolution, während der Monate der Kaiserwahl, den Schatten des größten Hohenzollern durch Deutschland schreiten, Friedrich Wilhelm IV. nicht weniger als die Kleindeutschen der Paulskirche; wirklich in Friedrichs Sinne gesprochen hat Bismarck — schon 1849, nicht erst 1866! Mit dem Schwerte in

der Hand die deutsche Bewegung zu beherrschen; nicht sich von ihr gebieten zu lassen, sondern ihr ihre Ziele im preußischen Sinne zu weisen; den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein sollte: das wäre, so urteilte er, große preußische Politik nach preußischer Überlieferung gewesen. Er wollte nicht von den deutschen Wünschen ausgehen und Preußen etwa mit diesen verbünden; er ging aus von der preußischen Großmacht und deren souveränem Willen: alles Deutsche war ihm erst sekundär. Anders hat er im Grunde auch später nicht gedacht: jenes Streben blieb sein Leitstern bis in den Österreichischen Krieg. Die Frankfurter Lehrzeit der fünfziger Jahre hat ihm die deutschen Probleme dann erst ganz nahe gerückt, ihm die Notwendigkeit einer Erhebung gegen Österreich, die volle Unerträglichkeit des bestehenden Zustandes deutlich gemacht — aber was wollte er, auch da noch, vor allem bessern? die Lage Preußens in Deutschland! Selbstverständlich war das nur im Zusammenhange einer weitherzig deutschen Politik möglich, und er zog alle deutschen Verhältnisse in seine Überlegungen, in seine mächtigen Denkschriften hinein; allein er that es im Sinne Preußens. Er hat später zurückschauend geurteilt, seine Aufgabe sei es gewesen, das preußische Heer in den Dienst der deutschen Idee zu stellen, dadurch allein sei diese erfüllbar geworden. Das ist objektiv völlig wahr; die Versöhnung zwischen dem empordringenden nationalen Ideale und den bestehenden staatlichen, dynastischen Gewalten, die Vollstreckung jenes Ideales durch die historische, reale Macht hat man demgemäß ja immer als Bismarcks Leistung gerühmt: aber er vollbrachte sie, sofern das Subjektive, die Art seiner Beweggründe in Frage kommt, der Hauptsache nach lediglich als Preuße, mit dem erhabenen Ehrgeize, der stolzen Selbstsucht des alten Preußens — genau im Geiste Friedrichs. Und wer in Preußen hatte seit Friedrichs Tode diesen Geist jemals zur That gemacht? Verloren war er nie gegangen; aber wer war stark und bewußt genug gewesen, ihm wirklich zu folgen? Bismarck ist, die Dinge im großen angesehen, nicht nur der wirksamste, sondern der erste Nachfolger überhaupt, den Friedrich gefunden hat. Wenn er auf die preußische Geschichte seit 1786 zurückblickte, so konnte sie ihm für diese höchsten Anliegen der preußischen Macht nur eine Kette versäumter Gelegenheiten darstellen; so während der Revolutionskriege und vor 1806, so in den Freiheitskriegen; so über die lange Friedenszeit hinweg bis zur Revolution von 1848 und zur italienischen Krisis von 1859. Rechte Erben Friedrichs II. hätten, im großen Stile, wenngleich in mannigfach veränderter Weise, vielleicht die Reformer nach 1815 werden können, die Boyen und Humboldt: darüber wird uns erst der Biograph Boyens Aufschluß geben, und sicher ist es, daß Friedrich

Wilhelm III. diese Männer beseitigt hat, ehe sie auch nur die Richtung hatten einschlagen können. Wohl war der Zollverein begründet worden; wohl hatten Patrioten, Beamte und zumal Offiziere, wohl hatte vor allen Prinz Wilhelm die Gesinnung Friedrichs immerdar festgehalten und Preußen hatte nie auf seinen hohen Ehrgeiz verzichtet. Er saß dem preußischen Volke tief im Blute: das hatte man im Sommer 1848, bei der Mobilmachung vom November 1850 wohl bemerkt. Wann aber hatte er sich wirklich bethätigt? Unter Friedrich Wilhelm IV. niemals und nirgends; und als Prinz Wilhelm Regent und König wurde, da hob sich die Politik seines Staates sicherlich, aber zu Thaten stieg sie auch jetzt nicht empor. Erst Bismarck hat in den vier Jahren bis 1866 das gesinnungsverwandte, aber langsame Altpreußentum, aus dem er selber hervorgegangen war, in mühseligem Ringen bis zur That vorwärts gedrängt. Und was er während dieser Jahre bereits vollbracht hat, gegenüber Österreich, den Mittelstaaten und Dänemark, das war ja sichtbar genug preußisch und keineswegs deutsch gemeint; für Preußen hat er Schleswig und Holstein befreit — daß die Leistung in ihrem Ergebnisse zugleich Deutschland bereicherte, das hatte sie mit allen alten Gewinnen der hohenzollerischen Politik gemein. Man verkleinert die Riesenarbeit Bismarcks ganz gewiß nicht, wenn man feststellt, daß er als das handelte, was er war und was er allein sein konnte, als preußischer Minister; es wird auch niemand bestreiten wollen, daß deutsche Empfindungen bereits damals in ihm neben den preußischen bestanden haben — daß sie gewirkt haben, glaube ich nicht; er blieb genau in den Kreisen, die er ausfüllen mußte: sein Thun und sein Wollen blieb fridericianisch, solange er Preußen vertrat. Seit 1866 mündet seine Geschichte in die deutsche ein; er wurde Deutscher und ist es — weit rückhaltloser als sein kaiserlicher Herr — immer mehr und mehr geworden, seit er als Reichskanzler sein deutsches Lebenswerk in sich und innerhalb der Welt zu festigen und es manchmal auch gegen „preußischen Partikularismus" zu verteidigen hatte. Dem Gefühle des rückschauenden Greises überwog wohl sogar diese deutsche Stellung seiner späteren über die preußische seiner ersten und gewaltigsten Zeit; und in der That, aus der unmittelbaren Erbschaft der preußischen Könige, der Erbschaft Friedrichs II. ist er da hinausgewachsen, die alte Epoche des Sonderstaates, der sie alle völlig angehörten, hat er abgeschlossen. Das Rückgrat des neuen Deutschlands ist freilich bis heute das Preußentum geblieben. Und in dem gewaltigen Kampfe, der das alte Preußentum in die neue Zeit hinüberführte, in dem großen Jahrzehnte von 1862—1871, stammten aus althohenzollerischem Boden nicht nur alle die sachlichen Kräfte, welche

die Schlachten der Feldzüge geschlagen und gewonnen haben, die Kräfte, deren charakteristischeste Vertreter uns König Wilhelm und Roon sind, sondern gerade das, was Bismarck an Eigenstem hinzuthat, die starke Initiative, die alles Schwerste und auch alles Neue kühn auf sich nimmt, der wahrhaft lebenschaffende Sinn, der Mut, der Alles um Alles wagt, — auch dies war eben historisches Gut. Bismarck vollstreckte damit, in unmittelbarer Fortsetzung des Genius durch den Genius, das Höchste und das eigentlichst Hohenzollerische, was die preußische Geschichte überhaupt besaß, die Überlieferung, die sie allein der Größe gewaltiger Fürsten verdankte, und die sie als unverlierbare und weiterwirkende Verpflichtung durch matte Jahrzehnte doch immer weitergetragen hatte: die Überlieferung des schöpferischen Ehrgeizes der Macht. —

In jeder Hinsicht fügt sich die Gestalt Bismarcks der Reihe der ersten Werkmeister des Hohenzollernstaates auf das engste an. Und doch hat sie persönlich ihren Platz ganz für sich. Er allein unter ihnen war nicht Herrscher, sondern nur Minister. Er allein: denn keiner von den übrigen bedeutenden Ministern Preußens, auch Danckelman und Stein nicht, tritt, nach der Dauer, Kraft und Tiefe seiner Einwirkung, neben diesen einen. Seine historische Stellung ist neben den Fürsten; sein persönliches Leben aber steht auf einer anderen Stufe als jene, und die Bedeutung dieses Unterschiedes für seine Persönlichkeit ist unermeßlich. Er liegt nicht darin, daß Friedrich etwa und Bismarck zu der sachlichen Aufgabe ein verschiedenes Verhältnis gehabt hätten. Friedrich war ja freilich selber der Staat, Bismarck nur der Diener des Staates. Das machte indessen für sie beide wenig aus: denn auch der absolute König verehrte diesen Staat, dessen Herr und Besitzer er war, zugleich als eine über ihm selber stehende, unpersönliche Macht; und der Minister und Kanzler empfand den Staat, dem er lediglich diente, zugleich als Inhalt und Eigentum seines persönlichsten Lebens: auch er war der Staat. Der Unterschied liegt vielmehr in der Weise, wie sich jeder von ihnen der gemeinsamen Aufgabe widmen durfte: Friedrich als der Freie, Bismarck als der Gebundene. Die Bedingungen seiner Thätigkeit sind für den Zweiten unendlich komplizierter. Es ist die subjektive Seite seines Verhältnisses zum Königshause und zum Königtume, die damit berührt wird; es handelt sich, konkreter gesprochen, für die eigentliche Wirkungszeit Bismarcks um sein Verhältnis zum König und Kaiser Wilhelm I. Ich habe in meiner Biographie des Kaisers die gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Führer unseres Einigungswerkes zu beschreiben versucht; was wir seitdem an neuem über diese vielerörterten zarten Fragen erfahren haben, scheint mir das Bild nur bereichert, aber nicht

verschoben zu haben. Was wir über die Haltung des Herrschers wissen, stammte von jeher zum großen Teile aus Bismarckischer Quelle und hat aus den Urteilen und Akten, die uns dorther von neuem zugeflossen sind, immer nur gleichmäßige Bestätigung gefunden. Danach ist der ehrwürdige König in seinem Empfinden gegenüber seinem genialen Diener von Mißtrauen und Abneigung, mit denen er begann, durch mancherlei äußere und innere Kämpfe hindurch bis zur beinahe vollkommenen Einigkeit fortgeschritten. Er hat seine festgegründete altpreußische Art, die jener in neue Aufgaben und neue Lebenskreise hinüberführen wollte, nach charaktervollem, aber niemals totem Widerstreben erweitert und umgebildet, ohne sich selber jemals aufzugeben. Er hat sich die europäischen Entscheidungen von 1864, 66 und 70 abringen lassen. Er hat die inneren Schwenkungen von dem 66er Siege an, unter manchen Bedenken und niemals ohne gewisse Vorbehalte, erlaubt und mitgemacht, bis ihn die letzte von 1879 wieder in seine eigensten Geleise zurückbrachte. Er hat dem gewaltigen Minister niemals leicht nachgegeben, sich immer ehrlich und fest mit ihm und mit jedem Neuen, das jener forderte, auseinandergesetzt und immer ein großes Stück seines Wesens und seiner Überzeugungen in jede neue Gestaltung hineingepflanzt. Er hat sich niemals eigentlich leiten lassen und doch, trotz vieler Reibungen und mancher zornigen Wallung, den unbequemen Genius festgehalten, immer unbedingter, je länger ihr Zusammenwirken währte. Sein eigenes Empfinden mag vielleicht über die tiefe Verschiedenheit der Persönlichkeiten niemals völlig hinweggekommen sein; aber es ist dem Mitstreiter, soviel wir zu begreifen und zu ahnen vermögen, innerlich immer näher gekommen, mit einer steigenden Wärme, der es ganz sicherlich kein leeres Wort war, wenn sich der neunzigjährige Kaiser seinem Kanzler zuletzt als dessen „ewig dankbaren König und Freund" bezeichnet hat. Wilhelm ist immer in einem vollen Sinne der Herrscher geblieben, daran ist gar kein Zweifel: der Träger der Krone und des Herrscherbewußtseins, das sich ihm an den göttlichen Auftrag anschloß, und der Träger einer Verantwortlichkeit, auf die er niemals gedacht noch auch vermocht hat zu verzichten; „ein König jeder Zoll", schlicht, ohne eine Spur von Absichtlichkeit oder von Eifersucht, persönlich tief bescheiden, aber seiner Stellung und seiner Würde stets gewiß. Es scheint, daß das Maß seiner persönlichen Anteilnahme an den Geschäften, seiner Einwirkung selbst noch in seinen höchsten Jahren, durch jede nähere Kenntnis für uns nur steigt: er hat sich als den Monarchen behauptet bis an das Ende.

Wie aber hat Bismarck seinerseits dieses Verhältnis empfunden? Was ich eingangs über sein Temperament gesagt habe, gilt insbesondere für seine Stellung zu Kaiser Wilhelm. Er hat es stets so gefühlt, daß

in den unablässigen Meinungsverschiedenheiten, die sie trennten, das Recht auf seiner Seite sei; er ist sich gerade in diesen Kämpfen der vollen Souveränität seiner Kraft bewußt gewesen, der Unabweisbarkeit der Probleme, die er angreifen wollte, der inneren Überlegenheit seiner Einsicht, seiner Mittel, seines Willens über jede Gegnerschaft: auch über die seines königlichen Herrn. Wenn dieser immer erst überzeugt und überwunden sein wollte und gerade den entscheidenden großen Entschlüssen die hartnäckigste Zähigkeit seiner konservativen und gewissenstreuen Art entgegenstellte, dann brauste der Minister in bitterer Ungeduld auf und stürmisch wie sein Wille war auch seine Klage und sein Zorn. Das Recht des Lebendigen und Notwendigen sprach, daran kann ja kein Zweifel sein, wirklich für ihn; er hielt es für geboten und erlaubt, seinen Herrn in seine neuen Wege einigermaßen herüberzuziehen, ja herüberzuzwingen: seine Pflicht gegen Staat und Land gab ihm dazu den Mut. Der Kämpfer, dem die ungeheure Last des Augenblicks mit seinen Gefahren, dem die Sorge, daß die versäumte Gelegenheit nie wiederkehren möge, auf dem Herzen lag, hat nicht immer die Ruhe zu der historischen Betrachtung gefunden, die ihm gesagt hätte, daß der Widerstand seines Herrn in dessen besten Eigenschaften wurzele und daß es das alte Preußen mit seinem Schwergewichte, seiner Ehrlichkeit und Beharrlichkeit und überdies mit seiner Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit selber sei, das er in Wilhelms Person bewegen und überwinden mußte. Da hat er wohl auch über seinen Herrn selbst in unbewachter Stunde erregte Worte gesprochen, Worte, die so häufig gewesen und so gut bezeugt sind, daß wir es selbst einem unsympathischen Berichterstatter gerne glauben, der Kanzler habe sich einmal mit der Gefahr einer Indiskretion in diesen Sachen achselzuckend abgefunden: „der König weiß, daß ich bereits viel böse Dinge über ihn gesagt habe." Aus dem Wege gegangen ist Bismarck dem Ringen mit seinem Monarchen niemals, und wo er zu kämpfen hatte, da bäumten sich ihm immer Gefühle und Worte heftig auf. Aber er hatte alles Recht, sich zu verbitten, daß man in diesen Ausbrüchen seiner vulkanischen Natur seine eigentlichste Herzensmeinung sähe. Mir scheint auch jetzt noch, daß, wie es oben von Bismarcks Stellung zu den Einrichtungen gesagt worden ist, innerhalb deren er lebte, so insbesondere sein Gefühl dem alten Könige gegenüber in den sechziger und und siebziger Jahren aus begreiflichen Widersprüchen gemischt gewesen ist und daß das Bewußtsein der Überlegenheit und der Groll darin zwar ganz echt, aber doch nicht einmal das Vorherrschende, geschweige denn das einzig Echte gewesen ist. Nicht nur, daß er Monarchist war und über allen Schwankungen seines Verhältnisses zu den Herrschern, unter denen er gelebt hat, die überzeugte Treue gegen die Monarchie selber bestehen

blieb; auch mit der Persönlichkeit des Herrschers, von dem seine Gestalt uns unzertrennlich ist, verbanden ihn Gefühle, die alles Entgegengesetzte siegreich überwogen. Er hat einmal von der Eigentümlichkeit royalistischen Empfindens gesprochen, daß man für das eigene Bewußtsein durchaus der Diener eines Fürsten bleibe, auch wenn man dessen Entschlüsse thatsächlich leite. Dieses Empfinden hat ihn Wilhelm I. gegenüber offenbar nie verlassen. Er hat stets freimütige und nüchterne Kritik an seinem Herrn geübt, die Grenzen von dessen Wesen genau gekannt und bezeichnet und hat den männlichen Stolz, den adeligen Stolz keinen Augenblicke vor Wilhelms Antlitze verleugnet. Und doch hat er sich innerlich stets vor dem Könige, und freudiger noch vor dem Menschen, vor seiner Ritterlichkeit und seiner Güte und Treue gebeugt. Er hat doch nie vergessen, was er und was seine Sache dem Könige verdankte; und er hat zweifellos die ganz persönliche Verehrung und Liebe, die er frühe vor ihm bekannt hat, wahrhaftig in sich gespürt und zwar auch er immer stärker und immer reiner, je älter sie beide wurden. Alles, was wir wissen, bestätigt, daß das letzte Jahrzehnt ihres gemeinsamen Lebens, vollends von 1880 ab, von einer Harmonie erfüllt gewesen ist, die nur noch selten getrübt, niemals aber ernstlich gestört wurde. In der Erinnerung, nach Wilhelms Tode, mag sich dem Rückschauenden manches an den harten Gegensätzen ihrer Anfangszeiten ein wenig gemildert, ein ganz leiser Hauch unwillkürlichen Idealisierens über das Bild der Vergangenheit gelegt haben. Aber auch da noch blieb sein Urteil festbestimmt und selbstbewußt: um so überzeugender und ergreifender war der Ton der Liebe und tiefen Achtung, der über alle ehrliche Kritik hinwegklang. Mir ist es, als einem der einmal eine Stunde lang dem Gewaltigen lauschen gedurft hat, unvergeßlich, wie sich seine Stimme färbte, als er dem Urteile über seinen alten Herrn ein schlichtes Wort über dessen schlichte Größe folgen ließ. Seinem Kaiser gegenüber hatte sein streitendes Gefühl den inneren Ausgleich längst und ganz gefunden.

Und eben dies wird doch der Eindruck sein, den die Betrachtung von Bismarcks Geschichte in ihren Beziehungen zu denjenigen allgemeinen Mächten, welche das Haus Hohenzollern für ihn bezeichnete, überhaupt hinterläßt: eine tiefe innere Gemeinsamkeit, ein Ausgleich des Persönlichen und Sachlichen. Das Persönliche steht sichtbar voran: ohne Bismarck können wir den inneren Sieg des Königtumes über den Parlamentarismus, ohne ihn, so wie die Dinge und die Menschen waren, 1866 und 1870 überhaupt gar nicht als möglich denken. In ihm aber wirkten, so sahen wir, die eigensten Antriebe der preußischen Vergangenheit unmittelbar weiter; und seine Siege, die inneren wie die äußeren, die frühen wie

die späten, hat auch dieser Genius nur errungen, weil er die Gewalten des alten Preußens, die Monarchie mit ihren Leistungen und ihrer Wurzelkraft, mit ihrer Geschichte, mit ihrem Heere und auch mit ihrem Beamtentume und ihrem Adel hinter sich hatte: er öffnet ihnen wieder die Bahnen, er reißt sie durch seine persönliche Wucht in diese Bahnen hinein — aber es sind, im wichtigsten fast, die Bahnen Friedrichs des Großen. Die Lebensluft ferner, in der diese altpreußischen Gewalten atmeten, war auch die seine. So empfand er es doch in tiefer Seele. Er, der kühne, stolze und rücksichtslose, den sein majestätischer Flug in alle Höhen hinauftrug, weit über die Engigkeit ererbter Verhältnisse und Gedanken hinaus, er hat doch in vertraulichem Ergusse von Mensch zu Mensch seinem getreuen Roon einmal geklagt, daß er „die Kämpfe gegen den König gemütlich nicht aushalten könne". Sein Gefühl verlangte hier nach Einverständnis und Liebe: er hat wirklich, in seinem großen Leben, bei all seiner überströmenden Kraft und Leidenschaft, nie etwas anderes sein wollen als Diener seines angestammten Herrn. Sein Dasein ist Kampf geblieben bis an seine letzte Stunde heran; auch sein Zusammenwirken mit dem Königshause, welches das alte Preußen gebildet hatte und bedeutete, und dessen Sphäre ihn selber mit umschloß, hat sich in Kämpfen vollzogen, solange er im Dienste stand und mit diesen geschichtlichen Mächten — von denen allein ist hier die Rede gewesen — zu leben und zu handeln hatte. Aber der Kampf ist die regelrechte Form alles weiten menschlichen Schaffens; auch das innerlich Verbundene muß in der historischen Welt sich immer und überall stoßen und aneinander messen und jeder erst im Streite die Kraft des andern wie die eigene prüfen. In dieser Wahrhaftigkeit des wirklichen Lebens stehen, vor dem Blicke des unbefangenen Beobachters, der keine Schatten sondern Wirklichkeiten zu ergreifen strebt, Bismarck und sein alter Herrscher, der ihm das Königtum vertrat, einander gegenüber: über den nie ganz erloschenen Gegensatz der Naturen, der Gedanken, der Daseinskreise, die sich stoßen mußten, hinweg haben sie einander, trotz allem Kampfe, in echter Treue die Hand gereicht. Sie haben, der König und der Minister, das alte Preußen und der höchste Genius unseres Jahrhunderts, jeder dem anderen ihr Bestes zu danken gehabt, die Möglichkeit, zu wirken, fast ihre Erhaltung, ihr Dasein selbst; eine jede der beiden Gewalten ist ganz von den Kräften der anderen umfaßt und durchdrungen worden. Wir suchen sie zu sondern und ihr Verhältnis unterscheidend zu bestimmen: schon dabei finden wir sie hundertfach, auch im Innerlichsten, miteinander verbunden. In die Zukunft aber wirken sie, vollends untrennbar, als eine neue und lebendige Einheit hinein.

III.

Rede,

gehalten bei der Gedächtnisfeier der Universität Leipzig in der Aula am Totensonntag, 20. November 1898.

„Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt.“ „Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus.“ Das sind Worte, die Otto von Bismarck seinen Nächsten um das Jahr 1860 geschrieben hat; er hat sich damals in schwermütiger Ungeduld über die Gegensätze seiner Welt erhoben, in dem Gedanken an die Ruhe, mit der der Tod dereinst auch in ihm aller Leidenschaft irdischen Kampfes das Ziel setzen werde. Er hat damals nicht vorausgeahnt, was er sein würde, wenn ihm die letzte Stunde käme: die Verkörperung eines Volkes, die Verkörperung eines Kampfes, der seine Erdentage erfüllt hat bis an das Ende und nun unendlich weit über sein Abscheiden hinaus weiterreicht. Denn der Kämpfer bleibt er, auch jetzt und in ferne Zukunft; und unter uns waltet er weiter, geliebt und umstritten, betrauert und gefeiert, und immer wieder treten wir fragend und lauschend vor seine Gestalt. Wenige Tage noch, und er wird von neuem zu uns reden, in dem Vermächtnisbuche seines Greisenalters; er wird mit dem alten Klange seiner Worte von neuem hineinsprechen in die Lebensfragen unserer Nation. Heute gedenken wir seiner: des größten Toten, auf den dieser Totensonntag unsere Blicke zurücklenkt, und des weitestgeliebten von ihnen allen; wir gedenken seiner,

nicht mit der frischen Trauer, die uns in jenen ersten Tagen nach seinem Sterben die Herzen zusammenschnürte, aber in Trauer und Weihe auch heute; und wieder wird uns in tiefer Seele bewußt, was er gethan hat und gewesen ist.

Was er gethan hat, das ist freilich beinahe unübersehbar viel. Fünf Jahrzehnte lang hat er in unserm öffentlichen Leben gestanden und drei Jahrzehnte lang hat er es unmittelbar geführt. Zwei große Aufgaben hat er gelöst, jede für ein großes Menschenleben genug: er hat, als Zeitgenosse und Vollender des bürgerlichen Geschlechtes, dem die Mitte unseres Jahrhunderts gehörte, das Reich begründet und hat es dann in rastloser Weiterarbeit nach innen und nach außen hin gefestigt, es mit seiner Persönlichkeit erfüllt und Deutschland in seinen jungen nationalen Staat hineinerzogen. Er hat zweitens, als neue Gesellschaftsschichten sich grollend und fordernd im Reiche regten, als andererseits die Kraft des neuen Deutschlands über die alten Grenzen hinausschoß und neben den Aufgaben in Europa die eines weiten Ringens um die Welt sich anmeldeten, auch diese neuen Probleme ergriffen und beides noch unternommen, die Abrechnung mit der socialen Idee und den Eintritt in die Genossenschaft der Nationen, die sich den Erdball teilen. Beides gewiß nicht immer gern und leicht: denn er blieb in der neuen Zeit der Alte. Aber beides hat er gewagt und hat er begonnen, alle Kreise deutschen Staatslebens erweitert und verschoben; er hat den großen Mut und die große Schöpferkraft, die das Lebendige zu packen streben, gehabt und erwiesen noch als ein Siebziger. Und auf den Wegen, die er da im letzten Jahrzwölft seiner Kanzlerschaft gebrochen hat, bewegt sich noch immer unser Dasein. Freilich: wohin sie führen sollen, wie man sie weiter verfolgen, wie man die Richtung etwa wechseln soll, darum geht noch der Kampf. In alles, was uns heute beschäftigt, ragt allgegenwärtig Bismarcks Gestalt noch hinein, ein Wahrzeichen für die Scheidung der Geister. Das gilt am deutlichsten für die Anregungen seiner späteren Zeit; auch diese, sicherlich, gehören dem nationalen Besitze an, und mancher wird zweifeln, welche seiner Leistungen gewaltiger gewesen ist, die vollendende von 1870 oder der Neubeginn von 1880. Allein dies zweite greift noch allzutief in die Wirren jeglichen Tages, in die strömende Weiterentwicklung hinein; historisch im volleren Sinne ist unserm Volke bis jetzt der Bismarck der früheren Zeit, der Einiger geworden, der wohl auch in den Hader der Gegenwart mahnend hineinwirkt, aber ganz sichtbar im Sinne des Ganzen allein; der Schöpfer von Kaiser und Reich; der Mann, dessen Persönlichkeit uns alles Große und Kostbare darstellt, das uns gemeinsam ist.

Denn so erscheint er da doch der natürlichen und der allgemeinen Empfindung: als der Schöpfer und Träger unseres neuen Staates, als der Genius der befreienden That, als der Gewaltige, unvergleichlich an staatsmännischer, unvergleichlich an persönlicher Kraft, als der große Mensch, die lebendige Seele seines Zeitalters und seiner Nation. Und so haben ihn in diesem Jahre auch die deutschen Universitäten überall im Vaterlande wieder gefeiert; so empfinden auch wir ihn heute. Aber wir ehren ihn, in diesem unsern Kreise, am besten, indem wir den Pfaden seines Lebensganges und den Zügen seines Wesens in denkender historischer Betrachtung nachgehen; indem wir an ihn unsere Fragen stellen — hier nicht so sehr die Fragen nach dem Heile unserer Nation, sondern die nach dem Ursprunge seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, nach seinem Verhältnisse zu den allgemeinen Mächten unserer Geschichte.

Da sind die Probleme groß und zahlreich genug. Wie stand dieser Einzelne, den wir den Gründer unseres Reiches nennen, zu all den breiten Gewalten, die vor ihm und neben ihm hingearbeitet haben auf die Einheit? Fassen wir jene Gewalten, wohlbekannt wie sie uns sein mögen, in das Auge, um ihn nachher an ihnen zu messen.

Wir wissen es ja, die Vorgeschichte der deutschen Einheit ist alt, und sie umspannt alle Zweige des deutschen Lebens. Sie greift weit hinauf über die Zeit, welche das alte Reich nach jahrhundertelanger Zersetzung endlich völlig verschwinden sah, weit über das Jahr 1806; denn schon vorher haben sich alle die Kräfte geregt und entfaltet, die später den Neuaufbau unseres Staates fordern und leiten sollten, Kräfte, — wenn ich sie der Klarheit halber hier schematisch sondern darf — staatlicher, geistiger, wirtschaftlicher Art. Während das alte Reich niederging, entwickelten sich auf seinem Boden die neuen lebensvollen Einzelstaaten, in die sich das alte Deutschland aufgelöst hat und aus denen das neue Deutschland sich wieder zusammengesetzt hat, die Staaten, die heute unser Reich bilden. Längst vor 1800 trat unter ihnen die Zweiheit der beiden wichtigsten hervor, Österreichs und Preußens, die um die Oberherrschaft zu ringen bestimmt waren und unter denen das straffe, harte Preußen, der Staat den die Hohenzollern geschaffen und gemodelt haben, der innerlich kraftvollere, der deutschere, der Träger der deutschen Zukunft ward. Schon hob sich dieser Einzelstaat, schroff selbstsüchtig, wie es das Gesetz des staatlichen Lebens will, aber stark, waffengewaltig, thatenlustig und unablässig weiterschreitend, unter großen Führern sicher über die Mitbewerber empor. Schon trat, gerade als die alte Einheit völlig zerbrach, die geistige Einheit und die geistige Herrlichkeit dieses zerfallenden Volkes in unserer großen Litteratur glorreich hervor: wir wurden

litterarisch wieder zur einheitlichen und reichen Nation, als wir politisch verloren schienen. Der Staat — Preußen — und dieser Geist haben einander lange nicht gefunden und nicht erkannt: die Geschichte ihrer innern Verschmelzung seit 1806 ist der schönste Teil der Vorgeschichte der Einheit. Und neben diesen beiden ist auch schon die dritte sachliche Kraft des Zusammenschlusses am Werke: die wirtschaftliche; das Bedürfnis des Wirtschaftslebens nach Überwindung der kleinen, engen, hundertfältig beschränkten Zollgebiete und Wirtschaftsgebiete durch ein großes, zusammenhängendes, allgemeines, dessen große Flächen dem inneren Austausch geöffnet, gegen außen aber durch gemeinsamen Zollgürtel geeinigt und geschützt wären. Auch diese wirtschaftliche Bewegung setzt frühe ein. Sie wirkt erst in den Einzelstaaten, am stärksten in dem größten von ihnen, dem preußischen Staat: dort zuerst schafft sie größere zusammengehörige Flächen; dann drängt sie über den Einzelstaat hinweg und zwingt, den Zollverein der deutschen Staaten zu schließen, damit die deutsche Arbeit Raum zur Entfaltung und Hilfe gewinne; damit der Träger zumal der Industrie und des Handels, der auch der sociale Träger unseres Geisteslebens war, damit das aufsteigende neue deutsche Bürgertum sich behaupten und entwickeln könne auch inmitten der geschlossenen nationalen Gebiete ringsum und Deutschland erfülle mit einheitlichem materiellem Leben. Ich habe damit schon hinübergegriffen in den Fortgang dieser drei Kräfte im 19. Jahrhundert. Alle drei, die staatliche, geistige, wirtschaftliche, haben von 1806 und 1815 ab ihren Lauf, breiter und stärker, fortgesetzt; alle drei aufeinander einwirkend, mit einander hundertfach verbunden, — alle drei aber bald zusammengefaßt und beherrscht durch die Beherrscherin der Völkergeschichte dieses Jahrhunderts überhaupt: durch die mit dem Jahrhundert geborene, in der französischen Revolution ihrer Allgewalt bewußt gewordene Idee der Nationalität. In deren idealem Zeichen vereinen sich alle jene anderen Bestrebungen. Der Anspruch der Nation auf Einheit, auf sicheres eigenes Recht und sichere Macht, auf sichere Selbstbestimmung; die Notwendigkeit der Einheit als der Schirmerin alles sittlichen wie alles materiellen Lebens des Einzelnen und der Gesamtheit; der Segen des natürlichen Zusammenklingens aller Kräfte des Einen Volkstums: das wird gepredigt, verarbeitet, geglaubt. Es umfaßt die Überzeugungen und die Interessen und verschmilzt alle die vielartigen Beweggründe zu glühender Einheit des Empfindens. Da vermählen sich die nationalen und die freiheitlichen Gedanken. Da weisen, nach schwerer dumpfer Reaktion, alle bitteren Erfahrungen und alle leuchtenden Hoffnungen auf dies eine, höchste Ideal; ihm ordnen sich die breiten

Schichten des Bürgertumes gläubig unter. Da bricht im Jahre 1848 all diese angesammelte Fülle von Liebe und Haß, von raschen Gedanken und von drängenden Interessen gewaltig, freudig, begeisterungsvoll zu Tage. Unter dem Banner der Souveränität und Einheit der Nation wagen die reinsten und edelsten der deutschen Geister den großen Anlauf, das neue Vaterland zu erbauen nach ihrem Ideal. Sie denken alle Probleme ehrlich und tapfer durch; sie kommen zu dem schmerzlichen, aber wenn man irgend Etwas wollte, dennoch so ganz unvermeidlichen Entschlusse des Schnittes zwischen Deutschösterreich und dem engeren Deutschland; sie leisten der Zukunft ihre unendlich fruchtbare Vorarbeit. Aber das deutsche Dasein bleibt gespalten: die Frankfurter Verfassung hier, sehr einheitlich, sehr demokratisch, ganz ruhend auf jenem Grunde nationaler Souveränität, getragen von dem liberalen Bürgertume; und dagegen die stille und lautere Ablehnung seitens der alten, historischen, dynastischen Gewalten unseres Staates; die unvermeidliche Fremdheit zwischen dem neuen Ideal und der alten Macht; sie alle beide zur Versöhnung, zum gemeinsamen Schaffen noch nicht reif. Preußen, das seit 1815 in den Schatten seines Sonderlebens zurückgewichen ist, entzieht sich unter Friedrich Wilhelm IV. dem Rufe, Vollstrecker der Reichsverfassung zu werden. Und als Preußen dann seinerseits einen Teil der Frankfurter Erbschaft auf sich zu nehmen, das engere Deutschland unter seiner staatlichen Führung zu sammeln sucht, da läßt Österreich die Bildung eines einheitlicheren Deutschlands nicht zu. Und nun stehen sich, die fünfziger Jahre hindurch, Neues und Altes verständnisloser denn jemals gegenüber. Die alte schwächliche Welt des deutschen Bundes in seiner Lähmung durch die auseinanderstrebenden zwei Großmächte wird wieder hergestellt, aber unter österreichischem Übergewicht; Preußen fügt sich ihm dienend ein; die Reaktion knebelt die Bestrebungen von 1848, verfolgt ihre Träger und bringt es in sich selber doch zu keiner Schöpfung und zu keiner inneren Festigkeit. Auch ihre Gewalt geht wieder in Scherben; der italienische Krieg von 1859 sprengt Österreichs Obermacht, in Preußen und überall regen sich wieder die liberalen und die nationalen Kräfte; in immer heftigeren Wogen braust seitdem der Strom der deutschen Gedanken dahin. Aber war die Schwierigkeit jetzt kleiner als 1848? In Preußen regierte jetzt der Prinz und bald der König Wilhelm I.; aber die Notlage Österreichs von 1859 hatte er nicht ausgenutzt; wie sollte man jetzt zu Thaten weiterkommen? Was hatte sich gegen früher gebessert? Auch König Wilhelm war nicht der Mann einer stolzen Initiative; und neben ihm standen die Dynastieen, voll ganz natürlicher Eifersucht auf die Bewahrung ihrer Souveränität; Österreich noch immer

als ihr Rückhalt, dem Bunde angeschlossen, sicherlich nicht geneigt, sich freiwillig zurückzuziehen; und ringsum in Europa der Brennstoff internationaler Kämpfe hoch aufgehäuft. Kein Schritt zur Einigung Deutschlands war denkbar, der nicht die europäischen Mächte zum Eingreifen aufgerufen hätte; unberechenbar hielt sich Napoleon III. im Halbdunkel, entschlossen, für sich zu gewinnen, sobald der deutsche Kampf losbräche. Welches Mittel besaß darwider die deutsche Bewegung? Man kann wohl der Möglichkeit nachdenken, daß damals ein liberaler großer Staatsmann erschienen wäre und im Bunde mit dem nationalen Empfinden, im Sinne der Nation, die deutsche Frage gelöst hätte. Allgemeine Kräfte, die für ihn wirkten, gab es genug. Da war der scheinbar allmächtige Gedanke der Nationalität, der auch in Deutschland alles öffentliche Leben beherrschte; der Strom freiheitlicher Überzeugungen, der eben wieder im Steigen war, der sogar Preußen in den Jahren der neuen Ära ganz mit sich und in den Parlamentarismus hinein wegreißen zu sollen schien; die glänzende wirtschaftliche Entfaltung des Bürgertums, zweifellos der leitenden socialen Gewalt dieser Jahrzehnte! Eben noch, in den 50er und wieder in den 60er Jahren, erwies die Geschichte des Zollvereins die wirtschaftliche Notwendigkeit der Einheit; alle politischen Gegensschaften der Einzelstaaten im Zollvereine selber waren dadurch immer wieder zu Boden geschlagen worden. Die allgemeine Bewegung konnte unwiderstehlich scheinen; eine geistige Gegenkraft von irgendwelcher Macht fand sie in Deutschland nirgends. Gewiß, wenn König Wilhelm I. in seinen liberalen Anfangsjahren auf liberaler Seite einen Minister großen Stiles gefunden hätte, wer will sagen, daß nicht auch ihm und gerade ihm die Lösung gelingen konnte? Unendlich vieles würde in Deutschland dann anders geworden sein. Gekommen ist jener eine Mann nicht; und wer kann aus der allgemeinen Konstellation der deutschen und der preußischen Verhältnisse die Behauptung ableiten, daß für einen konservativen Minister die Lage etwa günstiger war? Im Gegenteil, gegen dessen Aussichten sprach alles. Nach einer Lösung schrieen die Verhältnisse und schrieen die Menschen; sie sehnten sich nach dem Befreier; überall, aus allen Lagern tönt uns der fast verzweifelnde Ruf entgegen. Mußte die Lage sich ihren Mann hervortreiben? Ja, wenn das Bedürfnis nach einem Retter immer den Retter brächte, wie anders liefe die Entwicklung der Welt! Das Bedürfnis war längst vorhanden; die Gelegenheiten waren gekommen und waren vorbeigegangen; würden sie wiederkehren? Die Dinge waren reif — aber wer sagte den Zeitgenossen, ob sie nicht überreif würden, ohne daß der Schnitter käme? ob die Frucht nicht verfaulen würde, weil sie nicht abgenommen wurde, da

es Zeit war? Alle die Fragen, die ich da aufwerfe, bleiben — selbstverständlich! — ohne eine bestimmte Antwort; wir wissen nur, was geschehen ist, nicht was sonst geschehen konnte oder wäre. Aber die Zeitgenossen, die Zustände stellten solche Fragen, und uns dienen sie als Maß dafür, wie ungeheuer viel der handelnde Einzelne, der dann wirklich kam, der Einzige, außer dem wir rings in Deutschland keinen Zweiten erblicken, dem Berufung und Kraft geeignet hätten: wie ungeheuer viel er in seiner Wirkungsgewalt und auch in seiner Besonderheit für die Entwicklung bedeutet hat. Er kam von einer Seite her, der die Lösung der deutschen Frage am allerfremdesten zu sein schien, und lenkte die Dinge nach dieser einen Seite hin; und er hat auch *seine* Genossen, das konservative Preußen, erst zu dieser Lösung gezwungen. Er fand Schwierigkeiten vor, die schlechthin unüberwindlich schienen. Sein Königsstaat im offenen inneren Verfassungskonflikt, sein König zuerst verzagt, beinahe geschlagen; Alles gegen ihn, den Einen, in Preußen, in Deutschland, in Europa. Daß die national gesinnten Deutschen ihn nicht erkannten, daß sie ihn gehemmt haben bis zuletzt, das war eine Fügung voll tragischer Ironie, aber es war begreiflich, denn er war von ihnen doch wirklich durch breite Verschiedenheit der Bestrebungen getrennt, und es war das schlimmste der Hindernisse, die er fand, bei weitem nicht; viel ärger waren die in der Sache selber naturgemäß liegenden Schwierigkeiten. Uns ist es einer der reizvollsten Anblicke, gerade die Not, und dann die Leistung, dieser Jahre von 1862 bis 1866 immer wieder anzuschauen, ein gutes Gegenmittel gegen den kleinmütigen Pessimismus unseres Tags. Denn wie hoch überragt die hoffnungslose Verwirrung dieser Zeiten die Gefährnisse und Anstöße, über die wir heute klagen! Man hat ein gutes Recht, sich an der Dunkelheit des Bildes von 1862 zu trösten und beinahe zu erbauen. Und freilich ungleich mehr noch, sich zu erbauen an dem Positiven als an diesem Negativen — dem Positiven: dem Anblick höchster Menschenkraft, die sich inmitten dieser Gefahren im Kampfe gegen alle und alles ringsum so siegreich entfaltet; dem Anblick dessen, was *Bismarck*, da unser Glück ihn aufrief, nun wirklich that.

Wer aber war er? woher kam er? was bedeutete er?

Sie kennen die Thatsachen seines Lebensganges. Der Sohn eines uralten altmärkischen Rittergeschlechts, das einst Friedrich Wilhelm I. zu den drei vornehmsten, aber auch widerspenstigsten Familien der Landschaft gezählt hatte, wächst er auf den Gütern seines Vaters auf altmärkischem und pommerischem Boden auf, besuchte in Berlin die Schule, erfährt früh die Einflüsse des Landes wie der Stadt, die bereichernden

wie die zersetzenden Einflüsse der Zeitgedanken: denn nichts ist falscher als die Vorstellung, Otto von Bismarck sei der geistigen Bildung seiner Jugendtage fremd gewesen; er hat sehr viel gelernt und hat die seelischen Entwicklungskämpfe in Zweifeln und in Krisen durchgerungen, wie andere auch. Auch die deutschen Gedanken der 30er Jahre haben ihn berührt; aber sie haben ihn nicht festgehalten. Er hat die unteren Stufen des preußischen juristischen Staatsdienstes kennen gelernt: der Edelmann in ihm hat sich gegen die Bureaukratie gewehrt; er ist dann durch persönliche Verhältnisse gezwungen worden, die väterlichen Güter zu übernehmen, und hat in arbeitsreichen Jahren sich wieder mit dem eigentlichen Erbe seines Hauses und seiner Art verknüpft, mit dem Lande. Und in dieser Zeit, nach 1840, ist seine Eigenart fest geworden. Er wurde, wozu er bestimmt schien: der preußische Landedelmann, der Landwirt und Offizier. Und was er damals in sich aufnahm oder wieder in sich durchbildete, das blieb der Inhalt seines Lebens — zum Teile für immer, zum Teile doch wenigstens für seine gewaltigste Lebensarbeit, bis 1866. Hier ist er, soweit sachliche Überlieferung, sachlicher Zusammenhang mit der Welt, in der er aufwuchs, dieses riesenhafte Wesen erklären können, in Wahrheit zu begreifen: hier muß ihn aufsuchen, wer ihn in seinen Voraussetzungen, seinen entscheidenden Zügen und seinem Werden verstehen will. Der preußische Adel hat einst mit den Hohenzollern gerungen, dann hat er sich ihrem siegreichen Staate völlig eingefügt; er hat sich mit seinen Königen versöhnt und ihnen in Heer und Verwaltung gedient, ist dann von ihnen selber, von Friedrich dem Großen insbesondere, anerkannt und sorgsam gepflegt worden. Er blieb daneben eine gewaltige sociale Macht für sich und hat sich im neuen Jahrhundert auch mit selbständigen socialen Forderungen an die Krone gewandt; er hat da, in seinen begabten Vertretern, den alten Absolutismus abgelehnt, aber den alten Gedanken der Autorität, im Bunde des Adels mit dem Königtume, festgehalten und neu entwickelt. Es ist die eine Strömung der preußischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, diese monarchisch-aristokratische; neben ihr die liberal-bürgerliche; die erste steht mit der alten Königsgeschichte im besonders engen Zusammenhange, wenn sie auch den Edelmann, nach seiner uralten Forderung, freier neben den Herrscher stellt, als es die Könige des 18. Jahrhunderts geduldet hatten. Im übrigen haben diese Kreise die Tradition des alten Preußentums getreu gehegt: der alten Schroffheit und Ausschließlichkeit, des alten Machtbewußtseins, des preußischen Staatsgefühles, das man von König Friedrich zumal geerbt hatte und das man festhielt als Kern des eigensten Wesens — auch wenn man nicht stark genug war, es in Friedrichs

großem Sinne handelnd, kämpfend zu bethätigen. Das nun ist Bismarcks Heimat. Er ist der Edelmann, der sich, wie Friedrich Wilhelm IV. einmal von ihm geschrieben hat, mit »ritterlich=freiem Gehorsam« neben der Krone behauptet, eine Persönlichkeit von eigenem adligem Werte, von starkem Selbstbewußtsein, verwachsen mit dem Lande, dem er, der Gutsherr gebietet, aber auch verwachsen mit der obersten Gewalt, die er ständisch ergänzt wissen will, die er aber unbedingt anerkennt als seine Obrigkeit. Für sie hat der jugendliche Herr von Bismarck=Schönhausen von 1847 bis 1851 in den preußischen Landtagen die Klinge seines schneidigen Wortes geführt, ein Vorkämpfer alles alten Rechts, ein Todfeind der Revolution, der Vertreter eines Adels, welcher sich gegen das Bürgertum verteidigt und zugleich die Krone schützend umsteht.

Und preußisch hat er damals vor allem bereits empfunden in der auswärtigen, der deutschen Lebensfrage seines Staats. Alle Welt rief Preußen auf, sich 1848 bis 1849 an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, der Schatten des großen Königs schritt, von vielen beschworen, durch die Welt. Da hat kein anderer so klar wie der 34jährige Bismarck den preußischen Standpunkt beschrieben und verteidigt, den er für den eigentlich fridericianischen erklärte: keine Vollstreckung deutscher Ideale durch Preußen, keine Vollstreckung des Frankfurter Verfassungswerks, vielmehr eigene, reinpreußische Politik. Die Revolution selbst mit den Waffen zu leiten, den Deutschen seinerseits zu befehlen, welches ihre Verfassung sein sollte: das wäre preußisch gewesen im Sinne des großen Königs; das wäre große Politik gewesen — preußische freilich, nicht deutsche. Sie jetzt, gegen Österreich, durchzuführen war Bismarck damals nicht geneigt. Das hat er erst in Frankfurt a. M., als preußischer Bundestagsgesandter in den Jahren 1851—59, gelernt. Die Unerträglichkeit der deutschen Lage für Preußen ging ihm erst da deutlich auf: sein Staat am Bunde majorisiert, eingeschnürt, für fremde Interessen mißbraucht, seiner großmächtlichen Freiheit beraubt! Es sind die biographisch anziehendsten Jahre seines Lebens, wie er sich damals von den Parteifesseln löst, zum Staatsmanne, zum preußischen Staatsmanne wird; wie er jedes Schlagwort überlegen von sich abweist, die Wirklichkeit allein sieht und sich entschließt, sie fest und mannhaft, mit Herrscherhänden zu ergreifen. Das aber, was er da beschloß, was er in den wundervollen Briefen und Denkschriften dieses Jahrzehntes sich und der Berliner Regierung entwickelte: das war, auch jetzt noch, preußische und keineswegs deutsche Politik. Darin blieb er sich gleich: er blieb der Nachfolger Friedrichs II. Wohl wollte er die preußische Thätigkeit auf Deutschland ausdehnen, mit der Reaktion brechen, die Kräfte des nationalen, des liberalen

Gedankens für Preußen aufbieten: aber eben für Preußen. Die Wirklichkeit dieses großen Lebens, seine Eigenart und seine Leistung, zuletzt dann auch den vollen Wert seiner späteren neuen Entwicklung ergreift man nur, wenn man diese Wahrheit scharf erfaßt und ehrlich betont: denn sie ist die Wahrheit. Was Bismarck erstrebte, war eben noch jetzt, wie er es damals so oft gesagt hat: Befreiung Preußens aus seiner bundestäglichen Fesselung, Heilung dieses Gebrechens seines Landes, und sei es mit Eisen und Feuer. Und so blieb es, als er aus Petersburg, aus Paris die deutschen Vorgänge ungeduldig beobachtete und besprach: so war er, als er im September 1862 König Wilhelms Minister wurde. So trat er den Fragen, die seine Zeit beschäftigten, entgegen. Von den herrschenden Gedanken und Bestrebungen der Einheit, die ich früher entwickelte, berührten ihn die meisten nicht. Die Idee der Nationalität mit ihrem liberalen Zuge, mit ihren stark geistigen Elementen; die politischen und wirtschaftlichen Ansprüche des Bürgertums auf Einheit und Freiheit: sie alle waren für ihn nichts oder wenig, zum Teile war er ihr offener Feind. Nicht nur die revolutionären Ideale von 1848 als solche befehdete er: alle ihre Voraussetzungen waren nicht die seinen. Nur mit einer jener Einheitskräfte hatte er zu thun: mit dem Staate Preußen; und was er wollte, war nicht Gründung der deutschen Einheit durch Preußen, es war Erhöhung Preußens durch Deutschland. So war sein Ausgangspunkt; so hat seine Politik Jahre lang gewirkt; es war eine völlig andere Welt als die von 1848. „Meine Aufgabe", so etwa habe ich es 1893 aus des Fürsten Munde gehört, „ist es gewesen, das preußische Heer in den Dienst der deutschen Idee zu stellen: nur dadurch wurde diese erfüllbar". Das ist das Ergebnis seiner Thätigkeit gewesen, und rückschauend mochte er so sprechen: aber beseelt hat ihn in jenen 60er Jahren das preußische Interesse vornehmlich und fast allein. Und da erst lag für ihn damals die nächste und die härteste Arbeit: „wer mir," so sprach er weiter, „dabei den schwersten Widerstand entgegengesetzt hat, das war König Wilhelm."

Man pflegt ja zu sagen, Bismarck habe an die Stelle des Ideales als Ziel wie als Wirkungsmittel die Macht gesetzt. Auch das ist wahr und falsch zugleich. Denn mindestens muß man doch hinzufügen, daß das Machtstreben Bismarcks selber etwas Ideales war. Er wollte Erhöhung der preußischen Macht — ist das etwas Plumpes, etwas nur Körperhaftes und Ungeistiges, wie viele zu glauben scheinen? Moltke hat einmal mit vollem Rechte Machtstellung als ein ideales Gut bezeichnet. Und für Bismarck war sie der Lebensnerv seines preußischen Bewußtseins. Er hat diese Kraft des alten Preußentums, die lange geschlummert hatte, wieder aktiv in seine Gegenwart eingeführt. Er hat

seinen ehrwürdigen König, in dem selber ein starker Hauch von diesem fridericianischen Geiste war und ohne dessen Vorarbeit und Mitarbeit Bismarcks Leben und Werk und das neue Preußen wie das neue Deutschland freilich undenkbar ist, er hat ihn für das ungeheure Wagnis des Kampfes mit Österreich, für die schroffe Einsetzung der Existenz an ein gewaltiges Ziel doch erst erobern müssen. Er hat das alte Preußen in die Kriege hineingerissen, er selber der eigentlichste Erbe Friedrichs des Großen — und der erste Erbe, den jener gefunden hat. Auch diese einzige unmittelbar leistungsfähige Gewalt unter den Trägern der deutschen Hoffnung, auch dieses Preußen ist, trotz aller Vorbereitungen und Wünsche, zuletzt doch keineswegs von selber zur helfenden That geschritten: Bismarck hat es dazu gezwungen, mit unsäglicher Mühe, und wir können sagen, keiner, kein einziger hätte es vermocht, hat es vermocht außer ihm.

Wohl sind dies Jahre ohnegleichen. Noch haben sie ihren Historiker nicht gefunden, der das Durcheinanderfluten deutscher und preußischer, idealer, materieller, persönlicher Kräfte in diesem Jahrzehnte wirklich dargestellt und der jedem, dem Sachlichen und dem Persönlichen, dem Alten und dem Neuen gerecht seine Stelle im Ganzen zugemessen hätte. Das aber wird sicherlich immer das Ergebnis bleiben: auf Grund mannigfachen sachlichen Werdens, aber in überraschend eigenster Richtung, handelte der Eine, und er allein. Er errang sich die Erlaubnis, handeln zu dürfen. Er schritt kühn zwischen hundert Gegnern und Gefahren seinen Weg, voll großartiger Sicherheit und Feinheit zugleich. Er hat es erreicht, seinen Feind, Österreich, auf seine Seite zu ziehen und so Europa 1864 das Paroli bieten zu können. Er hat Schleswig-Holstein befreit und erobert, im Gegensatze zu ganz Deutschland. Er hat aus der Bundesgenossenschaft mit Österreich den immer still erstrebten Entscheidungskampf gegen Österreich hervorgehen lassen. Er hat zuletzt die deutsche Fahne entrollt und alle Kräfte der Einigung aufgerufen für das verhaßte Preußen. Aber alles, was er damals that, ist preußisch gewesen: für Preußen wollte er Schleswig-Holstein haben, für Preußen brauchte er die Auseinandersetzung mit Österreich; für Preußen zu allererst hat er den Gewinn des 1866er Krieges in die Scheuern gebracht. Der preußische Staat hat gesiegt, dank seinen eigenen sittlichen und technischen Kräften, aber zugleich auch nur dank dem Zwange des einen Mannes; die harte reale Gewalt dieses Staates, die sich so lange seitab gehalten, wurde, ihrer Geschichte getreu, aber doch nur durch Bismarck, zur Bildnerin des neuen Deutschlands und hat ihre machtvolle Einwirkung auf die Art und die Zukunft der neuen Einheit, auf alles innerliche Leben der Nation geübt. Die Verfassung, die Bismarck 1867 Norddeutschland

gab und 1870 auf Deutschland ausdehnte, ist, wie jedermann weiß, der preußisch-monarchischen Züge voll. Sie bildet das unitarische Ideal von 1849 im Sinne der Schonung des Einzelstaates und seines Fürstentumes um, ermäßigt es durch die Anerkennung der historischen, der konservativen Gewalten, verändert es durch den preußisch-militärischen Geist. Die nationale Vorgeschichte und dieser preußische Strom flossen in alledem zusammen. Damit ist dann freilich auch das deutsche Wesen zur Einwirkung auf das preußische gelangt; und wieder diente Bismarck als das Organ, als der mächtigste Mittler dieses Einflusses. Er selber ist seit 1866 aus den alten Bahnen in weitere hinausgelenkt. Er, der stets das that, was der Tag von ihm forderte, ward nun, da sein Staat deutsch geworden und er selbst norddeutscher Bundeskanzler geworden war, zum Norddeutschen und immer sichtbarer zum Deutschen; er spannte sein Segel so, daß es nun den vollen Hauch der lebendigen Entwicklung faßte. Die alte Arbeit des Sonderstaates hatte er abgeschlossen; die neue drängte sich auf; er war für beide der Mann des Schicksals. Er gründete, als norddeutscher und deutscher Staatsmann, diesmal von dem Verständnisse und der Sehnsucht seines Volkes begriffen und getragen, auch diesmal aber auf Seine Weise, mit tief-persönlicher Einwirkung auf alles Werdende, in erneuter, gewaltigster Leistung das Reich. —

Wir halten hier inne.

Ich habe Bismarck als den Erben Friedrichs II., den Träger des preußischen Wesens, des monarchisch-aristokratischen Elementes in Preußen bezeichnet. Ist das auch richtig? War er wirklich der Träger allgemeiner Gewalten? War er etwas anderes als er selbst? Wie sich seine Arbeit bis zu ihrer Siegeshöhe von 1866/70 zu den allgemeinen Mächten in Deutschland verhielt, habe ich verfolgt: wie aber verhielt sich seine Person zu allgemeinen sachlichen Gewalten überhaupt? War er der „treue Diener" eines Herrn und einer Idee — oder war er nur der Diener seiner eigenen souveränen Kraft?

Es ist bekannt, daß diese Frage verschieden beantwortet worden ist; sie ist die packendste und feinste zugleich, die, wenn nicht seine Geschichte, so doch sein Wesen uns vorlegt. Und wie soeben die Grundlagen seiner historischen Stellung, so suche ich noch die Elemente seines persönlichen Wesens, wie sie mit einander stritten und sich doch in innerer Einheit fanden, hier zu begreifen. Denn beides, scheint mir, war in seiner Natur vertreten und beides gleich gewaltig: die vollste Selbstherrlichkeit des Genius, und seine Einordnung in das Sachlich-Allgemeine. Nur wer beides ganz in ihm sieht und ganz in ihm anerkennt, wird dieser ungeheuren Erscheinung gerecht: und in den Widersprüchen, die seine

Natur umschließt und überwindet, ruht die erhabenste sittliche Kraft seines Eindruckes.

Überwältigend war seine Erscheinung, seit er, in Berlin und in Frankfurt, in das öffentliche Leben trat; wer sie sah, den ergriff sie in Liebe oder in Haß. Wir haben sie ja alle vor unsern geistigen Augen: den Recken, der schon äußerlich alle überragte, der seiner Körperstärke in seinen Manneszeiten das höchste zumutete, den die Anstrengung, das Wagnis, die Gefahr der Jagd in den schwedischen und russischen Wäldern freudig reizte, voll einer unbändigen Naturkraft, die ihren eigenen Gesetzen folgt: allen, denen er begegnete, überlegen; mit Augen, die jedem auf den Grund der Seele drangen; von durchbohrender Menschenkenntnis und bald genug Menschenverachtung, von absoluter Sicherheit des eigenen Ganges und absoluter Furchtlosigkeit. In ihm herrschte der Drang, zu gebieten, zu wagen bis zur Verwegenheit, der Drang des Genius, sich selber durchzusetzen, ein mächtiger Trieb, der ihn über die Schranken des Gewöhnlichen und des Korrekten unwiderstehlich stolz hinwegtrug. Ihm diente eine Spannkraft sondergleichen, ein Intellekt, schneidend, fest und fein, von klarer und kalter, und doch das Fernste umfassender Berechnung, eine Phantasie voll sinnlicher Bestimmtheit, ganz weit und zugleich ganz plastisch-scharf; aber das Führende war der Wille. Und welch ein Anblick, wenn er die Macht seines Temperaments einherbrausen läßt, da wo sie freie Bahn hat oder entschlossen ist, sich die Bahn endlich zu brechen, mit hinreißendem Schwunge der Thatkraft, des Zornes, der Gewaltsamkeit — furchtbar als Gegner und nicht bequem als Diener und als Verbündeter! Er setzt nach der Art großer Menschen sich selbst und seine Sache gleich; wer ihn hemmt, der ist ihm der Feind, den er mit allem persönlichen Ingrimm anpackt und haßt, und er ist ihm der Feind seines Staates und seines Landes; jeden Widerstand spürt er mit tiefer Empörung; der Groll folgt ihm in die schlaflosen Nächte: ich habe kein Auge zugethan, ich habe die ganze Nacht gehaßt! Unablässig ringt er mit sich selber und mit der Welt, immer kämpfend, immer im Vollgefühle des Zieles und des eigenen Rechts. Er wußte, was er war; aus allen Lebenskreisen, in die er trat, ragte er weit heraus, und er fühlte seine Überlegenheit. Er hat es noch in den 80er Jahren ausgesprochen, wieviel an ihm liege: Er sei der Träger von Deutschlands europäischem Kredit; und er stellte, wie Martin Luther, die angstvolle Frage, ob sein Lebenswerk wohl auch ihn selber zu überdauern vermöge. Klage und Anklage gegen alle, die gegen ihn waren, sind dann immer wieder über seine Lippen geflossen. Er suchte im freien Gespräche, am eigenen Herde die Entlastung von Sorgen und

Kämpfen. Da strömte ihm die Fülle seines Empfindens, seines Gemütes, seines Humors in entzückender Anmut, in unerschöpflichem Reichtume aus dem Herzen, da zeigte sich seine tiefe Einigkeit mit den Seinen, mit der Natur, die zarte Reinheit und Schlichtheit dieses das Kleine wie das Große umschließenden Wesens. Aber auch da brach aus der ungeheuren Spannung seiner Kräfte immer wieder der Funkenregen von Leidenschaft und Groll und Hohn sprühend hervor, auch da drang in bitterem oder schneidendem Worte die Ungeduld, die Geringschätzung, die Verdammung des Gegners oder des hemmenden Genossen rücksichtslos zu Tage, immer in ganz persönlicher Zuspitzung; und wo er im engen Kreise oder vor der Öffentlichkeit von seiner Geschichte gesprochen hat, tritt beinah überall dies persönliche Moment, der ganz persönliche Kampf geradezu einseitig in den Vordergrund. Vor s e i n e m Kampfe, vor seiner Selbstbehauptung scheint ihm alles übrige zu versinken.

Und doch — wie beherrscht ist diese feurige Natur, von der wir ja deutlich genug sehen, wie nur ihre rücksichtslose Kraft sie eben befähigt hat, der Arzt ihrer kranken Zeit zu werden: wie beugt sich seine stolze Thatenlust der Wirklichkeit, der eigenen Erkenntnis, ja einer unerhörten Selbstbeschränkung und Mäßigung! Wer hat im Siege so verstanden Halt zu machen und seinen widerstrebenden Genossen Halt zu gebieten wie er? Leuchtend werfen die Tage von Nikolsburg, da er den schonenden Frieden mit Österreich erzwang, ihr Licht über alle seine späteren Erfolge. Wem hat der Sinn für das Mögliche und Erreichbare so unbedingt die Grenzen gezogen, wer hat sie mit so vollendeter Weisheit erkannt, anerkannt, gepredigt wie er? Wer hat in so großartiger Ruhe die Lehren seines Lebens gefaßt und überliefert, wie er, der Redner, der Publizist? Wenn etwas für die Ratschläge, die er, vor wie nach seinem Rücktritt, seinem Volke und dessen Regenten erteilt hat, den bezeichnenden Ausdruck giebt, so ist es die Verbindung von Kraft und Maß; und er hat sie — nicht in allem wahrlich, aber in den Dingen, die ihm immer die wichtigsten waren, in allen Fragen der M a c h t seines Reiches nach innen und außen, sein Lebelang selber bethätigt.

Und mehr noch, wie ist dieses Leben, dem an persönlicher Gewalt kein anderes in unserem Jahrhundert seit Napoleon I. gleichkommt, umfaßt von allgemeinen Mächten, die er, der Kämpfer, der Zürner, anerkennt und denen er dient! Er hat sich durch einen Gottesglauben gebunden bekannt, der ihm immer die oberste seiner Empfindungen gewesen ist, seit ihn die Hand seiner Frau aus Zweifeln, die diesem

Manne der Thaten unerträglich waren, auf den festen Boden ihrer Religion hinaufgezogen hat. Er hat die furchtbare Verantwortung, die sein Leben Tag um Tag auf seine Seele wälzte, nur tragen können, weil er besaß, worauf er sich stützen und entlasten konnte: was anderen Männern des wagenden Handelns ihr Schicksalsglaube leistete, das gewährte ihm unendlich voller und tiefer sein Glaube an den persönlichen Gott. Er hat drei Kriege herbeigeführt — wider seinen Wunsch, so hat er erklärt, aber er hat es gethan: er habe, bekannte er, sein Gefühl vor Gott ausgebreitet, vor Menschen könne er es nicht. Und er hat in seinem Hause, in seiner Ehe fest und tief gewurzelt: auch da fand er Stätten, an die sein Lebenskampf nicht rührte; auch da zog er seine besten Kräfte immer von neuem aus dem Boden des Menschlich-Allgemeinen. Und dann: er war Preuße und war Monarchist. Er hat wohl einmal in zwangloser Bewegtheit des Gespräches gefragt, was mache ihn denn königstreu als allein sein Glaube, das Gebot seiner Religion? und hat der Monarchie die eigene verpflichtende Gewalt über sein Seelenleben bestritten. Leute, die sich einbildeten ihn zu kennen, haben denn wohl auch gelächelt, wenn er ein andermal seine Gebundenheit an den Königsglauben betonte. Und dennoch hat dieser ihn auch im Innersten erfaßt und beherrscht. Wir stoßen da, indem wir die vorwaltenden Elemente seines Wesens aufsuchen, noch einmal wieder auf diejenige Macht, die wir sein Handeln bis 1866 lenken und richten sahen: die historische Macht des alten Preußentums, in dem er lebte, selbst wo er es nicht wußte. Er hat das Preußen seiner Tage aus der Enge in die Weite hinausgedrängt und gewußt, daß Er der Beweger war; er hat „seinen" König — seinen: das blieb ihm immer Wilhelm I. — zur Größe erst gezwungen; er hat alle die Herrscher, unter denen er lebte, mit der Nüchternheit seines Menschenblickes angeschaut und durchschaut und hat empfunden, daß er größer war als sie; und seine scharfen Worte, im Kampfe oder im Rückblick, haben auch die Könige nicht geschont. Aber was er gegen König Wilhelm durchsetzte, das war eben die Erbschaft Friedrichs II., das war die Erbschaft des königlichen Amtes, des Königtums, und keineswegs bloß die eigene Person; sie trat ihm in diesem obersten Verhältnisse seines politischen Daseins doch ganz zweifellos zurück hinter den Dienst, in dem er stand. Im Gegensatze zu Napoleon erkannte er sich gebunden und wollte es sein. Er diente. Er hat sich darüber ausgesprochen, wie sich im Gefühl eines Royalisten sehr wohl das Bewußtsein, den Herrscher zu lenken, mit dem des Dienertums vertrage; und ganz gewiß, sein tiefstes Empfinden hat diesen

Einklang gesucht und gebraucht. Ich darf das unvergleichliche Verhältnis, das ihn 30 Jahre hindurch mit seinem alten Könige verband, hier nicht in seiner Entwicklung, in seiner Reinigung, in seinem Aufsteigen von hartem Kampfe zu immer vollerer Harmonie verfolgen: alles was wir an neuem davon erfahren, verstärkt den Eindruck dieser Entwicklung nur. Ihm aber blicken wir in das Herz, wenn wir ihn in Zeiten herber Gereiztheit — im Jahre 1869 — dem engvertrauten Roon klagen hören: ich kann die Kämpfe mit dem Könige gemütlich nicht aushalten. Er hat seinen sachlichen Willen und auch seine Persönlichkeit behauptet; er war der steifnackige Edelmann, der auch vor seinem Fürsten er selber bleibt, und der Genius zugleich. Aber er wollte Diener der Hohenzollern sein und bleiben, alles andere gab es in seiner Atmosphäre nicht: er atmete mit seinem ganzen Wesen, so hoch er immer steigen mochte, doch einmal stets die preußische Luft. In seiner Wirkenszeit hat er den Einklang herzustellen und zu bewahren vermocht. Und er wollte den Inhalt seines Lebens, wie er ihn über alle entgegengesetzten Gefühle und Kämpfe hinweg ansah, und wie ihn anzusehen sein innerstes Bedürfnis ihn trieb, in jener Grabschrift festhalten, die ihn den treuen Diener seines Herrschers nennt.

So tief innerlich durchdrang ihn sein ererbtes und erlebtes Preußentum. Es blieb noch stark in ihm, auch als er Deutscher wurde; in seinem Wirken selbst blieb er auch da noch immer vor allem der Vollstrecker der preußischen Überlieferung. Als er seit 1879 den neuen Sieg der Monarchie im deutschen Reiche erkämpfte, als er jene innere, sociale und wirtschaftliche Politik aufnahm, die ich eingangs streifte, da war es wiederum die Monarchie und das System Friedrichs des Großen, womit er den Zusammenhang von neuem herstellte; und auch in seiner äußern Politik seit 1871 tritt wohl die Gleichheit der geographischen Bedingungen, die er mit Friedrich teilte, aber nicht minder die Gleichheit des Verfahrens, die Nachwirkung der historischen Antriebe merkwürdig stark hervor. Und wer dem andern mehr verdankt, Preußen seinem Minister, oder Bismarck seinem Preußen, das ist niemals zu entscheiden. Sie sind untrennbar. Er hat dem alten Wesen das reichste neue Leben eingehaucht und hat es in die neue Zeit geführt, ohne Ihn ist von allem Großen, das wir erlebt haben, nichts, gar nichts denkbar; was wäre die Epoche Bismarcks ohne ihren Genius? Aber er selber empfand es, daß diese Gewalten, die er beherrschte, zugleich sein Leben innerlich ihrerseits beherrschten; er ordnete — dahin lenken wir zurück — all seine widerspenstige Riesenkraft dem Überkommenen in dauernder Ehrfurcht ein: er diente.

Ich habe ein starkes Gewicht darauf gelegt, die Wurzeln seines Wesens im Erdreiche seiner engeren Heimat nachzuweisen; denn daraus quoll ihm einmal, sein ganzes Leben hindurch, Eigenart und Stärke vornehmlich empor. Wir dürfen es als Deutsche, im Deutschen Reiche, doppelt froh empfinden, daß er, von diesem Boden her, dennoch so ganz der Unsere im allgemein-deutschen Sinne ward. Das deutsche Ideal ist in ihm mit seinen Thaten gewachsen. Es hat ihn seit der Höhe seines Lebens für sich erobert und hat ihn ganz erfüllt. Die Wirkung seiner eigenen Leistung hat ihn bezwungen. Bewußt und laut ist er in späteren Jahren so manchesmal gegen den „preußischen Partikularismus" wie gegen jeglichen anderen ins Feld gezogen; und ganz von selber mag ihm in der Erinnerung seines Greisenalters der deutsche Ton, der seinen Abend durchhallte, wohl auch in die reinpreußischen Zeiten seines Lebensmittags, in seine Manneskämpfe hinübergeklungen sein. Uns ist es doppelt wertvoll, daß gerade er beides, das Engere und das Weitere, das Alte und das Neue, so ganz in sich vereinte und verschmolz. Denn das hat er gethan. Das Reich war ihm sein Werk und schon deshalb hat er es gehegt. Aber gewiß, nicht deshalb allein! Auch hier wuchs ihm das Sachliche doch über alles Persönliche weit hinweg: er hat sein Deutschland mit steigender Liebe umfaßt, er hat es anerkannt als allgemeinste und höchste Gewalt seines wie unseres Lebens, er ist mit gutem Fug und Recht uns allen zum lebendigen Wahrzeichen von Einheit und Reich geworden. Wie wundervoll hat der 80jährige zu den Boten jedes einzelnen unserer Stämme und unserer Länder aus ihrem eigensten Herzen heraus, in liebevoller Durchdringung, in tiefer Kenntnis und Anerkennung ihrer Sonderwelt, gesprochen, er selber als Träger und Vertreter des Ganzen und Einen! Und andererseits, wie gut verstehen *wir ihn*, alle, die wir uns Deutsche nennen! Sein Wesen ist, nach deutscher Weise, gerade weil es zugleich fest in seiner Heimaterde haftet, uns allen wohlbegreiflich und tiefvertraut. Wohl: die Gegensätze und die Widersprüche, die jede Seele erfüllen, sind bei ihm in das Riesenhafte gesteigert und immer wieder zucken aus dem Gewölke, das sein Haupt umzieht, die Blitze; die Kräfte des Willens und Geistes ragen unendlich hoch über das Mittelmaß, das wir kennen, hinaus. Wir aber sehen ihn in seiner Welt, die auch die unsere ist, in seinem Hause, inmitten des Schlichten und Kleinen; wir finden diese Mischung von Liebe und Zartheit und Hingabe und leidenschaftlichem Persönlichkeitsdrange gar nicht fremd und gar nicht unbegreiflich. Und wie er war, dem feinsten Auge und jeder Zukunft sicherlich in manchem allezeit unenträtselbar, dem

Einfachsten nahe durch seine elementare Art und Macht: so bleibt er uns als Ganzer doch verständlich und beinahe selbstverständlich in der Wirklichkeit seines Wesens — eckig und reich, stolz und demütig, hart und schroff und doch warmen Herzens, gütig und drohend, ein ganzer Mensch, der seine Zeit und seine Welt mit seiner Wirkung durchdrungen hat und hinleuchtet über die Jahrhunderte, unvergänglich, so lange es noch menschliches Gedenken an menschliche Größe geben wird.

Uns ganz gewiß, uns Deutschen, die wir das Glück genossen, ihn zu haben und ihn zu schauen, ist alles an ihm, nun da er von uns geschieden ist, ein unverlierbares und unausschöpfbares, ein allen Stämmen und allen Einzelnen gemeinschaftliches Vermächtnis. Er hat uns sein Werk vererbt, als das Edelste und Teuerste, was wir als Volk heute besitzen, und hat uns sein Selbst vererbt, als ein sachliches Gut, als eine Quelle des Lebens, der Lehre, der Erbauung. Immer Neues werden wir von ihm erfahren und immer wandeln wird sich uns und unseren Nachkommen, nach menschlicher Art, sein Bild; erst eine ferne Zukunft wird ihm und seiner Schöpfung ihre Stelle im großen Zusammenhange der deutschen Geschichte endgültig anweisen. Wird sein Reich das letzte Wort deutscher Staatsbildung sein? Ist er der Vollender oder erst der Beginner der germanischen Größe? Solche Fragen stellen sich uns wohl. Wir vergessen nicht, daß es schon für uns die rechte Nachfolge ist, nicht sklavisch auf das Wort selbst des größten Meisters zu schwören. Aber ganz sicherlich: das spüren wir zugleich, ein jeder in sich selber, daß, was er that und schuf, uns in das Herzblut übergegangen ist, daß wir als Volk, als Einzelne, nicht mehr leben können ohne dieses Reich, daß es zum heiligsten Besitztum unseres persönlichsten Daseins zählt. Das spüren wir, wie Er uns umgeschaffen, wie Er die Mahnungen seines Kampfes uns in die Seelen gegraben hat; wie sein Bild sich uns längst einfügt in das Beste unserer deutschen Geschichte, unseres deutschen Wesens selbst; wie eine große Einheit ihn mit den Ersten all unserer Vergangenheit verbindet, mit Goethe, mit Friedrich, mit Luther und so in majestätischem Zuge bis auf jenen Gewaltigen, dem er neulich hier verglichen wurde, auf Kaiser Karl, der die Jahrhunderte des Mittelalters unvergessen überragte. Wir haben Otto von Bismarck in unser Leben aufgenommen. Wir trauern um ihn wie um einen Vater und Freund; wir vermissen ihn schmerzlich schon heute inmitten des Wirrsals der erregten Welt: wir suchen alltäglich seine Stimme, die uns so lange ratend und mahnend erklang. Wir stehen inmitten der Gefahren; aber wir denken an das, was Deutschland war und was es durch ihn wurde,

und fühlen, wie er uns beschenkt und gestärkt hat über das Grab hinaus, reicher als jemals ein anderer. Und wir erblicken ihn rings um uns her. Wenn die Stunde der Nöte kommt: hier quillt der Born des Segens, hier rauscht das Banner der Sammlung; und über all unsere Trauer, die wir ihm aus tiefem Herzen weihn, glüht ein goldener Sonnenstrahl des freudenvollen Bewußtseins hin, wie unzerstörbar in dem, was Bismarck war und ist und bleibt, das Leben über den Tod triumphiert.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

2,0

29. Aug. –

Schmoller, Gustav <<von>>, / Lenz, Max, / Marcks, Erich

Zu Bismarcks Gedächtnis

Leipzig 1899